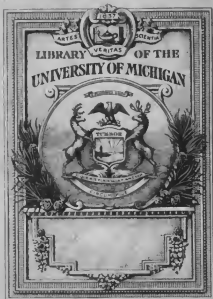




*Das alte Bauernleben der
Lüneburger Heide*

Eduard Kück, Deutscher Verein für Ländliche
Wohlfahrt und Heimatspflege



101
102
103
104

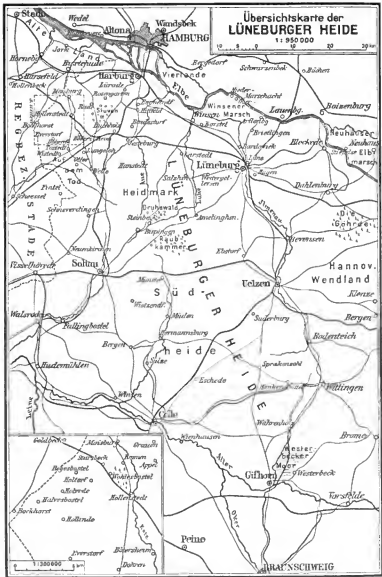
21 I

491

. H 3.1

15!





Das alte
auernleben
der
Lüneburger Heide

Studien zur niedersächsischen Volkskunde, in Verbindung
mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und
Heimatspflege

herausgegeben von

Dr. Eduard Rüd

Oberlehrer am Gymnasium zu Friedenau-Berlin

Mit 41 Abbildungen, 24 Singweisen und einer Karte



Leipzig
Verlag von Theob. Thomas
1906

Alle Rechte, auch hinsichtlich der Abbildungen und mit Einschluß
des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.

Druck von Fr. Richter in Leipzig

Frau Auguste Wiese, verw. Rück,
in Lüneburg,
seiner lieben Mutter,

und

Herrn Heinrich Sohnrey
in Steglitz,

dem volkstümlichen Erzähler und dem Anwalt der ländlichen
Wohlfahrts- und Heimatspflege, seinem verehrten Landsmann,

zugeeignet.

Vorwort.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.“ Die Volkssprache der Lüneburger Heide wird immer weiter zurückgedrängt, die alten Sitten und Bräuche schwinden, die verehrungswürdigen Reste des Volksglaubens fallen der Vergessenheit anheim, das Bauernleben der Heide ist unter dem Einfluß der Neuzeit und ihrer Kultur in einer starken Umbildung begriffen. Die letzten Jahrzehnte haben mehr zerstört als früher lange Jahrhunderte; die jüngere Generation der Heide weiß kaum mehr, wie es in den alten Eiden aussah, und bald wird die letzten Vertreter und Zeugen jener Zeiten die Erde decken. Ein ähnlicher Rückgang des alten Volkstums und seiner Überlieferungen zeigt sich ja leider weit über die Heidegegenden hinaus. Um so lebhafter drängt sich der Wunsch auf, daß es dem warmherzigen Streben der vielen, für die Wohlfahrt des flachen Landes eintretenden Männer gelingen möge, wenigstens einen völligen Bruch mit der Vergangenheit zu verhindern.

Aus der Liebe zur Heide, die meine Heimat ist, und aus dem Wunsche, etwas dazu beizutragen, daß die bedrohten Schätze des Volkstums nicht auch der Forschung verloren gehen, reifte in mir vor etwa sechs Jahren der Plan eines Wörterbuches der Lüneburger Heide. Ich erwähne das hier nicht nur, um die Bitte um landsmännische Unterstützung daran zu knüpfen,¹⁾ sondern auch,

¹⁾ Eine vorläufige Bitte in dieser Hinsicht habe ich bereits im 2. Heft der Lüneburger Museumsblätter ausgesprochen. Im nächsten Heft, voraussichtlich im Februar 1906, wird ein ausführlicher Bericht mit praktischen Vorschlägen zum Sammeln veröffentlicht und als Sonderabdruck gern jedem,

weil aus der Arbeit am Wörterbuch das vorliegende Buch erwachsen ist. Denn bei der Sammelarbeit, die mich fast in jeder Urlaubszeit in die Heide führte und in immer nähere Berührung mit dem bäuerlichen Leben der Heide brachte, floß mir allmählich eine solche Masse volkstündlichen Stoffes zu, daß ich dadurch zu besonderen Forschungen — zunächst auf dem Gebiete der Tracht — angeregt wurde und schließlich den Versuch unternahm, die vielen volkstündlichen Einzelergebnisse zu einem Gesamtbilde des alten Bauernlebens zusammenzufassen. Diese Aufgabe erschien mir an sich schon reizvoll; sie wurde noch lockender, da die Volkskunde, die junge Tochter der deutschen Philologie, immer noch zauderte, ihren Fuß in die Heide zu setzen.¹⁾ Erst jetzt, in den Wochen, wo dieses Buch sich anschießt, die Presse zu verlassen, rüstet man sich im Lüneburgischen, und zwar auf die dankenswerte Anregung des Herrn Regierungs- und Schulrats Dr. Plath in Lüneburg, zu einer Sammlung volkstündlicher Überlieferungen; ohne Zweifel wird diese Anregung noch viel Wertvolles zutage fördern.

Die geschilderte Zeit ist vorwiegend die Zeit, wo die jetzt ergrauten Männer und Frauen, meine wichtigsten Zeugen, noch jung und frisch waren, die Zeit vor etwa fünfzig oder sechzig Jahren, als der Großvater die Großmutter nahm; daß manches der alten Zeit Zugeschriebene noch heute lebendig ist, woraus sich übrigens gewisse Schwierigkeiten der Darstellung ergaben, widerspricht den obigen Ausführungen über den Zurückgang des volkstündlichen Lebens natürlich in keiner Weise. Auch die Bilder, die sämtlich für dieses Buch von Berufsphotographen²⁾ neu auf-

der sich an der Sammelarbeit beteiligen will, auf Wunsch zugesandt werden. Ich bemerke noch, daß die Einleitung des Wörterbuches die passende Stelle sein wird, auf sprachlich-ethnographische Fragen einzugehen. Erst muß ein reiches Wortmaterial vorliegen, bevor auf diese schwierigen, durch neuere Auffstellungen noch keineswegs hülänglich geklärten Fragen eine befriedigende Antwort möglich ist.

¹⁾ Auch die neueste Veröffentlichung, Dr. R. Lindes verdienstvolles Buch „Die Lüneburger Heide“ (in den „Monographien zur Erdkunde“ erschienen), verfolgt zunächst andere Aufgaben und hat das Gebiet der Volkskunde nur gestreift.

²⁾ Bis auf Fig. 28a, die ich einem jüngeren Verwandten, Herrn Herbert Kummert in Celle-Lachendorf, verdanke.

genommen worden sind, wollen in erster Linie nicht das heutige, sondern das alte Bauernleben veranschaulichen.

Das Buch bildet zwar ein in sich abgeschlossenes Ganzes, aber es weist zugleich über sich hinaus, auf das noch in der Ferne liegende Ziel einer niedersächsischen Volkskunde. In der Hoffnung, daß es früher oder später sich als eine willkommene Vorarbeit in dieser Richtung erweist, habe ich ihm den Untertitel gegeben: „Studien zur niedersächsischen Volkskunde“. Ohne Zweifel werden im einzelnen mannigfache Übereinstimmungen mit anderen niederdeutschen Landesteilen auffallen, aber hoffentlich wird man darin keinen Mangel des Buches sehen. Wir müssen uns heute vorwiegend darauf beschränken, den volkskundlichen Stoff zu sammeln und ihn so vor der Vergessenheit zu bewahren; erst die Zukunft mag vergleichen und die Aufgabe lösen, das allgemein Verbreitete und das landschaftlich Beschränkte schärfer zu sondern.

Bei der Darstellung habe ich im wesentlichen den Regierungsbezirk Lüneburg im Auge gehabt und besonders die Verhältnisse des Nordwestens¹⁾ darzustellen versucht. In diesen Grenzen verdanke ich wieder den meisten Stoff meiner engeren Heimat, dem uralten, mehr als dreißig Dörfer umfassenden Kirchspiel Hollenstedt, mit dessen Bevölkerung mich seit der Jugendzeit bis heute vielfache Beziehungen verbinden. Allen Bewohnern dieses Kirchspiels und der benachbarten Gegenden, die mich mit ihrer Ausfunft unterstützt haben (ihre Zahl dürfte mehrere Hundert betragen), sage ich auch hier für ihre Freundlichkeit herzlichsten Dank. Besonderen Dank schulde ich aber meinen bis vor einem Jahre auf dem Lande lebenden Eltern. Durch ihre Vermittlung wurde es ermöglicht, daß die Nachforschungen auch in der Zeit, wo mich dienstliche Verpflichtungen der Heide fernhielten, nicht ins Stocken gerieten; insbesondere hat meine Mutter durch ihre eifrige und

¹⁾ Die Verhältnisse der dem Nordwesten benachbarten städtischen Heidegegenden haben, wie ich aus manchen Beobachtungen schließe, große Ähnlichkeit mit den im Buche geschilderten. Allerdings fehlt es auch nicht an Abweichungen, und auf solche wird wiederholt im Buche hingewiesen. Die Volkstrachten der städtischen Heidegegenden (vgl. S. 86, Anm. 1) verdienen eine ausführliche, besondere Darstellung; eine empfehlenswerte Vorarbeit in dieser Hinsicht findet der Leser S. 124, Anm. 1 verzeichnet.

geschichte Sammeltätigkeit — namentlich auf den Gebieten der Tracht und der Küche — meinen Plan in sehr verdienstvoller Weise gefördert. Kleinere Aufsätze und Nachrichten volkstümlichen Inhalts in Zeitungen des Regierungsbezirks Lüneburg und auswärtigen Zeitschriften sind ebenfalls mit Dank benutzt und an den betreffenden Stellen als Quellen verzeichnet worden. Durch freundliche Übermittlung derartiger Quellen haben mich die Herren Lehrer Benede in Fahrenholz und Wrede in Gamsen besonders verpflichtet; einige schriftliche Mitteilungen haben die Herren Lehrer Siegel aus Bevensen (jetzt in Hollenstedt) und Lehrer Kruckenberg in Lüneburg beige-steuert. Durch die Schätze des Celler Museums hat mich Herr Lehrer Vehning in liebenswürdigster Weise geführt und meine Studien durch Auskunft über die Tracht der Sübheide gefördert. Mit besonderem Wohlwollen ist man meinen Bestrebungen in Lüneburg entgegengekommen: Herr Professor Theodor Meyer vom Johanneum, mein ehemaliger Lehrer, und Herr Stadtarchivar Dr. Reinecke haben mir als Vorstandsmitglieder des Museumsvereins mit Rat und Tat zur Seite gestanden; außerdem haben Herr Dr. Reinecke und Herr Professor Görgeß mir die für meine Zwecke in Betracht kommenden Quellen des Stadtarchivs und der Stadtbücherei nachgewiesen und in sehr bequemer Weise zugänglich gemacht. Schließlich spreche ich mehreren Friedenauern für ihr hilfsbereites Entgegenkommen herzlichen Dank aus. Die Herren Rieche und Brunzlow vom Friedenauer Gymnasium haben in kollegialer Weise ihr technisches Können in den Dienst der Sache gestellt: jener hat sämtliche Vertonungen einer Durchsicht unterzogen, von diesem sind die Grundrisse des Buches¹⁾ und die treffliche Gebälkconstruction (Fig. 34) gezeichnet worden. Die von Herrn Otto Radtke in Friedenau, Kartographen am Kaiserlichen Reichspostamt, gezeichnete Übersichtskarte wird ohne Zweifel besonders für die nicht-hannoverschen Leser eine willkommene Beigabe sein.

Die verhältnismäßig schnell und in dieser Ausstattung erfolgte Veröffentlichung ist zu einem guten Teile der Befürwortung

¹⁾ Hierzu sei noch bemerkt, daß Fig. 37 die vereinfachte Wiedergabe eines genauen, vor mehreren Jahren von Herrn Regierungsbauführer Linke aus Hannover an Ort und Stelle aufgenommenen Grundrisses ist.

des „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege“ zu danken, der erst vor kurzem durch die Herausgabe des Wertes „Die Kunst auf dem Lande“ sein Interesse für die Erforschung und Darstellung ländlicher Kulturverhältnisse bekundet und dessen Hauptorgan, das „Land“, dem umfassenden Programm des Vereins entsprechend sich seit Jahren, wie bekannt sein dürfte, auch an der wissenschaftlichen Behandlung volkstündlicher Fragen in bemerkenswerter Weise beteiligt hat.

Möge das Buch, von dessen Inhalt bisher so gut wie nichts¹⁾ veröffentlicht worden ist, eine freundliche Aufnahme finden! Daß es manche Ergänzungen zuläßt und hier und da ihrer bedarf, dessen bin ich selbst mir deutlich bewußt. Um so willkommener werden mir etwaige Mitteilungen über unerwähnt gebliebene Heidebräuche, auch über ähnliche Sitten, Benennungen, Anschauungen und Zustände anderer niederdeutscher Gegenden sein.

Friedenau, im Oktober 1905.

Eduard Rück.

¹⁾ Ein vereinzelter und vor dem Plan dieses Buches entstandener Aufsatz über die Bauernhochzeiten der Heide ist 1897 in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ veröffentlicht, aber jetzt völlig umgearbeitet und erweitert worden. Außerdem ist dieses und jenes aus dem Gebiet der Tracht im Anschluß an einige von mir gehaltene Vorträge in Berichte der Tages- und Fachpresse übergegangen.

Erlklärung der Abkürzungen und der in abgekürzter Form verzeichneten Quellen.

Andree	= A., Braunschweiger Volkskunde (2. Aufl. 1901).
Böhme	= B., Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig 1897).
Brem. Wb.	= Bremisch-niederländisches Wörterbuch (1767 ff.)
Dähnhardt	= D., Heimatlänge, 1. Aus Marsch und Heide (Leipzig 1901).
Den Doornkaat	= E. D., Wörterbuch der ostfriesischen Sprache.
Drosihn	= D., Deutsche Kinderreime und Verwandtes (Leipzig 1897).
Hepne	= H., Deutsches Wörterbuch.
Hottenroth	= H., Deutsche Volkstrachten.
Jahrb.	= Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung.
Jellinghaus	= J., Zur Einteilung d. niederdeutschen Mundarten.
Korr.	= Korrespondenzblatt d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung.
Kück, Beiträge	= K., Niederdeutsche Beiträge z. deutschen Wörterbuch (Progr. d. Gymn. zu Friedenan 1905).
Lübben-Walther	= L. u. W., Mittelniederb. Handwörterbuch.
Lün. Anz.	= Lüneburgische Anzeigen.
Reuß	= R., Französisches im mecklenburgischen Platt (Progr. Veltjisch 1897, 88).
E. S. Reper	= Eard Hugo Reper, Deutsche Volkskunde (Straßburg 1898).
mhd.	= mittelhochdeutsch.
Mi	= Mi, Wörterbuch d. mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart (1876).
mnđ.	= mittelniederdeutsch.
nd.	= niederdeutsch.
Niederf.	= Zeitschrift Niedersachsen.
Regenhardt	= R., D. deutschen Mundarten, Niederdeutsch (Berlin 1899).
Nidder	= N., Idioticon Hamburgense (2. Aufl. 1754).
J. D. V.	= Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde.

Berichtigungen und Zusätze.

§. 9, 3. 6 Fäbnen (statt Fehnen).

§. 42, 3. 3 u. Anm. 1 Fischmeier(s) (statt Fischeier(s)).

§. 46, 3. 2 (o. u.) u. §. 86, Anm. 2 Hebe (statt Heede).

§. 80, 3. 2 (o. u.) Wolke (statt Wolkarn).

In einigen Liedern sind die neueren niederdeutschen Formen beibehalten worden, obwohl der Reim ältere erweist (§. 13, 3. 9 denn statt dann, §. 15, 3. 2 herüm statt herum). Das zwischen zwei Vokalen stehende alte o, das neuerdings durch das hochdeutsche b immer mehr zurückgebrängt wird, ist mit Rücksicht auf die behandelte Zeit durchgehends durch w wiedergegeben worden (Awend, gewen u. f. w.)

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt: Jugendjahre 1

Geburt: Kinderzeug 1. Nahrung der Wöchnerin, Paten 2. Taufe: Kaffeltüg 3, Säugemühme 4, Namen 4, Kinnerbeer 6. Kirchgang der Mutter 7. Wöchnerin und Kind im Volksglauben: Heilkraft der Wöchnerinnensuppe, Sehnenverrenkung durch die Mutter von Zwillingen heilbar, Brustschuß 7, Nachgeburt und Nabelstrang, Wunderturen 8, Zahnen, Bettnäffen, Krämpfe, dat Fafsch, der Dwardel (Wirbel) auf dem Vorderkopf 9. Wiege 10. Dauer des Stillens 11. Wiegenlieder 11f. Sprechreime 15. Spiele zur Unterhaltung der Kleinen 16. Kleidung vom vierten Jahre an 17. „Wolf und Gans“, Rübenpuppe mit Hedehaar, Klüsterspielzeug aus der Luströhre der Gans, Deduck-spiel 18. Gänsehüten, die ersten Spiele der Mädchen 20, Marienkäferlied 21. Spielzeug der Knaben 22. Spiele der heranwachsenden Kinder: Spiele ohne Lied und Tanz (Dull Hund, Vohut'n Lock, Großmudder Schöttel-dol, Ful Ei, Vermutt Permin 23, Finkenstein 24). Abzählreime 24. Spiele mit Gesang und Tanz (Brückenspiel 26, Mudder Merie 27, Mann von Jericho 28, Krinkelkranz, Kofendanz 29, Schwarze Köchin, „Jammer, Jammer, höre zu“ 30, „Adam hatte sieben Söhne“ 31, Luwise, Luwise 32). Buntheit der Reigenformen, Einfachheit der musikalischen Elemente 33. Spiele der älteren Knaben 34.

Die großen Kirchenfeste und die Volkssitte: Osterfeuer 36, Pascheier, Osterglaube 37. Das Herumfahren des Pingsbötel's 39, vermutlich der Rest einer alten Maiseier mit Wett-austrieb und Hammelopfer 40, Fischermeier und Maidraut 41. Bullbül's-awend (Christabend), Kanjës und Kanjës-token 42. D'Johr's-awend (Silvester), Aschen-möhm 43. In den Zwölften 44.

Schulbesuch und Rübepüten 45. Erster Spinnunterricht 46. Erste Versuche im Nähen, Adamsbaum 47. Die Mädchen und das Stricken, 33 Kinderrätsel 48. Konfirmation 53.

Zweiter Abschnitt: Knecht und Magd, Bräutigam und Braut

55

Gliederung des Gesindes, Dienstantritt 55. Der Koffertag 56. Die Arbeit des Gesindes: Der Dorfkuhhirte 57, die Weide ein unaufgeteilter Rest der alten Mark 57f. Die Verkoppelung und die Ersetzung des Dorfkuhhirten durch die Knaben und Mädchen der einzelnen Höfe 60, durch konfirmierte Knaben 61. Der Schäfer 61, Schaffsur, Wollhandel 64, Schafmärkte 65. Der Klein- und der Großknecht 65. Der Häusling 66. Heidehauen 66. Landwirtschaftliche Geräte 68. Die Gewinnung des Torfes 71. Die Jahresarbeit der Mägde 73. In der Ernte 74, Schnüren 75. Ausschlagen und Dreschen 77. Dachschütten 79. Der Sonnabendabend 79, Dauer des Sonntags 80. Lohnverhältnisse 80.

Die Tracht der Heide 81. Echte und unechte Volkstracht 82. Volkstracht und wirtschaftliche Verhältnisse 83. Verwechslung der Heidebäuerin mit der Bardowieckerin in neueren Darstellungen 84. Volkstracht und Kirchspiel 85. Die Tracht der Heide in ihrem Zusammenhang mit der Bauernwirtschaft dargestellt: Behandlung des Hanfes 87, Brakelkäst 88, das Wickeln des Wockens 92, Wockenblätter 93. Behandlung des Flachses 93, der Wolle 94. Strickende Männer, der Bauernstrumpf 97. Spinnrad 98, Haspel 101. In der Spinnstube 102, sieben Spinnlieder 104. Das Weben: Kochen des Garns 111. Das Scheren, die verschiedenen Scherrahmen 112. Aufziehen des Garns (Aufzug) 115. Herstellung des Einschlages 117. Das Bleichen im Grashof, die Nachtwache in der Leinenhütte 120. Weiderwand 120, Dreikamm, Sludderbügen, Handtücher 121. Tischlagen, Buntweben 122. Die Frauentracht: Arbeitsstracht 122, Sonn- und Festtagstracht einschließlich des „Goldgeschirrs“ 125, Kirchtracht 127, Abendmahlstracht 128. Die Kopftracht der Frauen 129: die Moppe mit der schnabelförmigen Stirnbinde 130, die Pappmütze (Snippmütze) 133, Mähenschachteln 135, die einzelnen Arten der Pappmützen, die Sonntagsmütze, die Kirchmützen (de Knüppels-mütze, de Gel-blanke, de Witt-blanke, de Golle, de Sülwerne) 136f., die Abendmahlsmütze 137, die Trauermützen, abweichende Haubenformen 138. Die Brauttracht 139. Zur Geschichte der Brautkrone 140. Brautkrone und Perlenkranz im alten Lüneburg 142. Die Männertracht 142.

Tanzmusik 144. Bunte und runde Tänze 145. Tanzlieder 147. Jahrmart 151. Fastnachtsfeier, Ohrendag (Erntefest) 152. Burſche und Mädchen: fein und ihr Ideal 154f. Der Volksglaube und die angehende Braut 156. Freiverberei 157. Dat Loeft (Verlobung) 158. Genehmigung der Gutsherrſchaft 160. Sie „laſſen ſchreiben“ 161. „Von der Kanzel poltern“ 163f. Die Hochzeitsbitter 164. Der Kiſtenwagentag und der Kiſtenfüllerspaß 168. Die Aussteuer 170. Küchenlieder 172. Hochzeitsgeſchenke 173. Der Hochzeitstag 174. Der Ausgange der Braut und der Allersmann (Ältermann) 175. „Brut, Brut, ſmit ut!“ 176. Die Trauung 177. Die Raſlansmudders 178. Die „große Mahlzeit“ 179. Ehrentänze 180. Das Vordringen ſtädtiſchen Einflusses 182. Einfachheit der Feier in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 183. Bezeichnung der Frau nach dem Hausnamen ebd.

Dritter Abſchnitt: Eignes Haus und eigener Herd, Altenteil und Tod 185

Das Heim der Verheirateten 185ff. Huſbörn (Hausrichtung) 185, Eünen und Lehmen 186. Lage des Fletts (der Bordiele) 188. Der Kehmen 189. Die Feuerſtätte und ihre Entwicklung bis zum modernen Sparherd 191. Die Feuerkiele 195. Die Beleuchtung: Kienſpan, Krüſel 196, Tranfunzel 197. Die Ausſtattung des Fletts 198. Die Räume hinter dem Flett 199f.: Öbz, Blangendbz, Zwiſchenkommer, Öbzboen, Kurnboen, Kroepelboen. Einrichtung der Öbz 201. Die Bugen (Schlafstätten) mit dem Kartoffellager darunter 203. Schilleratſen (Wandbilder) 205. Der Ehrenſiß auf dem Stuhl ebd. Die Pfanne, Löffelſchnitz, Aufkommen der Gabeln, das Taſchenmeſſer 206. Ausſtattung der Blangendbz ebd. Blumenpflege 207, Baumzucht 208. Boden, Diele und Vieh ebd. Hßtſtänder 209. Die Hille 212. Got (Ziehbrunnen) und Börntrog 212f. Die Große Tür und der Hofraum 214. Torſſchauer und Backholz, die Scheune und das Banſen 215. Swinkawen und Swinhuſ 215f. Bienenzaun 216. Die Backhäuſer als die Häuſlingshäuſer der Heide bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar 216. Gliederung der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert und ſpäter 216f. Beſchreibung des Backhauſes 217. Das ſpättere Häuſlingshaus 219.

Die Arbeit der Bauerfrau 220f. Ihre verantwortungsvolle Stellung 221. Ihre Arbeit im Verlauf eines Tages und die verſchiedenen Mahlzeiten 221f. Eichorienkaffee 225. Sonſtiges

aus der Heideküche: Tunte, Eierspeisen, Buchweizenpfannkuchen 226, Boddermells-warmbeer 227, Suppen 227 f. Das Schlachten: Schlachteißt, Büdelwustawend, Herstellung der verschiedenen Würste 228, Schwarz- und Weißsauer 229 f., das Fleisch im Rauch 230. Braumbier 230, Met, Wachs 231. Brotbacken 232, besseres Gebäck 233. Milch- und Käsewirtschaft 234 f.

Vollstümliche Gesundheitspflege: Allgemeines, Roggenbrot für 236. Verwendung des Flieders 237. De Hul (das Jäpfchen) uptejn, Sattspann 237. Röllken, ruge Heinerich, Vermut, Rainfarn, Schafmist, Brühwasser 238. Die Tollhundsbutte der Goldbecker Mühle 238 f. Sympathetische Kuren 239 f. Die Mittel der Bendestorfer und der Starsbecker Mühle 239 f. Besprechen 240. Behandlung des Nesselfiebers und des kalten Fiebers, Vertreibung der Warzen u. a. 241. Spuckeherei 242.

Hühnerzucht 244. Gänsezucht 244 f. Verpflichtungen gegen den Gutsherrn 245. Der Kiepenkirbel 246. Der Viehhändler, der Kaufmann 247. Trinksitten 248. Die Wäsche 248. Zur Kirche 249. Am Sonntagnachmittag 250. Zum Abendmahl 251. Einholen der Pflicht durch Pfarrer und Küster ebd. Dorffinn 252. Geselliger Verkehr: güst Kinnerbeer 253.

Auf dem Altenteil 254. Ein Begräbniß in der Heide 255. Das weiße Begräbnislaken (Notlaken) 256. Das weiße Begräbnislaken in slavischen Gegenden, vollstümlicher Ursprung des lüneburgisch-slavischen Begräbnislakens 258. Weiß als vollstümliche Trauerfarbe 258 f. Das Sarglaken (Lilaken) 259. Bahrtücher von Genossenschaften 259 f. Schwarz als Trauerfarbe 260. Die Särge der alten Zeit ebd. Vorzeichen des Todes 260 f. Das Einnähen der Toten, die Totenwache, die Einladungen der Totenfrau, der Sterbekittel 261. Das Hineinlegen der Leiche in den Sarg, die häusliche Leichenfeier 262, das Verlassen des Hauses durch die Große Tür 263. Abschaffung der Sitte des Einnähens und des Sterbekittels, der Leichenpfahl ebd.

Erster Abschnitt. Jugendjahre.

Die schwere Stunde war vorüber: We hebbt en lütten Jungen! Die junge Mutter lag still in der schrankartigen Bettstatt, der Buse, der Kleine im Kissen neben ihr. Viel Vorkehrungen waren nicht getroffen worden. Die Mühennäherin hatte einige dunkle Wollmützen (Moppen) mit schwarzem Bandtüll und Öfen aus schmalem rotseidenem Band genäht, eine kattunene Moppe für die Nacht, zwei Por Armels, d. h. zwei hinten zuzubindende, mit Barchent gefütterte Kattunjäckchen, dazu ein drittes Jäckchen von schwer schmutzendem Shirting (Schötting) und höchstens drei bis vier Hemden, denn waschen moet we ja doch alle Dag'. Dazu kamen einige Kindertücher aus abgewaschenen, weichen Bettlaken. Um den Hals wurde in drei Zipfeln (dre-timpig) ein kattunenes Tuch gelegt, damit das Kind sik nich nat spe. Vom Kaufmann waren zwei flanelle Luren (Luddern)¹⁾ und ein handbreites buntes Wickelband gekauft worden. Die eine Lure und das Wickelband wurden für die Taufe zurückgelegt. Bis dahin behalf man sich mit der andern Lure oder holte zum Wechseln ein Stück Beiderwand hervor; Wickelbänder für die erste Zeit hatte sich die junge Frau aus den baumwollenen Bettzeugstreifen gemacht, die gelegentlich der Aussteuer beim Anfertigen der Kissenbezüge abgefallen waren. Ärmere Frauen pflegten Wickelband und Luren nicht zu kaufen, sondern aus getragenen Zeuge (buntem Baumwollenzeuge, einem Beiderwandrocke) herzustellen.

¹⁾ Das Wort geht auf mnd. lode = Fehen, Lappen zurück. Dazu gehört in-luddern = einblinzeln. In der Sübheide und der Heidmarc heißt es de Lür und inlürn.

Die tägliche Nahrung der Wöchnerin war außer Kaffee und Zwieback das Water-warmber (Wasser-warmbier): altes Feinbrot wurde in Wasser gekocht, Butter, Zucker und Salz dazu getan und die Suppe durch einen Durchschlag gerührt. Schlimm waren besonders die Frauen aus kleinem Stande daran; die Frau stand gewöhnlich allein, der Mann mußte verdienen, die Arbeit wartete; da war es nichts Seltenes, daß nach einigen Tagen wieder gemolken, gebuttert und gefüttert wurde. Aber auch die Frau des besser gestellten Landmanns hielt keineswegs immer ihre sechs Wochen aus, und die Warnung: Süß Wiken hebbt süß Haken (oder süß Winkel) wurde oft überhört. Stellenweise (z. B. in Hittfeld) war es Sitte, daß bei Wochenbesuchen allerlei Gebäck mitgebracht wurde, große Krengel, Topfluchen und andere Dinge, die gewöhnlich dem Manne dienlicher waren als der Frau; hierauf geht das Wort: Dat (Derartige Lederbissen) kann de Mann eten, wenn de Fro in de Wochen is.

Der Knabe ist nun 14 Tage alt, der kleine Heide¹⁾ soll getauft werden. Die Geburt ist schon am ersten Sonntage in der Kirche verkündet worden, die Mutter hantiert wieder im Hause herum, die Hebamme (Ba-mudder, d. h. Bademutter, auch Mudder Gripsch, d. h. Mutter Greif, genannt) ist zu den in Aussicht genommenen Gevattern (Fallern, mnd. vadder) gewesen und hat jeden gefragt, wenn he (so lautet die Formel) mit Meiers²⁾ ehren lütten Jungen Sünndag na Karl gahn wull, dat he ok den rechten Namen kreg. Zu einem Knaben werden ausschließlich Gevattern, zu einem Mädchen Gevatterinnen (Fallerschen) gebeten.³⁾ Die Bitte ist für die Betreffenden eine Ehre, auch deshalb, weil nach dem Volksglauben die Eigenschaften der Gevattern auf das Kind übergehen,⁴⁾ und darf nicht abgelehnt werden,

¹⁾ Alte Leute nennen noch heute den ersten pechschwarzen Stuhlgang des neugeborenen Kindes Heiden-dreck.

²⁾ Der betreffende Hausname.

³⁾ Faller und Fallersch bezeichnen dann auch das männliche und weibliche Patentkind, ein schon alter Sprachgebrauch.

⁴⁾ Das Brem. Wb. (I 330), de drudde Deel vam Kinde slegtet na den Vadder (Gevatter) bietet einen älteren Glauben, der vermutlich früher auch in der Heide geherrscht hat.

sonst würde das Haus des oder der Betreffenden im nächsten Jahre abbrennen; eine Ausnahme macht eine Frau, die selbst ein Kind erwartet: diese nimmt zwar an, hält aber das Patenkind nicht selbst über die Taufe, sondern läßt sich vertreten. Daß die mit Geldverpflichtungen verbundene Aufforderung sehr oft wenig erwünscht war, kommt auch in der sprichwörtlichen Wendung zum Ausdruck: Wenn dat Kind döft (getauft) is, wüllt se all Faller stahn. Gewöhnlich wurden drei, seltener zwei Paten gebeten, immer aus der nächsten Verwandtschaft, der Großvater, die Großmutter, die Geschwister der Eltern, mit Vorliebe diejenigen, die bei der Hochzeit (als Hochzeitsbitter, Brautjungfer) besonders hervorgetreten waren. Das Kind erhielt seinen Namen nach dem oder der nächsten Verwandten unter den Paten. Bei den späteren Kindern ging man weiter im Kreis der Verwandten: weken an de Reg wūr, de wūr tarrt (wer an der Reihe war, der wurde als Gevatter oder Gevatterin geladen, eigentlich „herangezerrt“).

Der Tauftag war da. Vor der Kirche ging die Hebamme zur Pfarre, holte von den für Geld zu leihenden drei verschiedenen Taufkleidern (Kassel-tüg, von mnd. karsten, kassen = zum Christen machen, taufen) das von der Mutter gewünschte und wickelte das Kind.¹⁾ Über das Wickelband kam das Taufkleid, quer über dieses wurde ein kleines seidenes Tuch gesteckt, die Taufmoppe aus buntem Wollzeug aufgesetzt und nun der Täufling in das grobe Kissen gebunden. Dieses bis zum Taufstage unbenutzte Kissen bildete ein besonderes Stück jeder Brautausstattung: es war $\frac{1}{2}$ Elle länger als andere Kopfkissen und hatte gewöhnlich einen rotkarrierten baumwollenen Überzug. Nach der Taufe wurde es die Wiegendecke, zunächst aber sollte das Kind darin zur Taufe getragen werden. In das hochkantig gestellte Kissen wurde eine Höhlung gedrückt, das Kissen, wenn das Kind hineingelegt war, mit baumwollenem Schürzenband zusammengebunden und um das Ganze ein Tuch geschlagen. Dann ging die Hebamme mit den Paten zur Kirche.

Namen die Kindtaufleute (Kindöps-lü, die Paten des zu taufenden Kindes) von einem Außendorfe gefahren, so hielt die

¹⁾ Mit diesem Wickeln und einem nochmaligen am Abend des Tauftages hatten die Dienste der Hebamme ihr Ende erreicht.

Hebamme das Kind im Rissen unter dem weiten Weiderwandsmantel (in späterer Zeit unter dem schwarzen Tuchmantel) der Bäuerin und legte ihm im Gasthaus des Kirchdorfes das Taufkleid an. Da nicht „gebuddelt“¹⁾ wurde, brachten die Auswärtigen eine Frau zum Säugen mit, gewöhnlich eine Mitbewohnerin des Dorfes, die ebenfalls ein Kind an der Brust hatte, eine sogenannte Sög-möhm (Säugemuhme), wie denn auch sonst gleichzeitig stillende Frauen beim Säugen sich gern aushalfen. Natürlich war eine solche nicht immer vorhanden, dann fuhr irgend eine Frau des Dorfes, die aber trotzdem de Sögmöhm genannt wurde, mit der Hebamme zum Kirchdorfe. Fig. 1 zeigt eine derartige Abfahrt zur Taufe: der schon betagten Säugemuhme wird im „großen Rissen“ der Täufling hinaufgereicht und ein kleiner zusammengebundener leinener Lappen mit entzweigebissenem Zucker, der sogenannte Zucker-titt, mit dem der Kleine beruhigt werden soll; im Hintergrunde bringt ein kleines Mädchen die fußwärmende Fürtiel, von der später die Rede sein wird. Bei entfernt liegenden Dörfern war es nicht selten, daß die Säugemuhme auf der Fahrt und bei der Taufe selbst zugleich die Hebamme vertrat. Die Mutter war — ebenso wie der Vater — bei der Taufe nicht zugegen, sie saß daheim und las in einem geistlichen Buche; der Glaube war, daß dann das Kind gut lernen werde.

Früher waren Doppelnamen, die gleichzeitig als Rufnamen dienten, in weit ausgedehnterem Gebrauch als jetzt. So Hans Detel (Hans Dethlef), Hans Jochen (Joachim), Hein Gird (Heinrich Gerhard), Jehann Peter, Jehann oder Hans oder Klas Hinnerk.²⁾ Bei solchen Doppelnamen hatte immer der zweite den Ton. Das gilt auch von den Mädchennamen, z. B. Erin Durt (Catharina Dorothea), Erin Meriken (Mariechen), Ann' Durt (Anna D.), Ann' Merie, Ann' Gret, Gret Lisch (Margarethe Elisabeth). Die heutigen weiblichen Einzelnamen

¹⁾ Als später die künstliche Ernährung aufkam, wurde in die Flasche (den Buddel) ein Rohrhalm gesteckt und dieser oben mit Werg umwickelt. Erst langsam wurde dieses rohe Mundstück durch den über die Flasche gegozenen Gummilutscher (Roh-titt, Ruzzin) verdrängt.

²⁾ Im Aussterben begriffen sind die Namen Matten (Matthias) und Diert (Dieterich).



Fig. 1. Abfahrt zur Taufe.

treten vorwiegend als Verkleinerungswörter auf; gelegentlich zeigt sich auch ein Einfluß lateinischer Formen.¹⁾ Ich nenne: Duris (Doris), Durten (vermutlich aus Durtken oder Durtjen, wofür auf das Dortschen der Südbeide und das mecklenb. Durtick hinzuweisen ist), Fiken neben Sephi (Sophie), Gretschen (aus älterem Gretjen), Liese neben der Verkleinerungsform Lischen (Elisabeth), Merie (Marie), Miken (aus Meriken, das seit mehreren Jahrzehnten vergessen ist), Stina (Christine), Trina (Catharine, das ältere Trin[st] ist ausgestorben) und schließlich Ingel (Engel), das aber im Schwinden begriffen ist. Auf die Modenamen, die von den höheren Ständen her fortgesetzt den älteren Bestand der bäuerlichen Vornamen bedrohen und verändern, soll hier nicht eingegangen werden.²⁾

Fiel das Kind nach der Taufe in einen längeren Schlaf, so galt dies für eine Folge der heiligen Handlung. Der kirchlichen Feier folgte die häusliche, das Rinner-ber (mnd. kindel-ber). Zu ihr waren die nächsten Verwandten geladen; sofern sie Paten waren, verstand sich ihre Teilnahme von selbst. Stellenweise sagten die von der Kirche kommenden Paten zu Vater und Mutter: We hebbt 'n lütten Heiden mit na Karl nommen un bringt jo 'n (Euch einen) lütten Christen weller. Beim Abschied gab jeder Bevatter (jede Bevatterin) der Hebamme vier Schilling (25 Pfennig) für die Einladung und den Eltern einen Gulden als Gaw' (Gabe), auch wohl einen Taler, wenn die ganze Familie bewirtet worden war.

Die Paten brachten später, wenn sie in der Nachbarschaft wohnten, dann und wann dem Patenkind ein Geschenk mit, einen Kuchen, ein Pferdchen vom Markt, eine Schürze; ein Konfirmationsgeschenk (etwa ein Gesangbuch) war schon etwas Besonderes und Seltenes. Ein innigeres Verhältnis zwischen Paten und Patenkind, wie es in andern, besonders süddeutschen Gegenden die Regel ist, bildete sich gewöhnlich nicht heraus.

¹⁾ Z. B. bei Stina, Trina (aus lat. Christina, Catharina).

²⁾ Selbstverständlich waren auch in der Heide die an männliche und weibliche Vornamen anknüpfenden Neckereien im Schwange, z. B. Kriskan, Lat de Katt nich bi de Fisch gahn! Trina, Appelfina, büßt den Düwel sin (Des Teufels Braut).

Die Mutter begann zwar bald wieder im Hause herum zu arbeiten, besuchte aber kein anderes Haus: irst müß se Kartgang holen. Das geschah nach sechs Wochen, am Schluß der Wochenzeit. Die Mutter theilte dem Prediger, für dessen Frau sie gleichzeitig oft ein Pfund Butter oder einige Eier mitbrachte, ihre Absicht mit, und dieser wies mit einem Dankgebet auf das überstandene Wochenbett hin. Stellenweise legte die heimkehrende Mutter das Gesangbuch auf die Decke des Täuflings;¹⁾ das brachte ihm Segen.

Mancher Glaube umgiebt Wöchnerin und Kind während der Schwangerschaft und der nächsten Jahre. Die junge Frau soll, sobald sie schwanger (nich mihr up frëen Föten) ist, dies nicht in Abrede stellen, sonst lernt das Kind lügen. Sie darf beim Nähen keinen schwarzen Zwirn um den Hals hängen, sonst bekommt das Kind einen Streifen um den Hals. Harnen der angehenden Mutter auf dem Kirchhofe hat beim Kinde Bettnäffen zur Folge. Sitzt eine schwangere Frau vor der Urliche, so macht sich das Kind im Mutterleibe bemerkbar, indem es den Mund aufsperrt. Häufiges Zahnweh während der Schwangerschaft deutet auf ein Kind männlichen Geschlechts:

Fähnenpin
Mut en lütten Jungen sin.

Die erste Suppe der Wöchnerin vermag junge Mädchen von starker Fleischsucht zu heilen: die Frau läßt einen Teil der Suppe zurück, schweigend kommt das Mädchen, ißt mit demselben Löffel und geht schweigend fort. Eine Frau, die Zwillinge (Zwesselte) geboren hat, vermag eine Sehnenverrentung zu heilen. Sie spinnt einen eine Elle langen Faden von Hanf oder Flachs, ein sogenanntes Sehnenband, und bindet es stillschweigend dem sie auffuchenden Kranken, der ebenfalls Stillschweigen zu beobachten hat, um die übergeschlagene Sehne; der Faden wird lose zugebunden, nicht geknotet, seine Enden werden fest untergesteckt; er muß so lange sitzen, bis er abfällt. — Die Verhärtung der Brust²⁾

¹⁾ Germania 37, 115 (Kirchspiel Moißburg).

²⁾ Bekanntlich zeigt sich eine ähnliche Verhärtung des Euters beim Milchfieber der Kühe. Darauf und auf die gleich lange Schwangerschaft geht das Wort:

Is len Fro so rik,
Se is en Koh glit.

beim Milchfieber führte man einst, wie noch der Name Vost-schoet (Brustschuß) anzudeuten scheint, auf den Schuß einer Heze zurück. Die Nachgeburt wurde von der Hebamme tief eingegraben.¹⁾ Diese löste auch den Kleinen die etwas festgewachsene Zunge, indem sie leicht in die unter ihr befindliche Haut knippte. War dem Kinde der Nabelstrang abgeheilt, so wickelte ihn die Mutter in ein leinenes Lappchen, nahm ihn beim Kirchgang mit und ließ ihn irgendwo in der Kirche fallen; das brachte dem Kinde Glück. — Die Nägel eines Kindes dürfen im ersten Jahre nicht geschnitten werden, das wäre eine Verkürzung der Lebensdauer. Kleine Hunde im eigenen Hause beseitigt man, damit das Kind nicht gebrechlich wird oder früh stirbt. Ein verwachsenes oder mit einem Bruch behaftetes Kind wurde und wird in der heilkräftigen Johannisnacht um zwölf Uhr von zwei Frauen stillschweigend durch einen twelten (gabelförmigen) Bom, oberhalb der Gabelung, gezogen; die Krankheit geht in den Baum über.²⁾ Oder ein junger Baum, etwa ein Eichheister, wurde gespalten und dann das Kind durchgezogen: den Baum band man hierauf wieder zusammen; so gewiß er sich wieder zurecht wuchs, so gewiß verwuchs der Schaden des Kindes. Ein andauernd schreiendes Kind wurde um Mitternacht schweigend durch das linke Bein einer Männerhose oder Männerunterhose gezogen. Der ausgetretene Mastdarm läßt sich durch ein mit Öl bestrichenes Totenlicht zurückdrängen. Kamen ausnahmsweise die oberen Zähne zuerst, so

¹⁾ Dagegen mußte die Nachgeburt eines Tieres, besonders der Kuh (de Slick, eigentlich Schlamm), von der Sonne verzehrt werden; man hängte sie, was stellenweise noch jetzt geschieht, über einen jungen Baum, der schon einen Zweig hatte. Die Vögel, besonders die Raben, halfen und helfen der Sonne.

²⁾ Ähnlich wird das Gliederreißen abgebunden: man legt einen Tannen-zweig um den Arm oder das Bein und spricht leise: „Ic binn di an, nimm mi dat af, im Namen Gottes des Vaters“ u. s. w. Das muß dreimal nach Sonnenuntergang geschehen, am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, und in den beiden folgenden Wochen wiederholt werden. Vergl. auch den von L. Wiecher (Harburg) berichteten Fall vom Forttragen des kalten Fiebers in einen Brombeerstrauch (Niederf. 8, 317): das über den Strauch gestreute Salz hat ihn nicht zum Verwelken zu bringen vermocht und der Kranke deshalb sterben müssen.

sagte der Volksglaube: De Zähnen waßt na nerden (nach unten) in de Ir (oder auch bit't in de Ir), dat Kind will wol nich grot warden. Breite und auseinanderstehende Zähne deuten darauf, daß es weit in der Welt umherkommt. Von einem Kinde, das unter Brustbeschwerden zahnte, sagte man: Dat Kind kriegt de Tehen döör de Post. Vor Krämpfen schützt der Same des Johannis geschnittenen Bärlapp (Krain-fot = Krähenfuß, auch Hegenkrut¹⁾ genannt): er wird in den Lutscher getan, und die Kinder müssen diesen beledern. Gegen Zahnkrämpfe (Schürken?) half die abgeschabte Farbe eines gebrechelten Stuhles, von der etwa eine Messerspiße voll in Wasser aufgelöst und dem Kinde gegeben werden mußte. Hatte ein Kind sich weggeschrien, so kam es wieder zu sich, wenn die Mutter dreimal unter die Luke und dreimal zurücktrat. Die Krämpfe eines Kindes gehen leichter vorüber, wenn man ihm ein schwarzes geerbtes Tuch (Arw-dok) überwirft.²⁾ Die Wiege darf nicht geschaukelt werden, wenn das Kind nicht darin liegt; sonst bekommt es Kopfweh. Auch soll man die Wiege nicht mit dem Arm überspannen; sonst bekommt das Kind Herzbeklemmung (Hatt-spann). Hatte das Kind Blasen auf der Zunge (weiße Schwämmchen, das sogenannte Fasch oder Fast,³⁾ so strich eine Frau, die sich darauf verstand, mit frischgeplückten Grasshalmen dreimal über die Zunge („Im Namen Gottes . . .“) und wischte sie dann mit einer feinen Speckscheibe ab. Ein Knabe mit einem Haarwirbel (Dwardel) auf dem Vorderkopf wird dereinst Stiefvater werden (up Stefkinner freen). Kindersegen bringt Sorgen (Se mihr Kinner, je mihr Vaderunser), aber Gott-

¹⁾ Dieser Name wird damit erklärt, daß die mit Bärlappssamen eingeriebene Hand, in Wasser getaucht, trocken bleibt.

²⁾ Verkleinerungswort zu Schür (Schauer). Hochdeutsch sagt und schreibt man (auch in den Standesamtsregistern) „Scheuerchen“.

³⁾ W. Doeck, Aberglaube und Beschwörungsformeln aus der Lüneburger Heide, Germania 37, 114—120. Das Material Doecks, der jetzt in Hamburg lebt und mehrfach als Schriftsteller hervorgetreten ist, entstammt in der Hauptsache dem Kirchspiel Moisburg. Auch die beiden folgenden Volksmeinungen und überhaupt das über das Kirchspiel Moisburg gebrachte geht auf diese Quelle zurück.

⁴⁾ In andern Gegenden Boß, Fröß'n, vielleicht = Frosch, vgl. Korr. 24, 58. 59.

vertrauen hilft darüber hinweg (Gifft de lewe Gott Jungenz, gifft he of Bürgen).

Die Wiege (Weg') war gewöhnlich rot angestrichen, oft stellte sie ein Erbstück der Familie dar (Fig. 2). „Bei den Bauern giebt es noch alte Kinderwiegen, die können wohl 200 Jahre alt sein. Die sind ganz aus Eichenholz gearbeitet, die Bretter alle aus einem Stück. Wenn man so einen alten Mann fragt: Wie alt



Fig. 2. Alte Wiege.

ist schon die Wiege, Ja, sagt er, das weiß ich nicht, ich habe sie gar nicht anders gekannt, da sind schon meine Großeltern in groß gewiegt.“¹⁾ Unten in die Wiege kam etwas Stroh, darüber ein Kopfkissen und ein weiteres zur Unterlage; als Decke diente das bei der Taufe erwähnte „große Kissen“. Etwa in der Mitte jeder Längsseite war bei vielen Wiegen ein Messingknopf eingeschraubt; vom einen zum andern wurde ein baumwollenes Band gebunden, um ein Bloßspaddeln oder Herausfallen des Kindes zu verhüten.

¹⁾ So schreibt ein alter Heidebewohner, der einige Aufzeichnungen über sein Leben gemacht und mir zur Verfügung gestellt hat.

Hatte das Kind sich satt getrunken und war in die Wiege gelegt worden, so begann das „Kampumpeln“, denn ohne Wegen schlief es nicht. Da saß denn die Großmutter oder wer sonst immer dabei und sang und wiegte, oder, war Essenszeit, so wurde die Wiege auch wohl mit Hilfe einer Gurte vom Tisch aus in Bewegung gehalten. Wollte das Kind nicht still sein, so legte sich die Mutter über die Wiege, und so, unter Säugen und leichtem Schaukeln, schlief es endlich ein. Die Wiege war ohne Bedachung, nur im Sommer wurden öfter am Kopfe 1—2 Weidenbügel hineingesteckt und zum Schutz gegen die Fliegen mit einer Schürze behängt.

Die Frauen stillten lange, gewöhnlich zwei Jahre („So lang' we sögt, kriegt we ken Kind weller“). Zuweilen wurde noch länger gestillt: so hat in meiner engeren Heimat ein etwa dreijähriger Junge wiederholt draußen im Felde (zu Hause würde man ihn geneckt haben) die Mutter gebeten, sich auf die Schiebkarre zu setzen und ihm die Brust zu geben. Fürchtete die Frau von einer Speise, die sie genoß, eine üble Wirkung auf das säugende Kind (besonders von blähenden Speisen), so wischte sie ihm eine Kleinigkeit davon mit dem Finger an die Lippen: das beugte dem Schaden vor.

Die Wiegenlieder, auch die Spiele, mit denen man die Kleinen beschäftigen und aufheitern wollte, zeigen wie noch heute durchaus die heimische Mundart, die Lieder und Spiele der heranwachsenden Kinder teils hochdeutsche, teils niederdeutsche Sprache, dagegen wurden von den Erwachsenen fast nur hochdeutsche Lieder gesungen. Bei den Wiegenliedern und den Kinderspielen hatte sich eben die alte Überlieferung am festesten erhalten. Hochdeutsche Wiegenlieder im Munde einer niederdeutschen Bauerfrau, in deren Familie nur plattdeutsch gesprochen wird, wären auch geradezu unnatürlich; ja, diese urwüchsigen Erzeugnisse herrschten und herrschen zum großen Teile sogar außerhalb der bäuerlichen Kreise, in den hochdeutschen Familien. Im schulpflichtigen Alter wurde es anders, da lernte das Kind auch hochdeutsche Lieder kennen. In den Spiestufen gewannen die hochdeutschen Lieder mit der Zeit vollständig die Oberhand und verdrängten die alten niederdeutschen Spinnlieder ganz und gar.

Von den Wiegenliedern zeigt das „Schlaf, Kindchen, schlaf“ in seinem zweiten Zeilenpaar eine bisher nicht belegte¹⁾ Fassung:

Slap, Kind-ken, slap, Din Va-der hött de Schap, Din Mud-der spinnt dat
fi - ne Flaß, Din Va-der sitt bi'n Brannwins-glas, Slap, Kind-ken, slap!

Auch das folgende unterscheidet sich von den bisher veröffentlichten Texten.²⁾ Die Mutter will das Kind aus dem Arm in die Wiege legen:

Eija wiwi,
Ken (Wer) slöpt denn nu bi mi?
We wüllt dat ganz anners maken,
(Niten) schall in de Eija slapen,
Eija wiwi!

Mit dem Eija begannen noch andere Lieder. So das bekannte Eija popeija, wot raffelt in'n Stroh, so auch die beiden folgenden, weniger bekannten.

Ei - ja¹⁾ in Su - se,²⁾ W'nem³⁾ wahnt de Pe - ter Kru - se?
In den bun - ten Su - se, Up de gro - te bre - de Strat, Dor all
lüt - ten Jungß un Dirns up Tüf - feln gaht.

¹⁾ Abweichende Fassungen bei Böhme I Nr. 65, Droßhn 10, 11, 23, Niederf. 10, 36.

²⁾ Das (in) Su-se ist wohl als ein das sanfte Einlullen malendes Schallwort zu betrachten, vgl. Böhme S. 13 u. 711. ³⁾ = Wo (eigentlich „woneben“).

¹⁾ Vgl. Böhme I Nr. 1 ff. Die Weise weicht von der dort mitgeteilten immerhin so sehr ab, daß die Wiedergabe zweckmäßig schien.

²⁾ Vgl. Böhme I Nr. 40. Die Weise entspricht der des vorangehenden Liedes.

Eija¹⁾ popeija, unſ' Küssen is dot,
 Wot wüllt we dor mit maken? Dat is ja man got!
 We wüllt dor de Fellern (Federn) von plücken
 Un wüllt dor de Küssen mit stoppen,
 Dor schall unſ' lütt . . . (Name) up slapen.

Andere Kinderlieder waren:

Bimmel bammel beier,²⁾
 De Köſter mag ten Eier.
 Wot mag he denn?
 Speck in de Pann'.
 Dat is en ullen Ledermann.

Mu - se¹⁾, Mu - se - kät - schen, w'nem wüllt Du denn hin? Ach - ter den
 Barg na'n Brut - hus hin. Dor slacht se Swin, Dordrinkt se Win,
 Dor schall (Pe - ter) sin Hoch - tit sin.

¹⁾ Vgl. auch Böhme I Nr. 669 ff., besonders 672.

Das körperliche Gedeihen und Wohlbefinden und schöner Puz
 bilden mehrfach den Inhalt der Lieder.

1. Bur - lö - ker¹⁾ von Bre - men, Bring unſ' lütt Dirn of
 Täh - nen, Un bringst unſ' lütt Dirn ten Täh - nen nich, Büßt
 of Bur - lö - ker von Bre - men nich.

¹⁾ Burlöcker ist aus Bub-löcklen (Verkleinerung von Bucco, vgl. S. 14 Anm. 1) entlehnt. In Oldenburg und Bremen (vgl. Böhme I Nr. 121 G) sang man früher als zweite Zeile: Laat usen lütjen (Fris) betämen, d. h. laß ihn gewöhnen.

²⁾ Vgl. Böhme I Nr. 78. Die Weise ist unbekannt.

³⁾ Vgl. Böhme I Nr. 313 ff. Die Weise entspricht der dort mitgetheilten.

2. Burscher von buten (draußen),
 Bring uns' lütt Dien of'n Stuten,
 In bringst uns' lütt Dien ten'n Stuten nich,
 Büst of Burscher von Bremen nich.

Nach der Weise „Eija in Guse“ sang man denselben Kinderfreund an, der kein Geringerer war als der Bischof Bucco¹⁾ oder Burchard von Halberstadt aus dem elften Jahrhundert:

Bucco von Halberstadt,
 Bring unsen lütten (Willem) wat.
 Wat schall ik em denn bringen?
 'u Poor golle Schoh mit Ringen,
 Dor schall he up danzen un springen.

Li-schen, stiek den Krü-sel an, Büst of en ned-de Dien, Du
 weest ja, wot ik för'n kann, Ik för di hin na Biern.¹⁾ Ik
 hal di'n ne-te Müß Bon'nal-ler-be-sten Zit,²⁾ Ik hal di'n ro-den
 Band Mit'n grö-ne si-den Kant.

¹⁾ Verden. ²⁾ Kattun.

Dies Lied war ursprünglich, wie der Inhalt vermuten läßt, ein Tanzlied und ist erst später aus dem Tanzsaal in die Kinderstube gedrungen. Dasselbe Schicksal scheint folgendes Wiegenlied³⁾ gehabt zu haben:

¹⁾ Bucco wurde allmählich als Bu-koß (Bezeichnung der Kinder für die Kuh) empfunden, und so wurde auch von Burschen von Halberstadt gesungen, vgl. Nichey 27. Zum Text des folgenden Liedes vgl. Drosihn 34, Böhme I Nr. 121 A—F.

²⁾ Die Weise ist unbekannt.

Hans un sine Grete
Danzten für herüm,
Hans füng an to sleiten,
Möt (Machte) den Puckel krumm.
So (Da) lömen de lütten Panzen¹⁾
Un fängen an to danzen
Un röpen all juchhei,
Dat wär en Burenreih.²⁾

Gewöhnlich vorgesprochen wurde:

Putt putt putt, min Höhnelen,
Wot deist in minen Hof
Un plückst mi all min Blömeten?
Du makst mi dat to grow.
Un' Mudder schall di schilln (ausschelten),
Un' Vadder schall di slahn,
Putt putt putt, min Höhnelen,
Wot will di dat noch gahn?³⁾

Ebenso folgender Kettenreim:⁴⁾

Jochen, Poten, lat mi lewen,
Vagel schall mi Stroh dregen,
Stroh will't de Koh gewen,
Koh schall mi Melk gewen,
Melk will't den Bäcker gewen,
Bäcker schall mi 'n Stuten baden,
Stuten will't de Katt gewen,
Katt schall mi Mül' fangen,
Mül' will't in 'n Bom hangen,
Wenn de Bom brickt,
Fallt alle Mül' in' n Dreck.

¹⁾ Ene lütje Panze ein gelindes Scheltwort gegen kleine schalkhafte Mädchen, Brem. Wb. III 291.

²⁾ Bauertanz.

³⁾ Vgl. Böhme I Nr. 637 ff., Droßhn 21. 22, Nachweis einer Komposition Jahrb. 27 (1901), S. 26 u. 30.

⁴⁾ Verwandte Fassungen bei Böhme I Nr. 1519 ff.

Auch folgender Vers wurde den Kleinen vorgesprochen:¹⁾

	Widewidewitt, min Mann is kommen.
W.	wot het he bröcht?
W.	en Sack vull Kurn.
W.	den hett he stahlen.
W.	he mut an 'n Galgen.
W.	he hingt dor all.
W.	he kann nich starwen.
W.	he is all dot.

Bei den Spielen werden, wie überall, gern Vorgänge aus dem Leben der Tiere, überhaupt der Welt der Kinder, nachahmend dargestellt. Da heißt es:

Farken steken, Wüstken maken,²⁾
 Dat schall seggen quiet, quiet, quiet
 (bei den letzten Worten wird das Abschachten
 des Schweines nachgemacht).

Putt putt putt putt Verd beslahn,³⁾
 Morgen schall't na Hamburg gahn
 (dabei Klopfen der Sohle).

Mit abwechselndem Heben eines Knies, auf dem das Kind sitzt, wird gesprochen:

Zuck zuck zuck na Moehlen,⁴⁾
 Peter sitt up den Fahlen (Füllen),
 Miken sitt up de bunte Koh,
 Zuckt⁵⁾ de beiden na Moehlen to.

Lernt das Kind essen, so sagt die Mutter, indem sie ihm ein Stückchen Brot hinhält:

A, B, bit af,
 Bit en grot Stück af!

¹⁾ Vgl. Böhme I Nr. 328.

²⁾ Vgl. Böhme I Nr. 131 ff.

³⁾ Andere Reime vom Beschlagen des Pferdes bei Böhme I Nr. 291 ff.

⁴⁾ na Moehlen = nach der Mühle. na Mollen (Drosihn 77), nach Mellen (Böhme I Nr. 357) sind Entstellungen. Schwierigkeit macht die Reimbindung mit der nächsten Zeile. Vielleicht bieten die Verkleinerungswörter Moeselen; Foehleken (bei Böhme I Nr. 424) das Ursprüngliche.

⁵⁾ = reiten mit zuck, zuck.

Man faßt, beim Daumen beginnend, die Finger einer Hand der Reihe nach an:

De is int Water follen,¹⁾
De hett em weller ruttagen,
De hett em'n rein Hemm (Hemd) antagen,
De hett em int Bett legt,
In de ull Lütt hett't weller segt.

Oder man benennt die Finger in derselben Reihenfolge so:

Lustnicker, Puttenlicker, Langmeier,
Goldfinger, Lüttfinger.²⁾

Die Mutter beschreibt mit dem Finger kleine Kreise in der Hand des Kindes und spricht:

Hest en Daler in de Hand,³⁾
Gah na'n Markt un köp di Band,
Köp en Swin un köp en Koh
In su'n (so ein) lütt Bälamm dorro!

Oder sie sagt:

Elten,⁴⁾
Seellen,
Stipp in,
Klapp in!

Im Anfang wird die offene Hand mit einem Finger kreuzweise durchstrichen und nach dem „Einstippen“ und „Einklappen“ gefißelt.

Bis ins vierte Lebensjahr waren Knaben und Mädchen gleichgekleidet. Nun aber erhielt der Knabe Bür und Jack von grauweißem Beiderwand, wie dieser vom Webetau kam, und dazu eine Zipfelmütze (Klingbüdels-mütz). Die Mädchen bekamen statt der Moppe eine richtige Pappmütze, wie die Erwachsenen sie trugen. Dazu wurden blaugefärbte Beiderwands-, im Sommer gedruckte Leinen- oder Schirtingkleider, ferner gedruckte baumwollene, mit Armlöchern versehene und am Hals zugeschnürte Schürzen getragen.

¹⁾ Vgl. Böhme I Nr. 200 ff.

²⁾ Vgl. Böhme I Nr. 195 e und f.

³⁾ Verwandt ist Böhme I Nr. 169.

⁴⁾ Elten wohl sinnlos und nur dem Reim zur Liebe.

Blaue Strümpfe, hölzerne Pantoffeln und Sonntagschuhe vervollständigten den Anzug der Kleinen.

Beim Spielen waren die Kinder durchweg sich selbst überlassen; selten wurde von den Älteren mit ihnen gespielt, am häufigsten noch das weithin bekannte „Wolf und Gans“:¹⁾ All min lütten Gös, kommt na Hus! — Dat droeft we nich. — Worüm denn nich? — De Wulf sitt achtern Barg. — Wot deit he dor? — Legt Eier. — We vel? — . . . (Zahl). — All min lütten Gös, kommt na Hus! Nun kommen sie, der Wolf ergreift eine, die übrigen laufen zur Mutter und gruseln sich.

Eigentliches Spielzeug besaßen die Kleinen kaum, wie denn überhaupt auf eine möglichst einfache Erziehung schon aus Sparsamkeitsrückichten Wert gelegt wurde:

Rinner in de Asch (die im Aschenhaufen herumwühlen)
Bringt Gild in de Tasch.

Selbst eine Puppe fehlte in der Regel; eine Steckrübenpuppe mit Hedehaar oder eine aus alten Flickeln half dann wohl aus. Ein Klöterspielzeug stellte die Mutter aus der Luftröhre einer geschlachteten Gans (der Strütten, Gos-strütten) her: sie wurde heraus gelöst, getrocknet und in drei Teile geschnitten, in jedes Stück kamen einige Erbsen, die Enden wurden zugebunden; auch als Garnwickel fanden die Gegenstände Verwendung, daneben hatte man Garnwickel aus zusammengebundenen Walnusschalen mit Erbsen darin. Beim Kaufmann erstand das Mädchen sich fünf haselnußgroße Tonkugeln (Peduct-löpers), und das Kugelfangspiel, der Peduct,²⁾ nimmt fortan in der ganzen Jugendzeit einen großen Raum ein.

¹⁾ Dasselbe Spiel ähnlich im Braunschweigischen: Niederf. 8, 255, vgl. auch Böhme II Nr. 395.

²⁾ Die ältere Form scheint Perduct zu sein, wie man z. B. in Altona — neben Karduct — sagt. Die Deutung des Wortes ist anscheinend noch nicht gefunden. Vgl. Menß I 121, II 19. Schon hier sei erwähnt, daß man in der Heide unter Mardel eine etwas größere Ton- oder Glaskugel versteht: diesem Worte liegt mnd. marmel (Marmor) zu Grunde, das in der Bremer Gegend (Niederf. 8, 89) noch heute gebraucht wird, während anderwärts andere Formen (Märmel, Murmel) in Gebrauch sind.

Man unterscheidet den lütten und den groten Peduck. Es handelt sich bei diesen Spielen darum, sämtliche Bedingungen nacheinander zu erfüllen. Gelingt ein Griff nicht, so muß die Spielerin aufhören, und die Mitspielerin beginnt, um ihrerseits alle Griffe richtig durchzuführen. Gewöhnlich spielt man im Knien; die Zahl der Spielenden ist unbeschränkt. Im Sommer wird im Freien, im Winter auf dem Fußboden gespielt. Bezeichnen wir die fünf Kugeln fortlaufend mit den Buchstaben a—e, so verläuft das „kleine“ Peduckspiel in folgender Weise:

a wird (wie bei allen folgenden Gängen) in die Höhe geworfen und, nachdem b gegriffen worden ist, aufgefangen. Beim zweiten Emporwerfen von a wird c gegriffen, worauf b und c an die Erde gelegt werden.

Ebenso werden d und e nacheinander gegriffen und bei Seite gelegt.

Dann folgt das Greifen und Wiederfortlegen von b+c,¹⁾ dann von d+e.

Nun wird b für sich gelegt und andererseits cde; zuerst wird b, dann c+d+e gegriffen.

Indem man bcde in der Hand hat, wirft man a in die Höhe, legt schnell bcde hin und fängt a wieder auf. Darauf wird a nochmals in die Höhe geworfen und b+c+d+e gegriffen: dieser schwierigste Gang heißt Topp.²⁾

Zum Schluß werden alle fünf Läufer hingelegt; man nimmt a und greift der Reihe nach b, c, d, e. Nunmehr hat die Spielerin alle Kugeln in der Hand, und hiervon heißt diese Schlußbedingung in de Hand spielen.

Beim „großen“ Peduck, bei dem es sich durchweg um das Auffangen mehrerer Kugeln handelt, werden zunächst b, c, d, e hingeworfen, a in die Hand genommen.

a in die Höhe, b gegriffen, a+b in die Höhe, c gegriffen, bc fortgelegt.

¹⁾ Das Pluszeichen bedeutet, daß die beiden Kugeln gleichzeitig gegriffen werden.

²⁾ Vergl. mnd. top die Spitze, das höchste Ende einer Sache.

a in die Höhe, d gegriffen, a+d in die Höhe, e gegriffen, de fortgelegt.

a in die Höhe, b+c gegriffen; a+b+c in die Höhe, d+e gegriffen; bcd fortgelegt, ebenso e.

a in die Höhe, e gegriffen; a+e in die Höhe, b+c+d gegriffen.

b+c+d+e in die Höhe und aufgefangen, nachdem a fortgelegt worden ist.

b+c+d+e nochmals in die Höhe, a gegriffen.

Schlußgang: a in die Höhe, b gegriffen; a+b in die Höhe, c gegriffen; a+b+c in die Höhe, d gegriffen; a+b+c+d in die Höhe, e gegriffen.

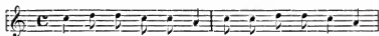
Eine Ubart und Erschwerung des „kleinen“ Peducks ist das sogenannte Grapschen: bei ihm handelt es sich darum, die Kugel von oben (!) her zu fangen.

In den späteren Jugendjahren wurde den Kindern auch wohl einmal erlaubt, ein abgesetztes Spiel Karten zu benutzen, und dann wurde — besonders an Winterabenden — Hahnrei und Fuckerhahn, Febelur,¹⁾ Schwarzer Peter und Napoleon gespielt.

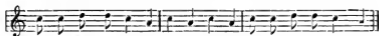
Der Schulunterricht und häusliche Beschäftigungen, zu denen die Mutter aushielt, nahmen nur wenige Stunden in Anspruch. So trieb sich denn die junge Welt den größten Teil des Tages auf Feld und Acker, in Wiese und Wald herum, natürlich ohne Strümpfe und Schuhe; noch heute erzählen alte Leute, daß das Barfußlaufen bis Martini die Regel war. Die kleinen Mädchen, die früher als erschreckte Göffel zur Mutter geflüchtet waren, hüteten jetzt selbst die Gänse und waren nicht wenig stolz, wenn sie zum ersten Male, das Butterbrod in das Taschentuch geknotet und einen buntgeschnitten Weidenstecken in der Hand, ihre Schutzbefohlenen hinaustrieben; die Knaben mußten, wenigstens in den Dörfern, die keinen Dorfhirten hatten, die Kühe weiden. Dann wurden in den Sandbergen Backöfen gebaut und aus den Blättern des Sauerampfers (Sürken oder Sürn), den sogenannten Surbloe, Salat bereitet und — roh — gegessen; die linsenartigen Dolden

¹⁾ Verderbniß aus Vive l'amour. Fuckerhahn von fukern = betrügen.

der Malve waren Pfannuchen oder Käse (Katten-tes). Beliebt war auch das Spielen mit Tannäpfeln: diese wurden reihenweise in einen durch Steine angedeuteten viereckigen Raum gelegt; das war der Stall und sie selbst die Schafe, wie denn offenbar von diesem Kinderspiel her Schap überhaupt den Tannapfel bezeichnet; sie erhielten Gras und Blätter als Futter und wurden gehütet. Den Kopf der Mädchen schmückte oft ein Butterblumentranz und den Hals Ketten, deren Ringe aus den Stengeln der Butterblumen oder Pustblomen (des Löwenzahns) hergestellt waren. Gern wanden die Kleinen einen Kranz aus dem Wiesenwergismeynisch: mit der unteren Seite wurde er in einen tiefen Teller voll Wasser gesetzt, und noch tagelang wuchsen die Blumen, auf dem Fensterbrett stehend, lustig in die Höhe. Der Name der Pustblume hängt mit einem Glauben zusammen: beginnt ein Kuckuck zu rufen, so pusten die Kinder die Staubfäden fort, so lange er ruft; so viel Mal sie gepustet haben, so viel Jahre leben sie noch. Oder dem Kuckuck wird zugerufen: Kuckuck, we lang' lew ik noch? So oft er ruft, so viel Jahre. Aus Binsen wird der zierliche Kuckucksstuhl geflochten. Auch bilden die größeren Mädchen mit einer besonderen Armverschränkung einen Kuckucksstuhl, um ein jüngeres zu tragen (in 'n Kuckucksstohl dregen lautet der Ausdruck). Die zu Tragende legt ihren rechten Arm über den linken, faßt mit der rechten Hand die linke der zur Linken Stehenden, mit der linken die rechte der rechts Stehenden. Die links Stehende ergreift von unten her mit der Rechten die Linke der Mitträgerin, und nun wird die Kleine emporgehoben und getragen. Lebensorakel giebt außer dem Kuckuck das Marienkäferchen (dat Sün-n-kind, Sonnen-kind). Sobald eins sich auf die Hand gesetzt hat, singt man:



Sün-n-kind, flüg up un dal, Flüg na'n ho - gen Him - mel,



Hal mi'n Korf vull Krin-gel, Mi en'n, Di en'n, An-ner Kin-ner of en'n.

Dann zählt man: En Johr, twe Johr und so fort, bis der Käfer fortfliegt. Die letzte Zahl giebt die noch übrigen Lebensjahre an. Andere Anrufe an den Marienkäfer bei Böhme Nr. 824 ff.

Die Knaben¹⁾ machten aus Uhorn Sprig- und Schießbüchsen (Sprütt-, Schet-büffen). Bei den Schießbüchsen wurde mit zwei Eicheln geschossen: die vorgeschobene trieb die andere mit einem Knall heraus; auch zwei Hedepfröpfe oder zwei Kartoffelstücke leisteten denselben Dienst. Auch aus einer Pose (Pas') schoß man mit Kartoffelstücken, die mit der Pose unmittelbar aus einer Kartoffelscheibe herausgestoßen waren. Aus Weiden wurden Flöten hergestellt, auch Waldbhörner: diese in der Weise, daß ein dickerer Weidenzweig abgezogen (af-wittelt) und der von oben nach unten sich immer verbreiternde Streifen dementsprechend gewickelt wurde. Als Mundstück wurde ein Brümmel oder Brümmerken (mnd. brummer Knarrer) darauf gesteckt, das aber oft auch für sich zum Hervorbringen von Tönen gebraucht wurde: man klopfte einen Weidenzweig so lange, bis sich der Stock heraus-schieben ließ, und schnitt dann den Bast in Stücke von der Länge des kleinen Fingers; jedes Stück wurde an der einen Seite etwas zugespitzt, so war eine Anzahl Brümmerken fertig. Mit dem Ri Witt brachte man Töne hervor, die dem Schreien des Riebiges verwandt waren. Der dull Jürden (tolle Georg),²⁾ ein Knopf, durch den ein Hölzchen gesteckt war, wurde durch zwei Finger in wirbelnde Bewegung gesetzt. Sehr beliebt war auch der Snurr-kafel (Schnurrkreisel),³⁾ ein auf eine Schnur gezogenes gezacktes Stück Leder oder Blei: die durch zwei Löcher in der Mitte laufende Schnur wurde an beiden Enden angefaßt und einigemal im Kreise geschwungen; dann ließ sie sich andauernd unter schnurrendem Geräusch auseinanderziehen und zog sich wieder zusammen.

¹⁾ Vgl. auch den Artikel von L. Wieher (Harburg): Spiele und Spielfachen des niederdeutschen Landkinds (Niederf. 8, 88), dessen Ausführungen sich an einigen Stellen mit den folgenden berühren.

²⁾ Jürden für Jürgen wie morden neben morgen. Der bei Wieher (a. a. O.) begegnenden Bezeichnung Pinn-dopp liegt mnd. pin (Nagel, Pflock) und dop (Knopf) zu Grunde, also = Knopf mit einem Pflocke.

³⁾ Der Kreisel heißt mnd. kufel, das in der Heide als Küfel weiterlebt, und kufel (vgl. Brum-kufel, Brem. Wb. I 149). In Kafel liegt wohl die letzte Form, aber ohne Umlaut gebildet, vor. Man hört auch Snurr-kater, eine volksetymologische Umbildung, der das von Wieher verzeichnete Snurr-katt'n an die Seite tritt.

Wir wenden uns nunmehr zu den Spielen der heranwachsenden Kinder, zunächst denjenigen, bei denen Lied und Tanz fehlten.

Bei *Dull Hund* ist ein Kind der tolle Hund, die Verfolgten sitzen auf den Leitern eines leeren Ackerwagens und kriechen oben auf die Leitern, wohin der Hund in der Regel nicht reichen kann. Das bekannte Spiel, bei dem der hintende Fuchs greift, heißt *Voß ut'n Lock*.¹⁾ Ein anderes, bei dem der Betreffende die anderen mit gefalteten Händen greift, wie in Berlin und Umgegend bei dem „Bär aus“, führt die sonderbare Bezeichnung „Holland und Seeland“. Bei „Hase und Jäger“ verfolgt der Jäger die Hasen, legt mit dem Stock auf einen an und versucht diesen dann zu ticken (mit dem Stock leicht zu schlagen, mnd. tacken berühren). Mit dem Klumpfack verwandt sind *Großmudder Schötteldok* und *Ful Ei*.²⁾ Beim ersten Spiel läßt das um den Kreis gehende Mädchen hinter einer den Schötteldok fallen und summt vor sich hin:

Dor is de ganze Dok
Dor wüll we'n reinen wedder weten.

Bemerkt die Betreffende das Tuch, so sucht sie die andere zu schlagen, andernfalls stößt das herumgehende Mädchen sie das nächste Mal von ihrem Platz und ruft höhnisch dabei: *Großmudder, Schötteldok!* Die Fortgestoßene nimmt nun das Tuch auf und „ist“ es. Bei *Ful Ei* stellt wenigstens heute ein kleiner Stock das „faule Ei“ dar; im übrigen verläuft das Spiel ganz ähnlich. Mit Kirschkernen spielte man ein Ratespiel, bei dem entweder das Grade oder Ungrade oder die Anzahl der Kerne zu erraten war. Im zweiten Falle lautete die Frage:

Vermutt, Permin,³⁾
Ra' mal, we vel schüllt sin

¹⁾ In Mecklenburg *Voß tau Lock*, *Hink-voß*, *Hinke-buck* (Niedersf. 8, 310). Weitere Beiträge zu dem Spiele und seinen verschiedenen Benennungen ebenda 291, 324, 390, Korr. 24, 44 und 86.

²⁾ Ich weise besonders auf die bisher unbelegten Namen hin; im übrigen vgl. Böhme, S. 557.

³⁾ Anklingend an die Verbindungen *hütt un mütt* und *hün un perdün*, die aber noch keine überzeugende Deutung gefunden haben (Korr. 18, 67; 19, 17).

(wie viel sollen es sein)? Dazu kam als Verstedtspiel das Finken-stein¹⁾ genannte Spiel, bei dem der Suchende den Gefundenen (oder umgekehrt dieser, wenn er zuvorkam, den Suchenden) im Male, etwa an einer Tür, anschlug mit dem Rufe:

En twe dre ver Finkensten,
.²⁾ schall't wen.

Bei den meisten dieser und der folgenden Spiele entstand zunächst die Frage, wer es „zuerst sein“ sollte. Gewöhnlich schritt man zum Abzählen.³⁾ Solche Abzählreime waren:

Udel, dudel, döös,⁴⁾
Ver, fif, söös,
Tide, tade, weg!

Oder:

Ene lütte witte Bohn
Reisede na Ingelland.
Ingelland wür togeslaten
Un de Sloetel afgebraten.
Piff, paff, puff, du mußt wen⁵⁾

Oder:

En, twe, dre, ver, fif, süs, soewen,
Mine Mudder kakt de Rööwen (Rüben),
Mine Mudder kakt den Speck,
De dat nich mag, de schert sit weg.

¹⁾ Hängt der Name mit dem Finken zusammen? Schon in mind. Zeit gab es ein Spiel vinken vangen (Lübben-Walther). Freilich spricht der unreine Reim des folgenden Verses (Finkensten: wen) dafür, daß das Spiel erst hochdeutschen Ursprungs (Finkenstein: sein) ist.

²⁾ Der Hausname mit nachgesetztem Vornamen, etwa Bäckers Trina. Über das Spiel vgl. auch Böhme II Nr. 371.

³⁾ Handelte es sich um die Entscheidung zwischen zwei bereits Bestimmten (z. B. beim Ballspiel), so entschied der Knittel, den diese sich zuwarfen; wer zuletzt oben gefaßt hatte, galt als Sieger. Daher bawen faten ganz allgemein = gewinnen.

⁴⁾ Bei Böhme I Nr. 1853c, 1857, 1858 beginnen Abzählreime mit Ulen, d(r)ulen. Liegt nur gereimter Ankniff vor? Oder vielleicht Verstümmelung aus latein. Anus, duo, tres? Vgl. noch Böhme Nr. 1859 ff. (Une, dune . .).

⁵⁾ Bei Böhme I Nr. 1752 lautet der Schluß: Piff, puff, paff, du bist af (ab, frei).

Aber die Abzählreime dienten bisweilen auch einem andern Zwecke; die heranwachsenden Mädchen wollten Näheres über ihren zukünftigen Mann erfahren und zählten an den Knöpfen ihrer Jacke ab:

Eddelmann, Bedelmann, Dotter, Pastur,
Kaifer, König, Prinz, Majur.¹⁾

Oder eine Karte wurde gedacht und unter beständigem Hersagen der beiden Verse die Karten umgeworfen, bis die gedachte sich zeigte.

Daneben gab es einen wehmütigen Vers,²⁾ der von dem vergebens auf den Freier wartenden Mädchen sprach:

It set up en lütten, glatten Stein
Un harr min Dgen so recht bewent.
De amern Dirus kregen en Mann
Un ik müß sitten un seg dat an.
It müß min Hor up den Pudel slahn
Un müß noch en Bohr as Zumfer gahn.

An diese Spiele³⁾ mögen die mit Gesang und Tanz verbundenen gereicht werden. Zuerst zwei Spiele, die auf eine Art Kampf, ein Messen der Kräfte hinauslaufen.

¹⁾ Ähnliche Reime, aber als Orakel beim Abzupfen der Blätter der Sternblume verwendet, bei Böhme I Nr. 910 und S. 709.

²⁾ Wossidlo hat mir für die vier ersten Zeilen des „alten, weitverbreiteten Volksreimes“ eine ähnliche Fassung in seinen Mecklenb. Volksüberl. II Nr. 1553 und in den Pomm. Bl. I S. 106 nachgewiesen. Der „kleine glatte“ Stein ist an die Stelle des Brädenstén (Breitenstein) getreten, von dem aus stellenweise in Deutschland die Bekanntmachungen und so auch die Verlobungen ausgerufen wurden. Die beiden Schlußverse begegnen (nach Wossidlo) mit Abweichungen vielfach in mecklenburgischen Leberreimen. Niederf. 10, 126 bietet mit kleineren Abweichungen dieselben Verse als „Tanzreim aus der Lüneburger Heide“; an die sechs Verse schließen sich dort noch folgende an:

O Janfriedert, nimm mi doch,
Zwölf grote Betten hev ik noch!
Dre vun Hau un dre vun Stroh,
De annern söß sünd eben so!

³⁾ Zu den verloren gegangenen gehört vielleicht auch das Strebblatenspiel. Im Kirchspiel Hollenstedt ist mir außer der Wendung sik to Strew setten auch folgende begegnet: He is 'n rechte ulle Strewkatt (ein widerhaariger Mensch).

Das Brückenspiel.

Zwei größere Mädchen fassen sich bei den Händen an, schwingen Hände und Arme auf und nieder und singen:

Hal up de Brück, hal dal de Brück, Den Le- sten wüll we
fan - gen, De schall dor in be - han - gen.

Die anderen haben sich in langer Reihe angefaßt und schlüpfen unangefochten unter der Brücke durch bis auf die Letzte, die festgehalten und gefragt wird, ob sie in'n goldenen Himmel oder in 'ne golle Kutsch will; auch das Haus, die Kirche, das Tor wird zur Auswahl angeboten. Die beiden größeren Mädchen haben vorher abgemacht, wer von ihnen der goldene Himmel, wer die goldene Kutsche sein soll. Die Kleine antwortet leise und stellt sich hinter die ihr Bezeichnete. Nun beginnt Lied und Reihen immer aufs neue, bis keine mehr übrig ist. Schließlich stehen sich zwei Parteien gegenüber, die beiden Führerinnen vorn, und das Reihen beginnt. Die Brücke des uralten Spieles ist überzeugend als die nach Walhalla führende nachgewiesen und das Reihen am Schluß auf den letzten Kampf zwischen den Bewohnern Walhallas und denen der Unterwelt bezogen worden.¹⁾

Ein wertvolles Überbleibsel aus alter Zeit ist auch das Spiel, das die Kleinen kurz als Mudder Merie bezeichnen. Wer diese ist, hat man in der Heide längst vergessen, aber das Spiel ist noch heute beliebt. Mit Recht ist vermutet worden, daß die Mutter Maria²⁾ in katholischer Zeit an die Stelle einer heidnischen Göttin gesetzt worden sei. Mannhardt sieht in der Maria, der die Schafe fortgeholt werden, die Frau Holda oder Freia, die im Brunnen oder in den Wolken thront und auf deren Schoß die ungeborenen

¹⁾ Vgl. Böhme II Nr. 289 ff. u. S. 533. Das Hal up im Texte habe ich aus der bremischen Fassung (Nr. 289) eingesetzt für das in der Heide gesungene sinnlose Von up. In Holstein singt man Wol up (Niederf. 8, 340).

²⁾ In anderen Gegenden auch Mutter Rose, Fru Rosen u. s. w. Die bisher bekannte Überlieferung s. bei Böhme II Nr. 339 ff.

Kinder sitzen, bis sie abgeholt und den Müttern zugeführt werden. Selbst dem Lachen und Ernstbleiben, das im Spiele von Bedeutung ist, soll ein tieferer Sinn beiwohnen. „Wer nicht lacht und die Zähne zeigt, ist ein Wechselbalg und kehrt zur Frau Holle zurück; lacht er aber und zeigt die Zähne, so bleibt er auf der Erde und wird Mensch.“ Mir scheint in dem goldnen Stuhl, der nur in der Heide begegnet, ebenfalls eine alte Erinnerung bewahrt zu sein, eine Erinnerung an den Sonnenschein, der das Wasser des Brunnens (oder die Wolke) vergoldet. — Die Mädchen sitzen hintereinander auf dem Schoße. Eine steht und fragt die Vorderste: Wenem (Wo) is Mudder Merie? Antwort: Achter mi, up'n gollen Stohl. Dieselbe Frage ergeht an die Zweite und so fort, die Antwort lautet stets gleich. Schließlich wendet sie sich an die Letzte: Goden Dag, Mudder Merie. Hest nich 'n Schap vör mi? Antwort: Nimm Di man dat irste hin! Nunmehr faßt sie die Vorderste an und singt:



Mud - der Me - rie hett mi'n Schap ge - wen, Vor schall ik
mit in Frei - den¹⁾ le - wen, In Frei - den le - wen mag ik nich, Spring
dre - mal up un dal un lach of nich!

¹⁾ = in Freuden.

Beide springen mit einander zugewandtem Gesicht dreimal in die Höhe¹⁾ — lacht die Betreffende, so kommt sie in die Hölle, bleibt sie ernst, in den Himmel. Nun beginnt das Fragen und

¹⁾ Hier haben wir das Springen, wie es als Ausdruck lebhaftester Freude aus den mittelalterlichen Tänzen bekannt ist. In der Heide lebt eine Erinnerung an das Springen auch noch in der Redensart dat is min Up- undalsprung (= meine höchste, einzige Freude, mein eins und alles), die allerdings heute in der Einengung auf einen Mangel gebraucht wird (z. B. wenn ein Mädchen nur ein Kleid hat). Auch an das freudige Aufundnieder-springen der Sonne am Ostermorgen sei erinnert.

Eingen von neuem: die Zweitvorderste kommt ans Springen, und so fort. Zum Schluß stehen Himmel und Hölle sich gegenüber, und man reißt um die Wette. Statt des Himmels und der Hölle werden auch Engel und Teufel unterschieden: jene werden zum Schluß umhergetragen und diese heftig hin- und hergestoßen („gerüttelt“).

Über ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus war das Spiel von dem Herrn von Ninive, oder wie dieser sonst bezeichnet wurde, bekannt,¹⁾ in dem eine Brautwerbung, stellenweise auch die Abholung einer dem Kloster geweihten (Himmels-)braut dargestellt wurde. In der Heide sang man vom Manne ans „Jericho“, eine allein stehende Lesart. Die Ausführung war folgende: Die eine Reihe, Knaben und Mädchen sich anfassend, sang vorgehend die erste Strophe. Während sie zurückging, ging die gegenüber aufgestellte zweite Reihe vor und sang die zweite Strophe. So abwechselnd, Halbchor und Halbchor. Das Lied lautete:²⁾



1. Kommt ein Mann von Je - ri - cho, Hei - sa fi - fi - la - te.

2. Was will der Mann von Jericho?

Heisa fifilate!

3. Er will die jüngste Tochter holen,

Heisa fifilate!

4. Wir wollen ihm ein Briefchen schreiben,

Heisa fifilate!

5. Was soll denn in dem Briefchen stehn?

Heisa fifilate!

6. Daß³⁾ ein Schächchen hat,

Heisa fifilate!

¹⁾ Vgl. Böhme Nr. 268—288, Volte 3. B. B. IV 180 f., VI 98.

²⁾ In den zweiten Zeilen habe ich entsprechend der sonstigen Überlieferung „Heisa“ für ein unsinniges „Das heißt auch“ eingesetzt.

³⁾ Der Name eines mitfingenden Mädchens, das vorher bestimmt worden ist.

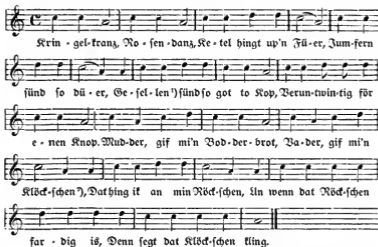
7. Was soll das für ein Schäschen sein?
Heiße ffilate!¹)

8. Nimm sie hin²) und sieh sie an!
Heiße ffilate!

9. Daß Du sie wiederfinden kannst,
Heiße ffilate!

Nun beraten sich die beiden, wer das nächste Mal das Pärchen sein soll, und das Schreiten und der Gesang beginnen von vorn.

Auf ein ehrwürdiges Alter blickt der Kringelkranz-reigen zurück. Die (etwa drei- bis sechs-jährigen) Kinder drehen sich, gewöhnlich mit Ketten aus Butterblumen behängt, im Kreise und singen:³)



Krin-gel-kranz, Ro-sen-danz, Ke-tel hingt up'n Fü-er, Zum-fern
sünd so dü-er, Ge-sel-len¹) sünd so got to Kop, Verun-twin-tig für
e-nen Knop-Mud-der, gif mi'n Bod-der-brot, Va-der, gif mi'n
Klöß-schen²), Dat hing it an min Klöß-schen, Un wenn dat Klöß-schen
far-dig is, Denn segt dat Klöß-schen kling.

¹) Junge Leute, Junggefallen. ²) Erinnerung an die Schellen, die in alter Zeit zur Verzierung der Gewänder dienten, vgl. z. B. mnd. dusink „ein mit Schellen oder Stöckchen besetzter Gürtel für Männer und Frauen“.

³) Hierauf wird der Name des ebenfalls bei Beginn bestimmten Knaben gerufen.

⁴) Der Knabe tritt mit dem Mädchen in die Mitte. Der hier angeredete Knabe ist der im Anfang genannte Mann von Jericho, so wenigstens in anderen Quellen, z. B. Böhme 268, wo ebenfalls das „so nehmt sie hin“ begegnet, ähnlich 272, 275.

⁵) Vgl. auch Böhme II Nr. 78.

Bei dem letzten Worte beugen alle die Kniee, setzen sich in de Hurk.

Bei der „Schwarzen Köchin“ bilden die Mädchen einen Kreis. Eins umgeht ihn und singt immer aufs neue die nachher folgenden Worte.¹⁾ Jedesmal faßt sie bei den Worten „Komm mit“ ein Mädchen an die Hand und nimmt es mit. So bilden die Herumgehenden eine Kette, die sich immer verlängert. Schließlich bleibt noch eine übrig, die zur „schwarzen Köchin“ ausersehen worden ist. Diese wird verhöhnt, indem die andern mit den beiden Zeigefingern die bekannte spottende Gebärde machen und laut dreimal rufen: „Sjitt sjitt sjitt, da steht sie ja.“ Der Kreis bildet sich von neuem, die Verspottete tritt heraus und beginnt von neuem zu singen. Der Text lautet:



Ist die schwar-ze Kö-chin da? Nein, nein, nein! Drei-mal muß ich
rum marschie-ren, 's vierte Mal den Kopf ver-lieren, 's fünfte Mal kommt!

Im folgenden Reigen wird der „verlorene Schatz“ gesucht. Die Spielenden fassen sich an und stellen einen Garten vor. Einer steht draußen. Dieser und der Chor singen:



Jam-mer, Jam-mer, hö-re zu, Was ich Dir kann sa-gen, Ich
hab' ver-lo-ren mei-nen Schatz, Mach' auf, mach' auf den Gar-ten!
Zwei lassen sich los und den Betreffenden herein. Nunmehr singen alle weiter:

¹⁾ Böhme (II Nr. 267) teilt den Reigen aus Dresden und Kassel mit, ebenfalls unter der Überschrift „Die schwarze Köchin“. Die Worte „Nein, nein, nein“ werden dort richtiger dem Chor zugewiesen. Statt „den Kopf“ heißt es „den Hut“, beides nicht recht klar. In der Heide hört man gelegentlich statt „Köchin“ „Küchlein“. Ist dieses die echte alte Lesart? Das würde vermuten lassen, daß es sich in dem Spiele ursprünglich um den Raub eines Kükens durch einen Vogel gehandelt hat.

Ich will gehn, her-um-zu-sehn, Ob ich ihn nicht kann fin-den. Dies, dies
soll mein Schö-nen sein, Dem fall' ich zu Füß-sen,
Um den Mund zu küß-sen.¹⁾

Während dieser Strophe hat er sich vor einer (oder sie vor einem) auf die Kniee niedergelassen; beide tanzten nun im Kreise herum und sangen dabei:

Kü-le-rü - kü, kü - fe - rü - kü, Wenn ich ei-ne neh'm', so neh'm' ich sie.
Nunmehr tritt der (oder die) Erwähnte aus dem Kreis heraus, und das Spiel nimmt wieder seinen Anfang.

¹⁾ Im Kreise sitzen lauteten diese Zeilen (Niederf. 9, 267): Ich will jetzt gehen, um zu sehen, Ob ich ihn noch kann finden, Und wenn ich ihn gefunden hab', So klapp' ich in die Hände. Von den Texten, die Böhme (II Nr. 201 f.) dietet, steht der oldenburgische (202) dem obigen einigermaßen nahe.

Der schon Fischart bekannte und über ganz Deutschland verbreitete Reigen „Adam hatte sieben Söhne“¹⁾ zeigt in der Heide einige bemerkenswerte Abweichungen. Zunächst drehte sich auch dort der Chor im Kreise und sang:

A-dam hat-te sie-ben Söh-ne, Sie-ben Söh'n'hatt' A-dam, Sie
af-sen nicht, sie tran-ten nicht, Sie spuck-ten ihm ins An-ge-sicht, Sie
ta - ten al - le so.

Dabei wurde ein Knix oder eine Verbeugung gemacht. In anderen Gegenden, außerhalb der Heide, machte dagegen ein Knabe,

¹⁾ Vgl. Böhme I Nr. 237, 238. Der Hamburger von Hövel zählt ihn 1663 unter anderen Gesellschaftsspielen auf, 3. B. B. IV 184.

der in der Mitte stand, (oder Mädchen) irgend eine „Gebärde, Grimasse, Stellung oder Bewegung“ vor, die von allen nachzuahmen war. Noch mehr weicht die Fortsetzung ab, die in der Heide auf einen Tanz des Knaben mit einem Mädchen aus dem Kreise (oder umgekehrt des Mädchens mit einem Knaben) hinausläuft. Er spricht zu ihr:

Bist Du denn mein liebes Kind?

„Ja freilich.“

Hast Du mich von Herzen lieb?

„Abscheulich.“

Dann Tanz der beiden unter dem Gesang der andern:

Sie sagten alle ja, ja, ja,

Sie taten's aber nicht.

Geh Du nur hin, geh Du nur hin,

Ich kenne Dich ja nicht.¹⁾

Runmehr nahm der Knabe die Stelle des aufgeforderten Mädchens ein, und dieses hatte sich in den Kreis zu begeben.

Weitverbreitet war auch der folgende Reigen, der in vielen, aber nur entfernt an die unsrige anklingenden Fassungen (Böhme II Nr. 88 ff.) vorliegt. „Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingen soll“ lautete vielerwärts der Anfang. Die Überreste deuten auf einen Reigen, den in alter Zeit die jungen Mädchen und Burschen tanzten und bei dem Kränze zur Verteilung gelangten; die Schönste mußte sich zuerst umdrehen, „der Liebste hat ihr den Kranz beschert“, dann die andern. Die sieben Jahre kamen ebenfalls vor, aber nicht als Lebensalter, wie in dem Kinderreigen der Heide und sonst in vielen Gegenden, sondern „sie hat gesponnen sieben Jahr.“ Man hat den auch in Dänemark und Holland bekannten Reigen sogar mit dem altheidnischen Gottesdienst in Verbindung gebracht und sieht in ihm eine Verherrlichung des wiederkehrenden Frühlings;²⁾ die sieben Jahre sollen die sieben Wintermonate sein, nach dem siebenmonatlichen Walten der dem Spinnen

¹⁾ Die Strophe wurde nach der Weise der ersten gesungen. Die erste Strophe enthält eine Zeile mehr; vermutlich sind dort die Worte „Sie spuckten ihm ins Angesicht“ nur ein vergrößernder Zusatz der Heide.

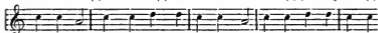
²⁾ So Dunder und ihn ergänzend Böhme (vgl. Böhme, S. 456).

vorstehenden Göttin Holda naht sich der Schatz, der Frühling, und schenkt der Erde Blumenkränze.

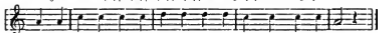
Der Reigen wurde nun in der Heide so ausgeführt. Die Kinder drehen sich im Kreise und singen:



Lu - wi - se, Lu - wi - se, Ei - ne klei - ne Si - se, ¹⁾ All - zu - mal, ²⁾

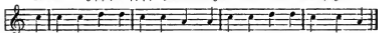


all - zu - mal Sechß, sechß, sechß, sechß, sie - ben Jahr, Sie - ben Jah - re rum und



um, Und wer die Al - ler - jü - ng - ste ist, Die dreh' sich mal her - um!

Sobald dies geschehen ist, schließen die übrigen den Kreis wieder und singen:



Die Jü - ng - ste hat sich um - ge - lehrt Und hat den schön - sten Kranz ver - sehrt.
Und so wieder von Anfang an, bis alle sich umgedreht haben.

¹⁾ Eintröse Reimspielerlei? Ober mnd. sife Zeisig? ²⁾ = Gänzlich (mnd. altomate).

Schon die große Zahl dieser mit Gesang und Tanz verbundenen Spiele deutet darauf, daß sie der liebste Zeitvertreib der Kinder waren. Und so verhielt es sich in der That. Diese Verknüpfung von Spiel, Tanz und Gesang im Kinderlied der Heide ist aber sicher uralt; dieses hat bis in die neue Zeit ziemlich getreu bewahrt, was überhaupt der Poesie alter und ältester Zeit eigentümlich war. Und in diesen doch nur trümmerhaften Überresten welche bunte, abwechslungsreiche Mischung! Da haben wir den (geschrittenen) Reigen, den Sprung, die Scheidung in Halbchöre, das Gegenübertreten des Chors und einzelner, den Kreis stehend und dann umgangen, sich selbst drehend, sich öffnend und sich schließend, die einzelnen der Reihe nach sich wendend, den Chor bald eigene, bald einzelner Gedanken und Empfinden aussprechend, Episches (Adam hatte sieben Söhne) und Dramatisches (das Aufundniedergehen der Brücke) in mannigfachem Wechsel. Dieser Buntheit der Reigenformen steht aber eine bemerkenswerte, dem Stimmumfang des jugendlichen Alters entsprechende Einfachheit der musikalischen Elemente zur Seite. Wer

die Weisen vergleicht, wird leicht finden, daß vielfach dieselben Töne, in der hier gegebenen Vertonung c, das danebenliegende d und das tiefere a, wiederkehren. Die Aufzeichnung der Weisen verfolgt ausdrücklich auch den Zweck, die hervorgehobene melodische Einförmigkeit des Kinderliedes, die natürlich weit über die hier behandelten Gegenden hinausreicht, einmal für ein beschränktes Gebiet mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen zu führen.

Es ist leicht zu verstehen, daß vorzugsweise die Mädchen mit ihrem tieferen Empfindungsleben diese Spiele pflegten und Knaben nur in der Minderheit daran teilnahmen. Die älteren Knaben rissen sich von Jahr zu Jahr mehr von den ullen Dirns los, und erst der Tanzsaal führte nach der Einsegnung die Geschlechter wieder zusammen. Den Knaben lagen in der Hauptsache andere Spiele am Herzen: Einmal das Ballspiel, dem also hier im Gegensatz zu andern Gegenden die Mädchen weniger huldigten; der Ball war ein mit Wollfäden umwickeltes oder umsponnenes Knäuel; neben dem Schlagball und Sauball¹⁾ war das „Eckball“-spiel beliebt. Bei diesem Spiel standen die Mitglieder der einen Partei an bestimmten Plätzen, „den Ecken“, die durch Steine bezeichnet waren und das Mal, gewöhnlich den Platz vor einer Hauswand, umgaben, die der andern waren „im Mal“. Jeder Spieler galt die gleiche Anzahl Points.²⁾ Von den Spielern an den Ecken wurde nach den andern geworfen und, wenn jemand getroffen war, fortgelaufen; war niemand getroffen, so hatte der Werfer einen Point verloren. Wurde einer der Fortlaufenden wieder getroffen, so galt er einen Point weniger, sonst der vorher Getroffene. Diejenige Partei, die zuletzt noch einen Point hatte, war Siegerin und kam beim nächsten Spiel an die Ecken, d. h. in die Stellung, die den Reiz des Angreifens mit dem der neckischen Flucht verband und deshalb die bevorzugte war.

Um Knöpfe spielte man Puttlock. Mit dem Messer wurde ein Loch in die Erde gemacht, und jeder setzte einen Knopf als

¹⁾ Das Spiel heißt *Su*, eine mit dem Spiel von außen eingeführte Bezeichnung (mund. *fü Sau*), da das einheimische Wort für die *Sau* wenigstens im Nordwesten *Soeg'* (mund. *so ge*) ist. Gewöhnlich sägte der Vater oder Großvater dem Jungen ein etwa drei Finger langes Stück von einem ebenso dicken Zweig ab, das dieser sich dann selbst rund schnitzte.

²⁾ Jederen gilt *twe* (dre, vier), so drückte man sich aus.

Einsäß hinein (in-putten); das Loch war sozusagen der Putt, frz. pot, der Topf für den Einsäß (vgl. up 'n Putt setten beim Regel- und Kartenspiel); so erklärt sich der Name des Spieles. Wenn die Kugel in das Loch rollte, hatte gewonnen; trafen mehrere hinein, so setzten die übrigen nochmals, und alle warfen von neuem. Ein ähnliches Trudelspiel war Regen-lock: bei ihm wurden neun Böcher (in drei Reihen) gemacht, von denen jedes besonders bewertet war; das mittlere galt 16, die vier Ecklöcher je 12, das dazwischenliegende der Vorder- und der Hinterseite 8, die beiden andern 4. In das Mittelloch wurde gesetzt. Jeder warf dreimal nach der Reihe. Wer die höchste Summe geworfen hatte, erhielt den Einsäß. Bei gleichem höchsten Wurf setzten die übrigen nochmals, und alle warfen von neuem. Am Knöpfe ging es auch beim Pickern, das gewöhnlich mit größeren Läufern (Piker-löper) gespielt wurde.¹⁾ Einer warf aus, der Nachwerfende mußte die Kugel berühren oder ihr bis auf Spannweite einer Hand nahekommen: dann hatte er einen Knopf gewonnen und warf wieder aus. Andernfalls warf der Erste wieder und versuchte die Kugel des Zweiten zu treffen. Die Zahl der Teilnehmer war unbegrenzt. Ein Knopffspiel war auch Pimpahl.²⁾ Die Knöpfe wurden auf einen etwa $\frac{1}{2}$ Meter hohen Pfahl gesetzt, nach dem die Spieler mit Steinen warfen. Wurde er umgeworfen, so gehörten dem Werfer die auf der unrichten Seite liegenden Knöpfe. Die anderen wurden wieder aufgesetzt.

Beim Rock³⁾ wurde mit Steinen nach einem Stein geworfen, der auf einem größeren stand, beim Buck mit Knitteln nach einem

¹⁾ pickern geht auf mnd. bickel = Würfel, Fangstein der Kinder (eigentlich ein mit der bicke = Spießhake abgeschlagener Stein) zurück.

²⁾ Nach der Analogie des nachher zu erwähnenden Rock liegt vielleicht ein pin-päl Folterpfahl (vgl. mnd. pine(n)-bank Folterbank, pin-stake Fußblock) zugrunde. Ein ähnliches Spiel aus dem „Fürstentum Lüneburg“ (ohne nähere Bezeichnung der Gegend) wird Niedersf. 8, 209 beschrieben. Dem Pimpahlspiel entspricht das schweizerische Stöckeln, das schlesische Pföckeln, vgl. Böhme II Nr. 471.

³⁾ Es ist das holsteinische Raak up, das bremische Raak af (von mnd. kät = Schandpfahl, Pranger), vgl. E. S. Meyer 127. Aber ein Bedenken bleibt: kät ist doch ein Pfahl, kein Stein (wie denn im Amte Friedeburg, Nr. Wittmund, noch heute beim „Roatspielen“, das dem lüneburgischen Pimpahl

dreibeinigen, gewöhnlich aus Erlenholz zurecht gehauenen Boock. Eine Lieblingsbeschäftigung war ferner das Schippern, das Hineinwerfen flacher Steinchen in das Wasser, so daß sie über die Fläche tanzten. Dazu trat das Boockspringen über die sich bückenden Spiellameraden und das Ringen (sik faten, sich fassen). Gebadet wurde nur zur Abkühlung, also an besonders heißen Tagen. Das Aufhängen der Dohnen im Herbst (Enarren stellen) geschah trotz aller Verbote immer aufs neue. Der Winter brachte das Glinſchen (mnd. glischen, schlesw. glinstern), das Fahren auf dem mit zwei Piefen fortbewegten Schlitten (Pel-slegen) und das Schneeballen (sik klüttern, vgl. mnd. sik klüten = sich mit Erdschollen werfen, Klüt[e] = Klumpen).

So heben sich von den sinnigeren, in weitgehendem Maße rhythmisch gebundenen Mädchenspielen die der Knaben schroff ab: Ungebundenheit, Betätigung der Kraft, Ehrgeiz, Streben nach Gewinn spielten die Hauptrolle, und nicht selten arteten die Spiele in Rohheit aus, wie denn verschiedene (Pimpahl, Kock, Buck) von den Predigern und Lehrern wiederholt verboten wurden.

Zu Dorffesten gestalteten sich das Osterfeuer und der Umzug des Pings-bötels. Während aber die Sitte des Osterfeuers in alter Frische fortlebt, ist der Pfingstumzug seit Jahrzehnten fast ganz außer Gebrauch gekommen. Die Feier des Weihnachtsfestes zeigt noch manches Alte und Überkommene, aber das Beispiel der nichtbäuerlichen Familien wirkt immer mehr ein.

Vom Osterfeuer mögen Knaben und Mädchen der Heide selbst erzählen: ¹⁾

entspricht, nach einem Holzloos geworfen wird, Niederf. 8, 119). Ich vermute daher, daß entweder früher ein Loos das Ziel war oder daß in dem Kaaſ und Kock eine Verderbnis aus mnd. kagel, fogel, foggel (Kapuze) vorliegt. Für die letzte Annahme fällt auch die mir mündlich mitgeteilte mecklenburg-strelitzische Bezeichnung des Spiels Kapp-köster (Küster mit der Kappe) ins Gewicht.

¹⁾ Nach einigen, auf Veranlassung eines Lehrers von seinen Schülern und Schülerinnen in Briefform abgefaßten Aufſätzen. Der Text ist aus mehreren Darstellungen ohne nennenswerte Änderungen zusammengestellt worden.

In unſ' Gegend iſt dat Mod, dat we alle Johr en Oſterfür maken doht. 's Nombdags na de Schol gaht we denn all' hin un ſlept Oſterhult up'n Barg tohop.¹⁾ Den Sünnavend vör Oſtern gaht we na de Buern un ſammelt Stroh, un de Koplü' gewot uns of en Tertunn'. Den irſten Oſterdag timmert we dat Oſterhult up. Den Abend, wenn't bald düſter ward, ward dat Hult anſtelen. Von den Barg künnt we denn gans vel Oſterfür fehn. De groten Lü' gaht of hin un hoeht ſik mit uns. Wenn dat Hult meiſt²⁾ utbrennt iſt, denn lopt we dör den Roſ un ſpringt mit de glöbnigen Staten rüm. We maht uns of de Hann' gans ſwatt an de Roehl un ſtrift de annern oewer de Backen un ſegt: „O, wot büſt Du ſo glatt³⁾!“ Denn ſpelt we dor noch ſo lang', bet dat Für utbrennt iſt. Wenn dat Für dot geiht, gaht we na Hus un ſingt Leder. Denn ſeht we aver ut as lütte Düwels un moet uns irſt waſchen, ihr we na'n Bett gaht.

Die alte Bedeutung ſolcher Feuer für das ländliche Leben, die das Gedeihen von Menſchen, Vieh und Feld fördernde, Heren und Angeziefer vertreibende Kraft des Feuers, des Rauchs, der Brände iſt der Vergessenheit anheimgefallen. Daſſelbe gilt von dem Brauch des Oſtereierreſſens: die ſinnbildliche Bedeutung der Fruchtbarkeit iſt vergeſſen, aber Paſcheier (mnd. paſche[n]-Oſtern) werden noch heute in jedem Hauſe vor dem Beginn des Oſterfeuers gekocht, in den großen Bauerhäuſern ein ganzer Grapen voll, etwa 60—70 Eier, und jeder ißt, ſo viel er kann, und rühmt ſich gern ſeiner Leiſtung.

Am Oſtermorgen gehen manche hinaus, um den Sonnenaufgang zu ſehen, denn die aufgehende Sonne hüpfſt dreimal vor Freude über die Auferſtehung des Erlöſers; auch Nebensonnen werden ſichtbar und in der mittellſten ein Lamm. Dem Waſſer teilen ſich durch die Strahlen der aufgehenden Sonne allerlei Kräfte mit, doch ſtillschweigend muß es geſchöpft werden, um wirksam zu ſein. In der Südheide⁴⁾ wäſcht man ſich in der Frühe mit

¹⁾ An manchen Stellen liefern die Bauern der Jugend das Holz, um der Schädigung ihres Holzbeſtandes vorzubeugen.

²⁾ = zum größten Teil, beinahe.

³⁾ Im Sinne von „ſchön“.

⁴⁾ Hier und im folgenden, ſoweit die Südheide ausdrücklicſch genannt iſt, ſtütze ich mich auf zwei „Aus der Lüneburger Heide“ überſchriebene, von Dehning (Celle) verfaßte Artikel der Harburger Anz. u. Nachr. (14. April 1897, 28. März 1899).

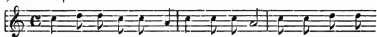
dem Osterwasser; gern necken in diesem Augenblick die Burschen die Mädchen und suchen das Schweigen zu stören. An manchen Stellen der Heide wird das Wasser in verkorkten Flaschen aufbewahrt; es bleibt das ganze Jahr frisch und klar und wirkt besonders gegen Augenkrankheiten. Heilkräftig ist auch die Nacht vom Karfreitag auf den Sonnabend; wer in der Mitternachtsstunde in die Wiese geht und von dem Gras isst, bleibt zeitlebens vor Zahnweh bewahrt. Auch die bösen Geister (Düwels), die im Haus ihr Anwesen trieben, wurden in den südlichen Theilen der Heide in dieser Zeit verschucht. Der pfißige Bauer rechnete so, daß sie am Sonnabend in der Hölle weilen und dort der Predigt Christi zuhören müßten. An diesem Tage war also der Hof rein; daher war dies die beste Zeit, das schirmende Hufeisen an die Thür zu nageln. Von schlimmer Vorbedeutung ist es, wenn der Ostermorgen oder auch der Grüne Donnerstag, der Stille Freitag Regen bringt; das deutet auf einen trocknen Sommer, so trocken, dat de Netteln achter'n Fun verdrögt. Am Ostersonntag müssen Strickzeug und Nadel ruhen, sonst brennt das Haus ab. Dieser Glaube gilt auch für den ersten Pfingst- und Weihnachtstag und den Karfreitag. Die Nachmittagsstunden des Karfreitags sind zugleich dem Andenken der Toten geweiht; besonders die Frauen und jungen Mädchen suchen die Gräber ihrer Lieben auf.¹⁾ Froher als an dem durch kirchliche und volkstümliche Bräuche gleich geweihten Stillen Freitag ging es in der Südheide am Nachmittag des Grünen Donnerstags zu. Dann ergöhten sich nach altem Brauch die Jugend und auch die Großen am Ballspiel und freuten sich des neuerstandenen Frühlings, denn der Frühling und der Beginn des Ballspiels fallen zusammen, wie schon Walthar von der Vogelweide seiner Frühlingssehnsucht den Ausdruck gibt:

Saehe ich die megde an der sträze den bal
Werfen! so saeme uns der vogele schal.

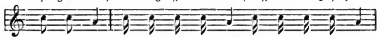
Prächtige Erinnerungen an das alte Hirtenleben hat die Pfingstfeier der Heide bis vor einigen Jahrzehnten und vereinzelt bis heute bewahrt. Der Hirtenknabe, der am Pfingstmorgen am längsten

¹⁾ Stellenweise geschieht dieses am Grünen Donnerstag oder Oster-sonntag.

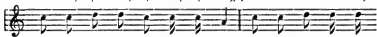
geschlafen hatte, wurde als Pings-bötel¹⁾ ausstaffiert. Man bekränzte ihn mit frischem Grün und Blumen und fuhr oder trug ihn frühmorgens oder am Nachmittag von Tür zu Tür. Die ganze Dorfjugend zog hinterdrein. Die Tür wurde geöffnet, der Zug hielt und stimmte an:



Pings-bö - tel, Ha-wer - garf, Bot-we - ten-stroh, To - tern Johr¹⁾ is't



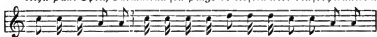
ot noch so. Rip - pe - rap - pe - ris,²⁾ Ei - er in de Mäg!



O, wot is uns' Pings-bö - tel hübsch! Fif Schock Ei - er un



teihn Pund Speck, Dat makt un-sen Pings-bö-tel fett. Mor-den fröh-wüll we'n

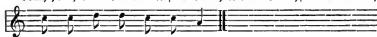


Pings-bö - tel ka - fen, Willt em mit de Ben in de Lu - ken ha - fen.³⁾

Die Knaben sammelten dann in der Mühle Eier ein, die nachher verteilt wurden; oder man verkaufte sie und teilte den Erlös. Gab eine Frau nichts, so erschollen beim Weiterziehen die Spottverse:



Rull,⁴⁾ rull, rull! Dat ull Wif is dull.⁵⁾ Wit-ten Twirn, swat-ten Twirn,



Dat ull Wif dat gift nich girn.

¹⁾ — im nächsten Jahr (verführt aus in dem tokomenden Johr). ²⁾ Das Wort soll das schnelle Forttreiben der Eier meinen; zu ripperappe vgl. mnd. rips-rapper = der etwas ripsraps, d. h. rasch wegrehlt; auch rip bezeichnet das Forttreiben, denn es ist eine Intensivbildung zu riten (vgl. auch ritsch ratsch). ³⁾ Das Querholz, an dem die Hinterbeine befestigt sind, soll in die Bodenlufe gebängt werden. — Ich habe im Vorstehenden und Folgenden den mit aus der eigenen Jugend geläufigen Text des Kirchspiels Hohenstedt gegeben, der an einigen Stellen abweichende des Nachbarkirchspiels Noldburg ist Germania 37. 119 veröffentlicht worden. ⁴⁾ — Rull weiter (mit Bezug auf den Wagen, auf dem der Knabe saß). ⁵⁾ Ähnlich sangen bei Gelle die Kinder am Martinsabend, wenn sie kein Geschenk erhielten:
 Warten, Warten, strull,
 Dat obte Wif is dull (Böhme, S. 362).

¹⁾ Bötel ist der verschnittene Schafbock (mnd. boteln kastrieren bot-link ein verschnittenes Tier). Später meldete sich ein Knabe freiwillig oder

In andern Gegenden, außerhalb der Heide, wurde der bekränzte Pfingstnabe schließlich ins Wasser geworfen, um das Himmelswasser, indem man ihm „die Berührung von irdischem Wasser und Grün vormachte, auf das Gras der Weide herabzulocken.“¹⁾ In der Heide war der Grundgedanke ein anderer: die neckische Bestrafung des säumigen Langschläfers und das Einsammeln von Gaben für einen gemeinsamen Schmaus war hier die Hauptsache. Es liegt nahe, diese Umzüge und Schmausereien in Beziehung zu der alten Maifeier zu setzen. In der Frühe des Maitemorgens veranstalteten anderwärts die Hirten einen Wettaustrieb, „um das erste heilkräftigste und reichste Raß der Weide zu erhalten“, und zu den Maireigen gehörte auch der „Hammeltanz, der in dem Opfer eines Herdentieres gipfelte.“²⁾ Eine derartige Maifeier mit Wettaustrieb und Opfer war vermutlich in alter Zeit auch das Bötelfest der Heide, das späterer Brauch mit dem Pfingstfest zusammengelegt hat. Das Ausschmücken der Häuser mit Birkenreisern (Maibusch) war wohl auch schon ein Bestandteil des alten Festes.

In der Gemeinde Halvesbostel (Kirchspiel Hollenstedt) war derjenige Kuhhirte „Pingsbötel“, der am Abend vor Pfingsten zuletzt mit seiner Herde nach Hause kam; beim Heimtreiben trug dort eine Kuh in jeder Herde (gewöhnlich die beste) um die Hörner einen Kranz von Wiesenblumen. In Emmen (bei Hollenstedt) bekam die Kuh, die sich am Pfingstmorgen zuletzt erhob, einen Blumenkranz. In der Südheide kannte man — und kennt man teilweise wohl noch jetzt — die Sitte des Pfingstochsens, der, mit frischem Laub bekränzt, am Pfingstsonnabend vom Schlachter durch den Ort geführt wurde. In der benachbarten Gührde fangen die Kinder um Gaben, indem eins von ihnen sich einen Bienenkorb (Pingsst-

wurde gewählt. Das Wettauftreten beschränkte sich dann mehr und mehr auf das einzelne Haus. Keiner wollte am Pfingstmorgen im Hause der Letzte sein und als „Pingsbötel“ den ihm drohenden Strohkranz bekommen.

¹⁾ E. S. Meyer 144.

²⁾ E. S. Meyer 145, andere Beispiele eines Frühaufstehens um die Wette 131. Zum Pfingstgelage bei der Aufrihtung des Maibaumes lieferten die Bauern im Anhaltischen der Reihe nach zwei Schweine und einen Sammel, 145.

korn, mhd. kar[e]=Korb) über den Kopf gestülpt hatte. In der äußersten Südheide, so noch heute in Westerbeck,¹⁾ wurde ein Knabe als „Fischermeier“ aufgezogen. Ihm wurde aus belaubten Birken- und Buchenzweigen mit Hilfe des Weidenbastes ein eigenartiges Gewand geflochten, auf dem Kopfe ragte ein langes, mit Blumen und Bändern umwundenes Holzkreuz, in jede Hand erhielt er einen hölzernen Säbel. Der Chor der Knaben geleitete ihn von Haus zu Haus und sang:

Gum Dag!
 Den Fischermeier
 Ein halv Schock Eier!
 Hett Zi keine^{?)} fule Eier,
 Emiet sei owern Fischermeier (über den F.)
 Hett Zi keine^{?)} frische,
 Set't sei üsch (unö) tau Dische.
 Gewet Zi usen Fischermeier nist (nichts),
 Sau leggt jur Häumer upt Jahr of nich.
 Balle hier henn, balle da henn,
 Wo geiht de rechte Weg henn
 Na riten Mannes Huße,
 Na riten Mannes Hëren,
 De kann üsch wol ernähren?
 Bowen in de Hächte (Höhe)
 Da hängen de langen Wöste.
 Gew'n Sei üsch de langen
 Un laten de korten hangen,
 Bet taum annern Jahr
 Wit (wollen) wi wertomen,
 Wit sei nahalen.
 Stille stahn!

Zu gleicher Zeit führten die mit Blumen geschmückten Mädchen eine von ihnen, die als Maibraut einen Kranz trug, durch das Dorf und sangen, um Gaben bittend, das Lied von der hübschen Jungfrau, die vor der Himmelstür von den Engeln nach ihrem Glauben befragt und unter das „Königsgesinde“ aufgenommen wird:

Sie legten ihr um ein weißes Tuch
 Und setzten ihr auf eine Krone.

¹⁾ Das Folgende nach Mitteilungen von G. Wrede in der Allerzeitung vom 21. 5. 1904.

^{?)} = irgendwelche (wie mhd. kein)?

Die zuletzt berührten Gebräuche, die ähnlich anderwärts begegnen und besonders auch für das benachbarte Braunschweig belegt sind,¹⁾ zeigen in dem Landkleid des Fischmeiers und dem Kranz der Maibraut die Beziehung zum frisch erwachten Leben der Natur noch klar und deutlich erhalten, ebenso wie der mit frischem Grün bedeckte Knabe der nördlichen Heidegegenden.

Und nun zur Weihnachtszeit! Mit leuchtenden Augen blickten die Kinder der Heide in den vorangehenden Wochen zu dem besonders prächtigen Abendrot auf: die Engel heizten den Ofen, um für den Weihnachtsmann die süßen Stuten zu backen.²⁾ Der Christabend war, wie auch in andern Gegenden, ein Schlemmerabend und hieß deshalb Vullbuckſ-awend (Vollbauchsabend).³⁾ Nach alter, weithin in Deutschland bekannter Sitte⁴⁾ legten die Kinder ihre Mützen auf den Tisch, am Morgen lagen die Gaben des Kanjes, des „Kind Jesus“, darin: Haselnüsse, die von den Kindern selbst im letzten Sommer gepflückt worden waren und inzwischen im Rauch gehängt hatten, Äpfel, Kanjes-ſoken, die vom Bäcker aus Semmelteig gebacken waren und Männer, Frauen und Tiere darstellten, auch wohl einige braune Kuchen. Eine Besenkung der Erwachsenen, auch der Dienstboten, ebenso ein Tannenbaum war noch unbekannt. Dagegen wurden in den Häusern geistliche Lieder gesungen. Auch kleidete sich eine ältere Person als „Kanjes“ aus, erschien mit Rute und einem Beutel voll Nüsse und Obst und ließ die Kleinen beten. Nach altgermanischer Anschauung war die Zeit zwischen dem alten und dem neuen Jahre besonders geeignet, Ereignisse des neuen Jahres vorauszusehen: Wer am Vullbuckſawend (an anderen Stellen am Silvesterabend) sich ein weißes Laken⁵⁾ umhängte und rückwärts aus dem Zimmer schritt, hatte die Fähigkeit,

¹⁾ Vgl. Andree 345 ff. und hinsichtlich der Deutungsversuche von „Fischmeier“ 350, Anm. 1.

²⁾ „Heidjer“ in Niederf. 8, 94 (aus dem Stadischen?).

³⁾ An der unteren Elbe nannte man den Fastnachtmontag so.

⁴⁾ Sie ist nicht etwa neuerdings von England übernommen worden, wie man vermutet hat: vgl. Korr. 23, 10f., 47f., 54, 72.

⁵⁾ Vielleicht ist dieses weiße Laken der Rest von einem Auftreten des Schimmelreiters. In einigen Heidedörfern singt man noch von dem Weihnachtsmann, der den Sack mit Stuten auf den Schimmel wirft und diesen springen läßt, daß alle Glocken klingen, s. Niederf. 8, 94; leider fehlt die

ein Vörlat, d. h. ein Vorgeficht (mnd. lät Geficht), zu sehen. Mit diesem Glauben verwandt ist der aus Moißburg berichtete, daß die in der Nacht zum 25. Dezember Geborenen die Gabe des Hellsehens besitzen. Bei Celle¹⁾ „leuchtet man nach dem Christessen unter den Tisch nach Körnern, wie sie die Drescher in die Stube treten. Je mehr man von einer Getreideart findet, desto besser gedeiht sie“; ein ganz ähnlicher Glaube wird aus dem Norden der Heide, dem Kirchspiel Moißburg, berichtet. In der Südheide begegnen noch andere bemerkenswerte Reste alter Weihnachtsfreude. So erfangen in Bevensen die Kinder am Abend des auch in anderen Gegenden festlich begangenen Thomastages (21. Dezember) verkleidet durch Weihnachtslieder allerlei Gaben, und zum Frühgottesdienste am 1. Weihnachtstage brachten dort die Kirchgänger einen Siebenstern mit, ein Gestell mit sieben Lichtern, die in der Kirche angezündet wurden. Am ersten Weihnachtstag wird ebendort ein eigenartiges Getränk (Kolschal, aus Branntwein, Zucker und Honigluchen zusammengerührt) als Willkommen geboten und mit einem Holzlöffel gegessen.

Am Silvesterabend (Oljohrs-awend) wurde ebenso wie am Christabend besonders gut gegessen. Allerlei Vorbedeutungen knüpften sich an das Essen: Wer zuerst aufstand, mußte zuerst sterben. Wenn nach dem Essen zuerst ein Mann hinausging, so brachte das nächste Jahr lauter Bullenkälber, wenn eine Frau, lauter Kuhkälber. Wer in der Geisterstunde der folgenden Nacht sich am Kreuzweg unter zwei aneinander gelehnte Eggen setzt, sieht den Teufel tanzen.²⁾ Im Laufe des Abends erschien eine alte Frau, die *Aschenmöhme* (Aschenmuhme), die in den verschiedenen Gegenden Deutschlands unter verschiedenen Namen bekannte Gestalt der Frau Holle; sie trug einen kleinen Beutel mit Asche auf dem Rücken

nähere Bezeichnung der Gegend. Sonst kenne ich den Schimmelreiter nur im äußersten Süden: in den Dörfern westlich des Westerbecker Moors trat er als Spaßmacher am ersten Tage der Hochzeiten auf, vgl. G. Wrede, Niederf. 10, 204.

¹⁾ E. S. Meyer 253. Auch auf das dort erwähnte Christnachtsoralcl in dem der Nordwestheide benachbarten Bremervörde im Stadischen (das Herausziehen von drei Ahren aus dem Dach des Hauses) sei hingewiesen.

²⁾ Im Kirchspiel Moißburg erzählt man ähnliches von der Mainacht; der Betreffende sieht dann die Hexen nach dem Blocksberg ziehen.

und schlug damit die Anehrerbietigen, während sie die Frommen beschenkte.

In den Zwölften, die zum Teil im Vorhergehenden schon berührt worden sind und von denen sechs Tage dem alten und sechs dem neuen Jahre angehörten, war entgegen der Sitte anderer Gegenden das Spinnen erlaubt; nur am Sonnabend Abend hatte, wie überhaupt an diesem Abend, das gemeinsame Spinnen zu unterbleiben. Dagegen durfte in dieser Zeit kein gewaschenes Zeug auf Rick (Querstange) oder Hagen (Hecke) gehängt werden: wer sie mit Wäsche bekleidete, bekleidete im neuen Jahre einen Toten, oder man sah in dem weißbehängten Rick oder Hagen die Vorbedeutung der weißbehängten Bahre. Auch durfte kein Fuder Dünger in diesen Tagen aus dem Hause gefahren werden, sonst folgte im kommenden Jahr der Leichenwagen. Ein Beispiel mag zeigen, mit welcher Zähigkeit man stellenweise derartige Anschauungen festhielt: noch einem mir persönlich bekannten Geistlichen gegenüber hat sein eigener Knecht in den Zwölften sich geweigert, ein Fuder Dung zu laden, da dies nach dem „alten Glauben“ nicht gestattet sei. Auch die Erinnerung an Wodan und die wilde Jagd lebte noch: man erzählte von dem „Hellsäger“, der einst einen des Weges kommenden und in das wilde Jagdgeschrei getrost mit einstimmenden Menschen für seine Mitwirkung (entgegen den Sagen anderer Gegenden, wo in solchem Falle Bestrafung erfolgt) belohnt habe; eine Pferdekeule sei aus den Lüften niedergeslogen, und eine Stimme habe gerufen: Hest mit jagen holpen, kannst ok en Perschinken kriegen.¹⁾ Am letzten Tage des Jahres beanspruchten die Frauen das Regiment, am Neujahrstage wünschten die Kleinen den Nachbarnleuten ein fröhlich Neujahr und ließen sich beschenken.

Wir haben die Feste betrachtet, die sich zunächst an die Kinderwelt wandten; von den übrigen wird in anderem Zusammenhang zu sprechen sein. Das kindliche Spiel, das Oster- und Pfingstfest haben uns hinaus ins Freie, das Weihnachtsfest in das elterliche Heim zurück geführt. Neben dem Spielen und Feiern trat der Ernst des Lebens an die Kleinen heran, Elternhaus und Schule erhoben Forderungen.

¹⁾ Nach einer Mitteilung W. Poets (Germania 37, 120).

Mit Semmel und Naschwerk wurden die Kleinen bei ihrem ersten Schulgange bewillkommt, doch Irst de Stutenweken,¹⁾ denn — de Snutenweken. Freilich eins schützte die Kleinen davor, allzuviel Stunden des Tages die Schulbank zu drücken, die Inanspruchnahme zum Hüten, zu dem noch in den walddreicheren Gegenden bei ärmeren Familien, wenn auch nur auf kürzere Zeit, die Verwendung der Kinder zum Heidel- oder Kronsbeerenpflücken trat. Vom Gänsehüten war schon die Rede; den heranwachsenden Mädchen wurde oft auch das Weiden der Kühe anvertraut, das allerdings zunächst Sache der Knaben war. So brachten die Kinder den Morgen auf dem Felde hin und schwangen in sicherer Entfernung von dem Schulstod selbst den Knittel. Blöming und Bleß, Stirn und Buntsched, Heister, Kreih und Kos', Hattkopp, Bretkopp und Buntkopp, Fröhlich und Boß, Gris und Grau, Schimmel und Wittrüch²⁾ — alle mußten gehorchen, und mit Hilfe Pollis oder Stroms, des Hundes, ließ sich selbst mit Hannes, dem Bullen, auskommen. Gesangbuch und Katechismus hatten schon in der Nacht unter dem Kopfkissen gelegen, aber die Lektion (de Lex) saß doch noch nicht im Kopfe, und so wurde hinter den Kühen ab und zu ein Blick hineingeworfen. Denn in der Mittagszeit sollte es zur Schule gehen. Die Bauern waren so lange zum Lehrer und Prediger gelaufen, bis sie die Kinder für den Vor- und den Nachmittag zum Hüten frei bekommen hatten; nur in den Mittagsstunden hatten die Kinder Zeit, denn birsen ja doch de Köh (dann liefen ja doch die Kühe nur brünstig hin und her), blieben also besser im Stall.

In Holzpantoffeln (hülten Tüffeln) oder Schuhen, denen eine Speckschwarte schnell zu einigem Glanze verholzen hatte, saßen die Kinder in der schwülen Mittagshize auf der Schulbank. Der

¹⁾ Mnd. stuten-weke bedeutet „Flitterwoche“; vielleicht meinte also das Wort zunächst die Freuden und Leiden des jungen Ehestandes.

²⁾ Blöming Blümchen, Bleß Kuh mit einer Wunde, einem weißen Nasen- oder Stirnsteck, Stirn Stern (wobei wohl an mnd. sterne sternartiger Fleck anzuknüpfen ist), Bunt-sched Bunte Jacke (mnd. scheke Wamme), wie auch Bunt-jack selbst als Kuhname begegnet. Die Namen wurden gewöhnlich auf eine Bemerkung des Bauern oder der Frau hin (De mut wol heten) gegeben und standen, mit Kreide geschrieben, die erste Zeit über dem Standort der Kühe.

Lehrer, der damals in der Regel nur kurze Zeit das Seminar besucht hatte und oft nebenher durch ein Handwerk sich durchbrachte, stellenweise sogar gegen Entgelt bei den Bauern mitgearbeitet haben soll, hatte in manchen, besonders den kleineren, Dörfern einen „Reibetisch“ und schlief dann gewöhnlich in einem Bauerhause, dessen eine Stube dauernd zur Schulstube eingerichtet war. In anderen Dörfern hatte man eine Reibeschule, und auch die Wohnung des Lehrers wechselte in bestimmten Zwischenräumen. Als Lesebuch diente damals der „Kinderfreund“, der auf die Fibel folgte. Besonders der Rechenunterricht lag im Argen. Ja, man war noch soweit zurück, daß auch die Teilnahme am Schreibunterricht wenigstens stellenweise auf Freiwilligkeit beruhte. Wie ein letzter Klang dieser Zeit mutet das viel gehörte Scherzwort an: Still oewerall, it schriv minen Namen.

Für die Schulbücher, soweit diese nicht von älteren Geschwistern übernommen wurden, sorgte der Buchbinder, der einmal im Jahre einen Sonntagvormittag — in meiner Heimat am 1. Adventssonntag — im Kirchtor seinen Stand hatte. Auch mit Kalendern (Kelinners) und Hauspostillen handelte er. Für einen Schilling erstand man Bilderbogen mit Kränzen, Tieren, Werkzeugen, auch mit Abbildungen aus dem Leben der heiligen Genoveva. Später ging diese Versorgung mit geistiger Nahrung an die Landkaufleute über. Das beim Unterricht gebrauchte Papier (Büttenpapier) besorgte der Lehrer, oder die Kinder kauften es selbst auf den Papiermühlen; gerade in der Gegend, in der vorzugsweise dieses Buch entstanden ist, lagen die Papiermühlen Starsbeck, Moissburg, Appelbeck und Altkloster, die alten „vier Gewerke“, so genannt, weil sie einst die Berufungsinstanz für alle Streitigkeiten unter deutschen Papiermachern bildeten.¹⁾

An einen Handarbeitsunterricht von seiten der Schule wurde noch gar nicht gedacht. Wohl aber lernte das Mädchen zu Hause, oft schon im siebenten Jahre, spinnen und später auch etwas nähen. Die Mutter holte ein abgesetztes Spinnrad her und machte der Kleinen aus wertloser Heede einen Wocken. Daran lernte diese allmählich einen feinen Draht zu spinnen, und schon jetzt wurde

¹⁾ Vgl. Manecke, Topogr.-histor. Beschreibung I 204.

sie vor dem hohen Haken gewarnt, der entsteht, wenn der Faden zu lange auf einer Stelle der Spule sich aufwindet. Freilich verlangte dann oft die Kindesnatur ihr Recht, und die Kleine sollte bald wieder draußen herum oder machte es wie eine noch heute lebende Frau, die, wie sie erzählt, durchaus im Zimmer bleiben sollte und nun kurz entschlossen das Spinnrad umdrehte und wie eine Karre durch das Zimmer rollte.



Fig. 3. Adamsbaum.

Die Mutter war es auch, die das Nähen lehrte. „O, se kann all de Nadel böhren“ (heben), hieß es dann rühmend anderen gegenüber: das Mädchen konnte schon einen Saum am Taschentuch oder an der Schürze machen! Vielleicht lernte es auch ein Hemd nähen, obgleich es in dieser Beziehung in der Heide traurig ausah, denn selbst von den erwachsenen Mädchen konnten nur wenige ein Frauenhemd, geschweige ein Männerhemd, ohne Hilfe fertig nähen. Ferner wurden mit Kreuzstichen Namen gemacht, von Gelübteren auch auf ein Stück Flachsleinwand das ganze Alphabet, die Zahlen, der eigene Name und darunter Adam und Eva und der von der Schlange umwundene Baum des Paradieses (Adams-bom, Fig. 3) genäht.

Stricken lernten die Mädchen nicht; diese Tätigkeit fiel den Männern zu, und die Mutter verstand das Stricken gewöhnlich selbst nicht. In späteren Jahrzehnten, als es in der Schule gelehrt zu werden begann, haben manche Mütter diese Lücke ausgefüllt, zum Teil übrigens auch mit Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit beim Ausgehen in Gesellschaft; das Strickzeug war so leicht zu tragen, aber das Spinnrad war bewehrlich (hinderlich) mitzunehmen.

Unter der geistigen Nahrung, die das heranwachsende Kind dem Elternhause verdankte, nahm die Übermittlung der alten Rätsel einen Hauptplatz ein. Wenn Herbst und Winter ihren Sturm und Schnee sandten, wenn das Spinnrad schnurrte, das Weberschiffchen flog und Vater und Großvater in Ruhe ihr Pfeifchen mit dem Bild des Königs oder des Sachsenrosses rauchten, dann war die rechte Zeit zum Rätselraten. Auch das Gesinde beteiligte sich. Der Scharfsinn wurde geweckt und das Gemüt mit volkstümlichen Anschauungen befruchtet; ein geistiger Besitz erwuchs, unverwüßlicher als die Eindrücke vom Jahrmarktstascher und dem Peijaz (Bajazzo) oder Puppenspiel einer wandernden Komödiantentruppe, lebendiger erfaßt als die meiste Schulgelehrsamkeit. Die Schule stellte überhaupt dies wertvolle Kapital nicht in ihren Dienst, selbst den Kindern anderer Kreise, wenn sie auch mit den Bauernkindern dieselben Schulbänke drückten, blieben diese alten Volksrätsel in der Regel unbekannt; sie waren eben, wie ein Landmann sich einmal ausdrückte, bürsch, ein ausschließliches Besitztum der bäuerlichen Kreise.

Das Rätsel zieht Haus und Hof, Feld und Wald, Menschen und Tiere, Wetter und Himmelkörper in seinen Kreis, mit Vorliebe Lebloses belebend, Lebendes als Lebloses und Tierisches als Menschliches hinstellend. So umspannt es das ganze bäuerliche Dasein und macht auch vor der Dorfkirche und dem gestrengen Pastor nicht Halt. Die im folgenden abgedruckten Rätsel sind eine Auswahl aus den von mir gesammelten; ein nicht geringer Teil ist mir unmittelbar aus frischem Kindermund in die Feder diktirt worden; die Auflösungen stehen hinter dem letzten Rätsel.

1.

En ganzen Kaven (Stall) vull witte Kalwer un enen roden Bölder (Schreier) twüschen.

2.

Wot geiht döör den Hagen un maht dat Lock wedder to?

3.

Wot is lütter as en Mus
Un hett mihr Finstern as den König sin Hus?

4.

Fif lütte Hasen de löpen üm ene Writ (Busch),
Je duller se löpen, je gröter wüör de Writ.

5.

Dor löp en lütten Hund
In de witten, witten Grund.
So duller as he löp,
So scharper as he bet.

6.

Wot hett twe Uhren¹⁾ un kann nich hören,
Wot hett en Sel¹⁾ un dinkt nich an Gott?

7.

Hülten Kommer, isern Dör,
Fif dorin un fif dorvör.

8.

Wot kinnt teihn Mann nich mit de Meßfork von den Boen
(dem Boden) smiten?

9.

Up Iserland gah it,
Up Iserland stah it,
Iserland is mi ganz vergeten,
It heft dremal segt, schast (sollst es, wirft es) doch nich weten.

10.

Achter'n Hus' wauwau,
Änner de Bank miau,
Up de Del klippklapp,
In den Stall strippstrapp.

¹⁾ Wortspiel zwischen mnd. ore (Ohr und Öhr) und mnd. sêle (Seele)
und sêl (Seil, hier das eiserne Grapenseil).

11.

Ver Hangers,
Teihn Langers,
Hülten Bippjapp,
Ifern Klippflapp.

12.

Vör as en Giffel,¹⁾ in de Midd as en Bertunn', achter as en Bessen.

13.

Wot geiht rund rüm'n Huf' un segt vör jede Dör goden Dag?

14.

Wot geiht rund rüm'n Huf' un hett en ganz Del Schächt (Schäfte, Stangen) up den Nacken?

15.

Vör as en Bögtang' (Zange zum Biegen), in de Midd as en Rüssen, achter as en Schüssel.²⁾

16.

Ken (Wer) is de dümmste Bagel?

17.

Wot krüpt dör den Hagen un hett en Hir Pactsdarm³⁾ achter sit?

18.

Wot flüht oewern Huf' un hett en manchestern Büg an?

19.

Wot geiht rund rüm'n Huf' un matt én Spor (Spur)?

¹⁾ = die zweiteilige, forkenähnliche, hölzerne „Gabel“, um Fleisch in den Wiemen zu hängen oder herabzunehmen (mnd. geffele).

²⁾ Lange Stange mit einem hölzernen, schaufelartigen, vorn abgerundeten Stück zum Einschieben und Herausnehmen der Bröte. Dem Sinne nach entspricht mnd. schuver (Schieber), neben ihm hat aber nach meiner Meinung ein schuvelse existiert als Vorläufer des heutigen Schüssel.

³⁾ Pacts-darm eigentlich das Bündel, der Pacts, dann übertragen das Pact, das Gefindel. Es erscheint fraglich, ob Hir (Herde) richtig überliefert ist.

20.

Dor löyt en lütten Hund
In de depen, depen Grund.
So deper as he löp,¹⁾
So höger höl he'n Stirt.

21.

Vör lewt (lebt es), in de Midd is't dot,
Achter it't noch Speck un Brot.

22.

Wüppup un Wappup, ver Ven un len Stirt.

23.

Wot is witter as Speck,
Wot is swatter as Dreck,
Wot is hatter as Hurn,
Stickt scharper as Diffeln un Durn?

24.

Wot geiht in'n Hult un deckt Tellers (setzt Teller hin)?

25.

Wot ligt in'n Hult un süt ut as'n aftagen (abgezogenes) Perd?

26.

Wot geiht in'n Hult un segt jümmer: „Hierher“?

27.

Wot geiht dört Hult un peddt ken Sprock (Reißig) keputt?

28.

Rabicker, rabacker,
Löpt oewer den Burn finen Alder,
Sett mihr Ven
As hundertmen.

29.

Wot makt mihr Sporn (Spuren) as en Hir Schap?

¹⁾ Vermutlich verdorben.

30.

Sidel, hadel¹⁾ dö'r den Hagen,
Hett ken Lif un hett ken'n Magen
Un hett doch Rüppen (Rippen).

31.

Unse ulle grise Grau²⁾
Geiht alle Morgen so fröh in'n Dau,
Hett doch weder Fleisch noch Blot,
Deit doch alle Minschen got.

32.

Dor lig'n vor Bröder tonewen (neben einander),
Wenn f' upstaht, rekt f' an'n Hewen (reichen sie an den Himmel).

33.

Wot is dat Blankste in de Karf?³⁾

Auch Rätselspiele kamen vereinzelt vor. So erzählte ein Kind dem andern:

Eimi un Speimi
De wahren in enen Huf',
Eimi güng 'rut,
Ken (Wer) blew dorin?

¹⁾ Vgl. mnd. hicken = hacken, zerren und das jetzt in der Heide gebrauchte Sackhackeré = das Zerhacken (besonders von sich bekämpfenden und schlechtmachenden Menschen); andere Überlieferung hittel, hättel (vgl. hittelig = hitzig, aufgereg).

²⁾ Ruhnahme.

³⁾ Die Auflösungen für 1—33: 1. Die Zähne und die Junge. 2. Der Faden beim Einfädeln. 3. Fingerhut. 4. Strickstrumpf. 5. Die Schere, die das Leinen zerschneidet. 6. Der Grapen. 7. Schneidelade. 8. Getreidekorn oder Mäusedreck. 9. Der Hund Iserland, dessen Fell in die Pantoffeln gelegt ist. 10. Hund, Kage, Dreschflegel, die gemollene Kuh. 11. Euterzihen, die Finger, der mit dem Seil getragene und dabei „jehende“ Eimer, das niederfallende Eimerseil. 12. Kuh. 13. Das grunzende Schwein (Das öch klingt wie go'n Dag). 14. Igel. 15. Gans. 16. Die Ente (wenn sie in die Tür kommt, hält sie für nötig, sich erst noch zu bücken). 17. Die Henne mit den Rücken. 18. Mistläfer. 19. Schiebkarre. 20. Der wagerechte Balken des Ziehbrunnens. 21. Der pflügende Bauer. 22. Frosch. 23. Die Elster. 24. Kuh. 25. Der abgeborfte Baum. 26. Die Säge. 27. Sonnen- und Mondschein. 28., 29. Der Regen. 30. Die vom Wind bewegten Blätter. 31. Windmühle. 32. Zwei Wagenpuren. 33. Der Nasentropfen des Pastors.

Antwortete der Gefragte Speimi, so wurde er unversehens angespien (spei mi = spei mich an); wer den Scherz kannte, antwortete: Ei mi (streichle mich).¹⁾

Der Tag, wo die „Betfinder“ (Be-finder, vom Auffagen des religiösen Lernstoffes, dem „Betten“, so genannt) „aus der Schule kommen“ sollen, steht bevor; es ist der Sonntag Palmarum, an andern Stellen der Grüne Donnerstag. In der letzten Zeit haben sie den Zurückbleibenden bunte Kränzchen mit einem Vers geschenkt, die aus einem Bilderbogen herausgeschnitten waren,²⁾ und diese haben Stecknadeln als Gegengeschenke gegeben (Knöpnadeln utgewen war der Ausdruck dafür). Unter Glockengeläute setzte sich am Konfirmationstage der Zug vom Pfarrhause aus in Bewegung. An der Spitze schritt der Geistliche, es folgten in Begleitung der Lehrer die Knaben der Kirchdorfs- oder Küsterschule und die der andern Kirchspielschulen, immer zwei und zwei, hinter ihnen die Mädchen. Dichtgedrängt sahen die Menschen sie auf der Straße vorüberziehen. Die Kleidungsstücke waren in der Hauptsache die der Eltern oder älterer Geschwister, oder man hatte sie der Ersparnis wegen von Verwandten und Bekannten geliehen. Die Knaben trugen zu ihren blauen Beiderwandschulden Röcke, die fast die Erde berührten, und Cylinderhüte, die oft in Gefahr waren, über die Ohren zu rutschen. Weniger auffällig war bei geschicktem Einnähen die schwarzgefärbte Beiderwandtracht der Mädchen; um den Hals lag ein Kragen und ein schmales weißes Tuch, in alter Zeit trug man ein kreuzweis übergestecktes weißes Brusttuch. Dazu kam eine schwarze (oder weiße) Schürze und eine Pappmütze, deren weißer Atlas³⁾ vielleicht schon ins Gelbweiße hinüberspielte; auf dem Gesangbuch lag ein weißes Taschentuch (Fig. 4). Unter den

¹⁾ In Westfalen kennt man eine ähnliche Neckfrage, dort heißen die beiden ami und slami (schlag mich), Woeste, Wb. d. westf. N., S. 6.

²⁾ Erst später kamen die sogenannten Bibel-kleuer auf, jene gummierten Bildchen zum Einleben in die Bibel oder das moderne Poesiealbum.

³⁾ Stellenweise wurden bei der Konfirmation schwarze Mützen mit weißem Strich getragen. Aber im ganzen genommen überwog das Weiß; konnte man doch in geistlichen Kreisen die übrigens nicht aufrecht zu erhaltende Ansicht hören, der Sonntag nach Ostern, der „weiße“ Sonntag, habe seinen Namen daher, daß die konfirmierten Mädchen an diesem Tage nochmals in ihrer weißen Tracht zur Kirche gingen.

Zweiter Abschnitt.

Knecht und Magd, Bräutigam und Braut.

Nach der Einsegnung wurden die Knaben zunächst Schäfer (Schäper oder Schaper), hierauf Klein- und dann Großknecht (Lütt-, Grot-knecht); die Bauersöhne dienten gewöhnlich auf dem Hofe des eigenen Vaters. Die Mädchen, besonders die aus niedrigem Stande (ut lütten Stand), übernahmen nach der Einsegnung gern in nichtbäuerlichen Familien eine Stellung als Kindermädchen, um etwas „umzulernen“, dann wurden sie bei einem Bauern Lütt- und später Grot-magd; die Bauertöchter blieben bis zur Verheiratung auf dem väterlichen Hofe und ersetzten den Eltern die Mägde. Selbstverständlich nahmen die Söhne und Töchter der Bauern den Dénsten (Dienstboten) gegenüber eine bevorzugte Stellung ein, doch trat diese bei der Arbeit kaum hervor, und sie wurde auch sonst nicht leicht den weniger Begünstigten zum Bewußtsein gebracht. Stellenweise kam zu den beiden Knechten, wenn diese in erster Linie nur Ackerknechte sein sollten, ein besonderer, mit den Pferden betrauter „Fuhrmann“, und in den ausgedehnten und besonders schafreichen Heidebezirken waren vielfach zwei Schäfer, ein Groß- und ein Kleinschäfer, angestellt, von denen jener die Mutterschafe, dieser die trocken stehenden und einjährigen Schafe zu weiden hatte.¹⁾ Dazu trat auf größeren Höfen der Imker, der in vielen Fällen ein jüngerer Bruder des Besitzers war.

Der Dienstantritt des Gesindes vollzog sich in festen Formen. Am Ostermorgen erfolgte die Auslöhnung der alten Dénsten, des alten Volks, se krügen Lohn, wie der Ausdruck lautete; deshalb war es für die Gastwirte immer von besonderer Wichtigkeit, sich

¹⁾ So in der Raubkammer, vgl. Län. Anz. vom 10. und 17. 9. 1904.

gerade für den zweiten Ostertag, an dem die jungen Burschen die Tasche voll Geld hatten, eine Tanzerlaubnis zu erwirken. In den nächsten drei Tagen ging das alte Gesinde ab, das neue zu (af-gahn, to-gahn). Die Dienstboten wurden in der Regel von Ostern auf Ostern gemietet oder wiedergemietet; den Mietvertrag besiegelte und zwar immer nur auf ein Jahr das Miets- oder Gottesgeld¹⁾ (Mürgild, Gottsgild, mnd. mēde-, godes-gelt). Heute wird ein Taler als Mietsgeld gegeben, früher nur ein Acht-schilling- oder Achtgutegroschenstück (5 Groschen oder 1 Mark). Wurde (was aber in der alten Zeit verhältnismäßig selten geschah) das Gottesgeld „wieder gebracht“, sei es, daß ein Dienstbote eine andere Stelle vorzog oder heiraten wollte, so pflegte der Bauer um des lieben Friedens willen nicht auf seinem Recht zu bestehen. Am Vormittag einer der genannten Tage trat nun der neue Dienstbote an, denn „nachmittags gehen die Faulen zu“, 's Romdags gah't de Fulen to. Da hieß es: „Goden Dag, künnt Ji noch en Knecht bruken, anners mut ik wol en Hus fūdder (weiter) gahn.“ „Ne, du kannst hier bliwen, we hebbt noch enen nödig.“ Der Dienstbote trug nur ein kleines Bündel unter dem Arm mit Arbeitszeug, das bessere Zeug hatte er an; alles übrige befand sich in der flachen Eichenlade, statt deren manche auch schon einen gewöhnlich tannenen Koffer mit gewölbtem Deckel besaßen.²⁾ Koffer oder Lade wurde dann nachträglich am folgenden Sonntag, dem witten Sünndag oder Kuffer-dag, mit dem Gespann des neuen Dienstherrn geholt. Schon in aller Frühe begann in den Heidedörfern das Hinundherfahren. Die Magd, deren Sachen geholt werden sollten, stieg bei dem Knechte auf; sie hatte für ihn

¹⁾ Der Ausdruck stammt daher, daß das Handgeld ursprünglich „gottesdienstlichen Zwecken oder den Armen zugute kam“, vgl. Lübben — Walther unter godes-pennint.

²⁾ Die Deckel waren inwendig gern mit Bildern ausgeklebt, Darstellungen aus dem Leben Christi, einem Bild der heiligen Genoveva u. dgl. Oben in der Lade, rechts oder links, war ein viereckiger Kasten mit einem Deckel angebracht, de Bila' (mnd. bi-lade). In dieser Beilade verwahrte man, da es noch keine Kommode gab, seine Kostbarkeiten, insbesondere die Mädchen ihre Schmucksachen, seidnen Tücher und besten Schürzen. Daher sagte man von einem besonders schmucken und sauberen Mädchen: se geiht so snicker, as wenn se ut de Bila' nommen is.

und ihre bei dem Aufladen ebenfalls behilflichen früheren Mitknechte eine Flasche Branntwein gekauft. Auch die zugegangenen Knechte holten an diesem Tage ihre Sachen, und so raffelte es von früh bis spät.

Wir wenden uns nunmehr der Arbeit des männlichen Gesindes zu, zunächst dem Ruhhirtenamt. Die Stellung des Ruhhirten hängt aber eng mit den Marktverhältnissen zusammen, und daher wird hier die geeignete Stelle sein, diese wenigstens mit einigen Strichen anzudeuten. „Gemeinde“ (mnd. gemēnte, auch mēnte, mēnde) bezeichnete in alter Zeit den „gemeinsamen“ Besitz einer Marktgenossenschaft oder die „gemeinsamen“ Besitzer, die Marktgenossen. Aus den Marktgenossenschaften sind vielfach die modernen Gemeinden hervorgegangen, doch haftet diesen von dem alten Sinn des gemeinsamen Besitzes, der gemeinsamen Besitzer so gut wie nichts mehr an. In bestimmten Zeiten wurden die Marktgenossen zur Gemeindeversammlung, dem Holting (Holz-thing, d. h. Holzversammlung), entboten, denn das Holz spielte in den Verhandlungen eine große Rolle, wie denn der Wald oft, ja wohl meistens den Mittelpunkt der Marken gebildet hat. In diesen Gemeindeversammlungen der früheren Jahrhunderte wurden durch Beschlüsse der Genossen, die uns in den Weistümern oder „Holzordnungen“ (mnd. holtings ordninge)¹⁾ erhalten sind, alle wichtigeren Gemeindeangelegenheiten geregelt. Diese Weistümer sind in geschichtlicher, rechtlicher, sprachlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht überaus wichtige Quellen. Die Festsetzung der Markgrenzen, die Abgrenzung eigener und fremder Rechte, das Anrecht an Holz, Weide und Mast, Jagd und Fischerei, Fragen des Bienenrechtes, des Pfandrechtes, die Wiederherstellung eigenmächtig verrückter Grenzen, das Eigentumsrecht an Windbrüchen, die Verhängung von Strafen — kurz die mannigfachsten Angelegenheiten der Mark oder, wie man auch sagte, des „Gōs“ (Gaues) fanden ihre Erörterung. Und wie fernig ist die Sprache dieser Versammlungen, wie urwüchsig und sinnreich

¹⁾ Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche dieser alten Gemeindebeschlüsse der Forschung noch nicht zugänglich gemacht worden sind. Gemeindevorsteher, Holzgeschworene und überhaupt die von dem Vorhandensein solcher alten Holz- oder Gemeindeakten Unterrichteten würden mich durch eine Mittheilung zu großem Dank verpflichtet.

so manche dieser Beschlüsse! Als einst das Holting des „Eruwaldes“ (Drübevaldes), der zwischen der Aue und der Luhe liegt und zu dem Bispingen, Steinbeck und sieben andere Dörfer als Marktgenossenschaft gehörten, dem Herzog von Lüneburg den „Erdboden“, den Grund und Boden des Waldes, zuerkannt hat, beschließt es weiter, wenn jener durch den Eruwald „tue“, solle er auf der einen Seite des Waldes einen Kranz brechen; der Kranz auf dem Haupte deutete nämlich den Herrscher an! Wan seine fürstliche Gnaden up der andern siden wedder ut dem wolde thuet, schal he den kranz wedder in den wold werpen und danken dem wold (Grimms Weist. IV S. 700). Als 1634 die Holtingsleute zu Winsen an der Aller über die Berechtigung des gnädigen Fürsten und Herrn von Celle an ihrer Schweinemast verhandeln, erkennen sie, er sei berechtigt „zu voller Maste, so mannich Schwein unter dem Baum, so mannich Bladt darauf sitzen“ (a. a. D.).

In der Zeit nun, die uns beschäftigt, war das urbar gemachte Land längst aus dem gemeinsamen Besitz ausgeschieden, die Marktgenossen hatten es — wohl schon vor langen Jahrhunderten — unter sich aufgeteilt. Dagegen befand sich im gemeinsamen Besitz der alten marktgenössischen Familien einmal noch der Wald; freilich nicht in allen Gemeinden, denn manche, zumal solche, denen nachlässige Bewirtschaftung des Waldes nachgewiesen werden konnte, hatten ihn im Laufe der Zeit an den Landesherrn abtreten müssen, diese und jene ihn auch unter sich selbst aufgeteilt. Neben dem Walde wurde aber von der Gemeinde ein größerer Teil der Mark nach wie vor gemeinsam besessen, der besonders als Weide und zur Gewinnung von Heide, Plaggen und Torf benutzt wurde; die vollstümliche Bezeichnung dieses nicht urbar gemachten Teiles war de Wildnis. Auf diesem gemeinsam besessenen Gebiet wurden nun die Rüche¹⁾ eines Dorfes gemeinsam geweidet; bei den Schafen war das gemeinsame Weiden durch die große Zahl natürlich ausgeschlossen. Da die Marken der einzelnen Dorfschaften und Gemeinden vielfach nicht fest abgegrenzt waren, so hüteten die Hirten

¹⁾ In älterer Zeit besaßen manche Gemeinden auch einen gemeinsamen Schweinehirten, der die Schweine besonders in den Wald auf die Eichelmast zu treiben hatte.

auch in die fremden Gemarkungen hinein; an vielen Orten bestand aber die Bestimmung, daß sie bis zum Sonnenuntergang eingetrieben haben mußten. Den neuen Ansiedlern (Brinkfishern, Anbauern u. s. w.) gegenüber schlossen sich die Markgenossen oder, wie man sie nach dem Gemeinewald¹⁾ gern nannte, die Holzinteressenten, fest zusammen, und es bildete und erhielt sich so eine Realgemeinde innerhalb der modernen politischen. Trotzdem wurde den späteren Ansiedlern, wie schon von alters her den Häuslingen, wohl durchweg die Mitbenutzung der „Wildnis“ gestattet; ihr Vieh weidete mit, sie durften sich Heide und Plaggen, stellenweise auch Holz hauen und Torf graben, ein Entgegenkommen, das sich hier und da später rächen sollte. — So etwa sah die Mark in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus. Den Anstoß zu einer Änderung gab besonders die große Zersplitterung des Privatlandes; die sogenannte Vertoppelung ordnete in der Mitte des Jahrhunderts diese Verhältnisse in durchgreifender Weise und gab dem einzelnen Besitzer statt der vielen zerstreuten Streifen einen mehr zusammenhängenden Besitz, gewöhnlich einige größere Koppeln. Damals wurde aber auch die „Wildnis“ aufgeteilt, und hier und da haben nun auch die späteren Ansiedler bei der Aufteilung dieses Restes der alten Markgenossenschaften auf gerichtlichem Wege und jedenfalls stellenweise mit Erfolg Ansprüche geltend gemacht. —

Der Dorfkuhhirte hieß Koh-hir, Koh-hër oder Koh-hër (von mnd. herde Hirt); man bezeichnete die Einrichtung, indem man sagte: Dor is en Kohhir oewert Dörp. Der Kuhhirte bewohnte unentgeltlich ein der Ortschaft gehöriges Haus, die Kohhers-kat, durfte eine eigene Kuh frei mitweiden und erhielt für jede Kuh einige Groschen als Lohn; auch bekam er etwas Land und eine Wiese, damit er im Winter Heu hatte. Frühmorgens blies er auf seinem Horn und rief zwischendurch: Lat't de Köh ut! Die Ställe öffneten sich, und der Hirte trieb aus, um erst am Abend zurückzukehren. Einen Nebenverdienst erwarb er sich dadurch, daß er da, wo die Kühe ihre Mittagsrast zu halten pflegten, einen Dunghaufen (eine Miet') anlegte, den er später verkaufte; er

¹⁾ War ein solcher nicht mehr vorhanden, so fiel damit allerdings ein wesentlicher Anstoß zur Entstehung einer Realgemeinde fort.

besaß ausdrücklich das Recht des Plaggenhiebs für diesen Zweck. Wenn er einen Besitzer auf eine brünstige Kuh aufmerksam machte, bekam er am anderen Morgen von diesem zwei gekochte Eier als Geschenk mit. Ließ ein Bauer seine Kühe durch einen Knaben oder ein Mädchen besonders hüten, was, wie wir sehen werden, später die Regel wurde, mußte der Hirt oder die Hirtin den Dung der Kühe im Koetel-korf mit nach Hause bringen. Darauf hielt der Bauer streng; ließ er doch auch jeden Kuh- und Pferdebred vor seinem Hause zur Miete schaffen und führte gern das Wort im Munde: Hef ik tenen Meß, krieg ik ten Kurn!

Die Dorfhirten der alten Zeit hatten vielfach bestimmte Plätze, an denen sie zusammentrafen und Neuigkeiten austauschten. Durch sie wurde nicht selten die Kunde von großen Ereignissen in die abgelegenen Heidedörfer getragen. Stellenweise hat im Lüneburgischen ein Zusammenschluß der Ochsenhirten¹⁾ bestanden: an ihrer Spitze stand der erste Heerjunge, „der stärkste, der einige Wochen vor Pfingsten in einem Wettringen alle anderen besiegt hatte. Man lagerte unter ein paar dicken Weidenbäumen, an denen die Rangen hingen, um einen Spring (Quell), in dem ein hölzernes Trinkgefäß zu jedermanns Gebrauch lag. Wurfspiele mit ihren Hirtenkeulen und Messerspiele, genau dieselben, die noch die Hirten am Brenner treiben, füllten ihre Muße.“

Mit der Verkoppelung hörte die gemeinsame Weide und das gemeinsame Weiden auf. Jeder Bauer ließ seine Kühe vormittags und dann nach einer Mittagspause wieder nachmittags auf die eigene Weide treiben. Aus Sparsamkeitsrücksichten übertrug er das Amt einem noch nicht konfirmierten eigenen Kinde,²⁾ dem Sohne oder auch der Tochter. Hatte er kein heranwachsendes Kind, so mietete er für die Sommermonate einen Sohn anderer Eltern, der zum Winter wieder zu den Seinigen zurückkehrte. Neuerdings be-

¹⁾ Nach C. S. Meyer 137. Der „erste Heerjunge“ ist aber wohl nicht der „Heerjunge“, sondern „Hirtenjunge“ (mnd. herde Hirt).

²⁾ Zuerst hüteten die Kinder nach dem Vorbild des früheren Gemeindehirten den ganzen Tag. Nach allerlei Maßnahmen, die wieder einen ordnungsmäßigen Unterrichtsbetrieb herbeiführen sollten, einigte man sich auf die Mittagschule (S. 45). Später wurde der Besuch der Schule an bestimmten Vormittagen verlangt.

kleiden vorzugsweise konfirmierte¹⁾ Knaben den Kuhhirtenposten: es hängt das einmal damit zusammen, daß nicht mehr so leicht wie früher Befreiung vom Schulbesuch für das Hüten zu erhalten ist. Ferner damit, daß die landwirtschaftliche Arbeit sich bedeutend vermehrt hat, so daß neben den Knechten ein konfirmierter Küher auch im Winter genug Arbeit findet, z. B. beim Füttern und Abwarten der Kühe und dem Holzhacken. Durch diese Arbeit wird er gleichzeitig für den späteren Posten eines Kleinknechtes vorgebildet. Nämlich der Stand des Schäfers, in den früher der konfirmierte Knabe zu treten pflegte, hat sich fast gänzlich aufgelöst. Das führt uns zur Schäferei.

Der Bauer hatte eine Herde von wenigstens 100—150, stellenweise 500—600 Schafen, unter denen die grauwolligen Heidschnucken mit ihren schwarzen Beinen und den rückwärts gebogenen Hörnern am schwarzen Kopf durchaus überwogen. Der Schafstall (Schaplawen) stand gewöhnlich außerhalb des Dorfes,²⁾ mitten in einer großen Heidkoppel; so konnten die Schafe aus dem Stalle sofort auf die Weide gehn. Der Stall einschließlich der Sparren war aus Eichenholz gearbeitet; er hatte ein Strohdach und niedriges Fachwerk mit gezäunten Wänden (Lün-wann') und Lehm Schlag; den Zugang bildete außer der Großen Tür eine kleinere Seitentür, durch die der Schäfer aus- und einging. Der Schäfer mußte morgens erst die Kühe mitfüttern und dann Plaggen hauen, denn zweimal in der Woche wurde der Stall des wertvollen Düngers wegen mit zwei Fuder Plaggen, gelegentlich statt dessen mit einem Fuder Heide, gestreut. Gegen acht Uhr wurden die Schafe ausgelassen, und nun ging es mit Geblöl in die Heide. Der Hund hielt die Ordnung aufrecht, der Schäfer strickte (Fig. 5). War ein Tier unfolgsam, so griff dieser nach der im Arm gehaltenen Schafschaufel (Schap-schüffel), hob mit ihrem schaufelförmigen Ende etwas Erde auf und schreckte es so. Mittags ging es heim, gegen zwei Uhr wurde wieder ausgetrieben. Dies änderte sich im Winter, wo

¹⁾ Wo heute noch unkonfirmierte Knaben als Kuhhirten begegnen (sogenannte Sommerküher, da sie im Winter zu ihren Eltern zurückzukehren pflegen), werden die Kühe nur nachmittags (in der schulfreien Zeit) ausgetrieben.

²⁾ Ein solcher hieß auch Buten-lawen (Außenstall), z. B. in der Raubkammer, Lün. Anz. 3. 9. 1904.

das Wetter vielfach zur Stallfütterung (In-foörn, Daheimfuttern) nötigte. Der Schäfer pflegte dann früh vom Bauerhause auf seiner Forke mehrere Bunde Buchweizen- und Erbsenstroh mitzubringen, auch ungedroschene Roggengarben, die er von dem ihm auf dem Boden angewiesenen Haufen genommen, zuweilen auch von dem übrigen Bestande fürsorglich entwendet hatte. Mittags pflegten die Schäfer auf einige Zeit auszutreiben; oft hatten sie sich dann, wenn die



Fig. 5. Strickender Schäfer.

offenen Schuhe nicht genug wärmten, die Beine bis zu den Knien hinauf mit Halmen bewickelt. In manchen Gegenden „kruckten“ die Schäfer, d. h. sie beseitigten mit der Kruck (einem breiten Brett mit Stiel) den Schnee, daß die Schafe an den durchlugenden Stengeln herumknabbern konnten. Für schädlich galt es, die Schafe in den Reif hinauszulassen (in den Ripp dröfen de Schap nich gahn). Der Brauch des nächtlichen Hürdens, bei dem der Schäfer in der mit Rädern versehenen Schäferkarre oder Schäferhütte (Scheper-kor, Scheper-hütt) schlief, während die Schafe eingehedt waren, herrschte mehr in den südlichen Heidegegenden.

Außer den bisher angegebenen Pflichten hatte der Schäfer zu Hause noch in den Schweineställen zu streuen und die Feuerung „anzuliefern“. Trotzdem führte er im Vergleich zu den Knechten ein bequemes Leben, der Ruf der Faulheit umgab ihn. Spottend sang¹⁾ der Kuhhirte zu ihm herüber:

Scheper, Scheper, Lulei,²⁾
Stinkt as en ful Ei,

worauf der Schäfer erwiderte:

Kohhir, Kohhir, Eleperjahn,
Lät de Köh to Schorn (Schaden) gahn,

aber vom Kuhhirten klang es zurück:

Scheper, Scheper, dudeldei,
Lät de Schap in unse Wei' (Weide).

Manche Schäfer nützten allerdings die viele freie Zeit aus: sie fertigten aus den Stengeln der Heide Bürsten zum Reinigen der Röhengeräte (Heid-bössen oder Heid-schrupper), flochten Körbe und verkauften dies alles; auch machten sie von Zeit zu Zeit einen Heidebesen (Heid-bessen), wie ihn die Kinder beim Spielen gebrauchten. Mit Vorliebe strickten sie Strümpfe, teilweise für die Familie des Bauern und sich, teilweise zum Verkauf. Beim Beginn seiner Laufbahn erhielt der Schäfer von seinen Eltern ein trächtiges Muttereschaf, eine Ewe, und er durfte dieses und seine Nachkommen (gewöhnlich bis zu fünf Schafen³⁾) oder Lämmern) mitweiden und aus ihnen (durch Verkauf der Wolle, der Tiere) jeden nur möglichen Gewinn ziehen. Waren die Eltern zu arm, so wurde gewöhnlich ausgemacht, daß er sich ein Schaf aus der Herde des Bauern aussuchen, dieses aber auf seine Besoldung angerechnet werden solle. Dem Schäfer gehörte auch jedes totgeborene oder krepierete Lamm der Herde; gewöhnlich löste er vier Schilling

¹⁾ Auch hier begegnen wieder die Töne c, d, c, a, vgl. S. 34.

²⁾ Derselbe Zuruf im Braunschweigischen, Andree 215. Lulei bedeutet Faulenzler, vgl. Brem. Wb. III 98 (unter Lüle i).

³⁾ In der Süddeide durfte der Schäfer weit mehr Schafe bei der Herde haben, stellenweise sechzig; nach einem aus der Raubkammer stammenden Bericht (Län. Anz. 10. 9. 1904) stand dem Großschäfer das Mitweiden von zwanzig Schafen zu.

für das Fell. Eins verdroß die Schäfer in ihrem Berufe: sie wurden nie, wie die Knechte, mit ihrem Vornamen, sondern immer nur mit Schepher angeredet; auch in der dritten Person hieß es stets: de Schepher. Trotzdem blieben manche Schäfer ihr ganzes Leben ihrem Berufe treu, während andere nach etwa drei Jahren Kleinknecht wurden.

In manchen Gegenden kannte man eine eigenartige Verwendung des Schafmistes. War eine neue Lehmdele gemacht, so ließ man die Schafe die nächste Nacht auf ihr ruhen. Am andern Morgen wurden die Schafe hin- und hergetrieben: der dann fallende Mist und der Harn waren vortreffliche Bindemittel für den Lehm,¹⁾ den man nunmehr mit dem Del-klopfer (= Delentklopfer, einem mit schräger Handhabe versehenen Brett) niedertrieb (dal drew). Auch Geldgewinn wurde durch ein derartiges Misten erzielt: der Schäfer erhielt stellenweise eine Vergütung, wenn er seine Herde längere Zeit auf einem bestimmten Stück Land „einhecte“.

Zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst, wurden die Schafe gewaschen und geschoren. Zum Waschen heckte man einen Platz ab, der eine Wassergrube oder einen kleinen Teich einschloß.²⁾ Auf dem festen Boden standen der Bauer, die Knechte und der Schäfer, mit langen Stiefeln angetan und die grobleinene Wind- oder Sludderbüg (= Schlotterhose, mnd. sluren = schlottern) übergezogen. Die Schafe wurden der Reihe nach, zur Zeit etwa 3—4, ins Wasser geworfen, abgerieben und in den Stall gebracht. Mehrere Tage später folgte das Scheren mit der Schaffschere (Schap-schir);³⁾ die Heidschnucken hatten ein, spanische Schafe zwei bis drei Pfund Wolle.

Der Wollhandel brachte den Landleuten einen guten Gewinn. Die Wolle, die sie nicht zum eigenen Bedarf nötig hatten, wurde

¹⁾ Auch wurde mit Kuhmist angerührtes Wasser über den Lehm gegossen und gefegt, nachdem vorher die Pferde darauf hin- und hergetrieben worden waren.

²⁾ Stellenweise wurden die Schafe auch durch Flußwasser gejagt.

³⁾ Mit derselben Schere wurden den männlichen Familienmitgliedern die Haare geschoren: ein irdener Topf wurde übergestülpt und nun das langgelämmte Haar, so weit es hervorstand, rings abgeschnitten. Das Haar bekam dann etwa das Aussehen des sogenannten Pollshaars.

in die Stadt zum Kaufmann gefahren, und sie kauften dafür ein. So war es eine Art Tauschhandel. Jeder Kaufmann hatte seine festen Woll-buern und dadurch eine feste ländliche Kundschaft. Da die Schafe sich rasch und reichlich vermehrten, war der Landmann auch in der Lage, die Schafe selbst in großer Menge zu verkaufen: oft trieb er 60—70 Stück auf dem Markt an, andere kaufte ihm der Schlachter ab, der sie nach Bedürfnis nach und nach abnahm. In Bugtehude wurden im Laufe des Sommers nicht weniger als sechs Schafmärkte abgehalten, die weit und breit berühmt waren, zumal auch Rühе, Schweine und Gänse zum Verkauf kamen. Mit den Männern waren die Frauen dort, alles handelte und verkaufte, und manches Stück Geld blieb sofort bei den Bubenbesitzern und den Kaufleuten. Diese Schafmärkte, deren Termine feststanden, genossen in der ganzen Umgegend solches Ansehen, daß sie sogar als Zeitbestimmungen dienten: De Dirn is twischen dat irst' un twet' Schapmarkt geburn oder Dat wūr na dat föft' Schapmarkt, as un' Vader dot blew.

Der Wollverkauf hat den Schäfer unseren Augen etwas entrückt, aber Wollpreise und Schäfer standen doch in einem innigen Zusammenhang. Als nämlich der Wettbewerb der ausländischen Wolle einsetzte und auf die Preise der inländischen Wolle drückte, als der Bauer — besonders nach der Verkoppelung — vernunftgemäßer und vorteilhafter zu wirtschaften lernte, trat jene Änderung ein, deren oben schon gedacht worden ist. Die Schafzucht ging nach und nach zurück, die Schaffställe begannen leer dazustehen,¹⁾ und der Stand des Schäfers verschwand mehr und mehr. Die konfirmierten Knaben ergriffen, wie erwähnt, nicht mehr den Schäferberuf, sondern waren etwa vom 14. bis 16. Jahre Kuhhirten, um dann zum Kleinknecht aufzurücken.

Der Kleinknecht hatte im Kuhstall zu streuen, das Futter für die Rühе anzuliefern und Wasser zu holen. Ferner hatte er das Ochsengespann unter sich, das aber besonders in der Saatzeit der Bauer in Anspruch nahm.

Dagegen kamen dem Großknecht die Pferde zu, für die er auch

¹⁾ Dies gilt zunächst nur, wie ausdrücklich hervorgehoben sei, für den Nordwesten. Im gesamten Regierungsbezirk Lüneburg zählt man noch 172651 Schafe, darunter etwa 100000 echte Schnucken, Niederf. 9 (1903), 62.

(ebenso wie für die Ochsen) das Hackels, den Häckerling (mnd. *hackelse*, eigentlich „gehackte Spreu“), schneiden mußte.

Der Bauer half nach Bedürfnis bald hier, bald da mit; insbesondere besorgte er das Säen.

Die Stellung des Häuslings (Hüffel, mnd. *hüfle*), unter dem der Hintersasse eines Hofbesizers (Höfners) zu verstehen ist, hat sich allmählich geändert. In alter Zeit wohnte er für seine Dienste umsonst und erhielt umsonst das ihm zugewiesene Land bestellt, auch hatte er gewöhnlich das Mitweiderecht für eine Kuh. Allmählich änderte sich dies Verhältnis dahin, daß der Häusling für sein Haus Miete (*Hür*, mnd. *hure*) und für die Ländereien Pacht zahlte¹⁾ und ebenso für die von ihm geleistete Arbeit tageweise bezahlt erhielt;²⁾ auch der Bauer berechnete sich die Bestellung des Häuslingsackers. So ist der Häusling mehr und mehr zu einem Tagelöhner geworden, das alte Verhältnis hat sich gelockert, und es ist nichts Seltenes, daß ein Häusling seine Stellung aufgibt und in die Dienste eines anderen Bauern tritt. Die Arbeitskraft des Häuslings gehört aber auch jetzt noch in erster Linie dem Bauern. Nur wenn dieser ihn für den folgenden Tag ausdrücklich freigibt (die gewöhnliche Wendung ist: *brukt mi morden nich to hilpen*), darf er einen anderen Dienst übernehmen (*sik verseggen*, *sik ut-seggen*).

Einen großen Teil des Jahres nahm das Heidehauen die Knechte und den Häusling in Anspruch. Man hieb und haut die Heide, d. h. die sogenannte Sandheide, mit einer kurzstielligen Sichel, der *Heid-lehn*.³⁾ Die Linke schiebt mit einer kurzen eisenähnigen Harke (*Heid-hark*) die aufgestapelten Plaggen weiter (Fig. 6). Die gehauene Heide bleibt in Diemen zu 5—7 Plaggen bis zum

¹⁾ Für Haus und Wiese jährlich etwa 8—10 Taler; das Ackerland wurde besonders bezahlt.

²⁾ Früher im Sommer 50, im Winter 25 Pfg., seit etwa 1890 für jeden Arbeitstag 1 Mt. Die Frau erhielt früher für einen Tag im Sommer zwei Groschen; im Winter pflegte sie nicht zu helfen, sondern saß beim Ofen und spann.

³⁾ mnd. *lê*, *lêhe* die größere (!) Sense, in demselben Sinne noch heute z. B. in *Bedertesa* (bei Bremen) *de Leh* (Niederf. 8, 228). In mnd. Zeit entsprach der Heidlehne wohl *segede*, *sichte* „Schlagsichel, um Plaggen zu hauen.“

Aufladen liegen. Im Gegensatz zu den Heid-plaggen werden die Gras-plaggen mit der Zwicke (Zwick)¹⁾ gehauen, einer Sacke, in deren Eisen senkrecht ein längerer Stiel steckt (vgl. ebenfalls Fig. 6). Die Grasplaggen werden länger gehauen, die Diemen sind also größer. Auch die Heide kann man²⁾ mit der Zwicke hauen,



Fig. 6. Beim Heidehauen.

besonders die Moorheide (Moor-hei); hierbei wird wie bei den Grasplaggen ein Stück der Erdkrume (en Palten Ir) mit fortgenommen. Die Moorheide muß im Sommer gehauen werden, sie bleibt aber das ganze Jahr zum Streuen verwendbar und ist

¹⁾ Im Nnd. twicke, im Stadischen sagt man Quick.

²⁾ Bei Verpachtungen wird gewöhnlich in dieser Hinsicht eine bestimmte Abmachung getroffen.

besonders dadurch wertvoll, daß sie die Sauche hält; die Sandheide kann man zwar jeder Zeit hauen, sie muß aber sofort gestreut werden und läßt vor allem die Sauche durch.

Um eine bestimmte Fruchtfolge kümmerte man sich noch wenig. Das ausgenutzte, nicht mehr ertragfähige Land blieb brach (in de Brak) oder, wie man in der Gegend der Raubkammer sagte,¹⁾ als Legde (unbenutzt liegendes Land, vgl. mnd. lēgede Niederung) liegen und wurde als Weide benutzt, bis es sich erholt hatte.

Die landwirtschaftlichen Geräte zeigten weit weniger Eisen als heute. So wies auch am Pfluge, den übrigens ein gescheiter Bauer sich selbst machte, nur die tiefer und flacher²⁾ einzustellende Hōft-sahl (Hauptsohle) Eisen auf; auch das Tau, an dem die Schwengel befestigt werden, bestand ganz aus Holz; mit dem eigentlichen Pfluge war es durch gedrehte Weiden³⁾ verbunden. Der Pflug (oder, wie der Bauer der Heide gern sagt, „die“ Pflug, denn Plog war schon in alter Zeit überwiegend weiblichen Geschlechtes) wollte zunächst nicht gut „angreifen“; war er aber erst in der Erde, dann ging er so leicht nicht wieder heraus. Der Bauer konnte ihn ruhig eine Zeitlang loslassen und sich gemächlich seine Pfeife anzünden. Der rechte Stert (Pflugsterz) war ein starker Stock; er diente zu allen möglichen Dingen, zum Halten des Pfluges, zum Einstoßen des Düngers, zum Anspornen der Pferde. Als Egge (Äg', genauer Äch) diente auch nur die hölzerne, die sogenannte Schott-äg'; das Wort bedeutet nicht „schottische Egge“, wie es gelegentlich in Verkaufsanzeigen lautet, sondern wird auf eine Form zurückgehen, die der des Schottes, des hinteren oder vorderen Wagenverschlusses, geglichen hat; die Bezeichnung der später eingeführten eisernen Egge als Schrät-äg' bezieht sich lediglich auf die schräg (schrät) eingefesteten Zähne.

Ebenso fehlten den Rädern der Wagen die eisernen Reifen

¹⁾ Lün. Anz. 17. 9. 04.

²⁾ Flacher beim sogenannten Schälén, Sträken oder Falligen (Felgen), dem flachen Ampflügen nach der Ernte.

³⁾ Im Braunschweigischen wird die Verbindung durch einen eisernen Ring hergestellt, der wê'e heißt. Andrees Vermutung (242), daß dieser Bezeichnung die ursprüngliche Verwendung von Weidenruten zugrunde liege, wird durch obiges bestätigt.

noch; auch die Achsen bestanden aus Holz; vorgesteckte Längen, hölzerne Nägel, hielten die Räder auf den Achsen fest. Die Arten der Wagen sind bis heute im ganzen unverändert geblieben. Da gab es den Düngertwagen (Meß-wagen)¹⁾ mit einem hohen Brett, der Meß-lidder (Dungleiter), und einem niedrigen, dem Blangenbrett oder der Flech oder Flechen (mnd. vlecht, also eigentlich ein Flechtwerk meinent, aber bereits in mnd. Zeit von hölzernen Wagenbrettern gebraucht, wie ähnlich bei der Meßlidder die ursprüngliche Beziehung auf die Leiterform längst vergessen ist). Daneben hatte man einen Schott-wagen mit gleich hohen Brettern (Schott-brä), zwischen die hinten und vorne ein nach unten schmaler werdendes Brett, das Schott (mnd. schot Verschluß, Schiebetür), als Abschluß eingelassen wurde. Die Leitern dieses Wagens waren gewöhnlich bunt (weiß und grün, weiß und rot) angestrichen. Der Wagen diente zur Beförderung mancher Lasten (z. B. des Viehs, des verkauften Torfes); auf ihm fuhr die Familie auch zur Kirche (Fig. 1). Der Heu- oder Erntewagen wurde wie heute in der Weise hergerichtet, daß man einen Wagen auseinandernahm und zwischen Vorder- und Hintergestell ein längeres Verbindungsstück, den Lanl-wagen, schob; auf den Wagen wurden die strahlenförmigen, der nunmehrigen Länge entsprechenden Hau-lidder (Heuleitern) gesetzt;²⁾ zum Einfahren des Heus gehörten noch der Binner-böm und die zu seiner Befestigung vorn und hinten dienenden Stricke, der Bör- und der Achter- oder Na-rêp; beim Einfahren des Getreides bedarf man im Lüneburgischen, weil die Garben mit der Ährenseite fest nach innen gedrückt (in-stukt, eingestaucht) sind, keines Bindebaumes, sondern nur eines Binner-rêps, zum Festhalten der letzten Garben, im Gegensatz zum Städtischen, wo die Garben kreuzweise gelegt werden und daher weniger fest liegen. Der verlängerte Wagen diente auch zum Fahren der trockenen Heide, die in den Heid-hümpeln aufgespeichert wurde; bei der

¹⁾ Fuhr der Bauer ohne Uptüg (Aufzug), d. h. ohne Seitenbretter oder die nachher zu nennenden Heuleitern, so hieß der Wagen ein Rungenwagen, nach den Wagenrungen.

²⁾ Schon im Mnd. stand de lange wagen (Erntewagen) dem korten wagen (Mistwagen) gegenüber.

frisch gehauenen und daher noch nassen und zu schweren Heide fand ebenso wie bei Plaggen der Mistwagen Verwendung.

Von den Pferden hieß das linke das Turhands- oder Nahst-perd, auch Towardsen-perd, Bezeichnungen, die vielleicht auf die z. B. bei den stadischen Marschbauern noch heute bekannte Sitte zurückgehen, daß der Bauer das linke Pferd als Sattelpferd benutzte, wodurch dieses ihm „zur Hand“, „zunächst“, „zugekehrt“ war; das rechte Pferd führte den Namen Afwardsen-perd, auch kurz de Afwardste, also das „abgekehrte“ Pferd, woher denn afwardsen Sit strichweise geradezu so viel wie „rechte Seite“ bedeutet. Zu dem über den Rücken geworfenen Teil des Pferdegeschirrs (den Sälen) gehört einmal das Post-blatt, das zum Ziehen dient. An die Weichen legt sich das Lanken-stück (mnd. lante Weiche, Seite). Von dem am Ende des Rammes sitzenden Ramm-deckel mit den drei Ringen läuft nach unten der Bauchgurt (Bül-gött), der das Geschirr unter dem Leibe festschnallt; der Schwanz wird durch den Stirt-remen gezogen. Dazu kommen Kopp-tüg oder Töm (Zaum), Toegel (Zügel) und Schö-klappen (Scheuklappen). Das Leitseil (Lei oder Leit) war drêstriipt; mit zwei Strippen wurde das linke Pferd, das rechte mit einer gelenkt.

Ehe wir die Arbeit der Männer verlassen, noch ein Wort über die Mähgeräte. Zum Mähen des Heus und des Getreides dient die lange Sense (Sêffel). Der Sensenbaum, das Holzgerät, an dem das Eisen befestigt ist, heißt bei der Getreidesense im besonderen dat Haken-tau,¹⁾ d. h. Halengerät, von den drei gleichlaufenden spitzen Haken, mit denen das gemähte Korn weitergeschoben wird, bis man es zum Binden fallen läßt, bei der Grassense de Grass-bôm. Zum Scharfmachen (Horen, Haaren) der Sense (vgl. Fig. 7) dient das Haargerät (Hor-tüg): die Kante wird auf den in die Erde getriebenen Hor-ambos gelegt und mit dem Hor-hommer geklopft. Der Sensenbaum ist dabei in die gabelartige Spitze eines Hor-stütten (Stütze zum Haaren) gelehnt. Während des Mähens wurde die Sense mit dem aus porösem, verwittertem Zaunholz eigenhändig hergestellten und mit Sand eingeriebenen Sêffel-strick (von mnd. striken schärfen) scharf gehalten.

¹⁾ Ein solches zeigt Fig. 9.

Den Übergang zur Arbeit der Mägde bildet passend die Gewinnung des Torfes, bei der Knecht und Magd zusammenwirkten. Im Frühjahr, sobald der Acker bestellt war, rüstete die Bauerfrau eine Reihe Tage nacheinander das Gesinde frühmorgens mit Lebensmitteln für die Arbeit im Torfmoor aus. Nach dem Moor war



Fig. 7. Der Knecht hort (schärft seine Sense).

es oft ein stundenweiter Weg, daher galt es, die Arbeitenden für den ganzen Tag zu versorgen. Die Großmagd trug eine Krute voll Kaffee, der Knecht am Riemen eine viereckige, aus breiten Spänen geflochtene Deckeltiepe (Tower-tiep) mit Brod, Butter in hölzerner Büchse, Schinken, Speck und Eiern.

Die obersten Schichten einer Torfstuhle lieferten den losen Torf, die sogenannten Schuppen. Den besten Torf, den gestochenen, gewann man aus den unteren Schichten. Der Großknecht stach ihn in der Kuhle mit dem Torfstecher (Törf-stecker oder Törf-sporn = Torfspaten), einem zweischneidigen und unten spizen Messer mit Stiel und Griff, das für gewöhnlich über der kleinen Tür zwischen den Latten und dem Stroh des Daches steckte (Fig. 8, a). Die einzelnen Törfe (Soden) wurden hinausgeworfen, mit der Karre



Fig. 8. Im Torfmoor.

a. Törf-stecker, b. Rieten- oder Rinndöps-fluben.

eine Strecke weit fortgefahren und auf einer trockenen Stelle „geringelt“. Man legte z. B. ein Rechteck, dessen längere Seiten drei und dessen kürzere Seiten zwei Törfe bildeten, über diese Lage kamen noch vier weitere; andertwärts ringelte man in anderer Weise (vgl. Fig. 8). Nach längerer Zeit wurde „umgeringelt“ (ümringelt): die obersten, schon einigermaßen abgetrockneten Törfe wurden nach unten gelegt, die untersten nach oben. Noch später wurden die kleineren Haufen zu größeren zusammengeringelt, in der Form des die bösen Geister abwehrenden Drudenfußes (Pentagramms). Diese

Haufen blieben bis zur Ernte stehen, wo sie (etwa zwischen Roggen- und Haferernte) hereingeholt wurden.

In Gegenden, in denen der Torf nicht so fest war, backte man ihn. Er wurde zunächst in der Kuhle durch Treten terig, d. h. geschmeidig,¹⁾ gemacht, dann der Dreck vom Großknecht mit einer Plattschaukel hinausgeworfen und vom Kleinknecht aufs Trockene gefahren, wo die Magd das Baden besorgte.²⁾ Die Törfe wurden länglich rund und oben mit einer Rundung (as en Swinegel) gebacken. Waren die einzelnen ziemlich abgetrocknet, so setzte man sie zu einem ein Meter hohen und unten ein Meter im Durchmesser betragenden Regel zusammen. Gebackene Törfe, die zu groß geraten waren, besonders die großen, dicken, viereckigen (Fig. 8, b) nannte man Rieken-Kluzen, weil sie gute Kohlen für die Feuerkiese (S. 4) abgaben, auch Rinndöps-Kluzen (Rindtaufstöße), weil der harte und schwere Torf eine mächtige Hitze entwickelte und daher gerade am Rindtaufstage, an dem besonders gut gekocht wurde, am Platze war. Ein großer Teil des Torfes wurde in die benachbarten Städte gefahren, in strengen Wintern selbst über das Eis der Elbe nach Hamburg.

Aber das Jahr in seinem Kreislauf stellte an die Arbeitskraft der Mägde noch ganz andere Anforderungen. Beim Düngersfahren mußten in der alten Zeit vorzugsweise die Mägde helfen; die Knechte gingen gewöhnlich zum Heidehauen. Die Großmagd pflegte das Hinauswerfen des Düngers (dat Ut-smiten) zu besorgen, die Kleinmagd lud, und der Bauer fuhr. Im April beim Pflügen des Kartoffel- und Stedrübenlandes mußten die Mägde den Dung auseinanderwerfen (den Meh smiten). Dann kam das Kartoffelpflanzen, bei dem sie die Saatkartoffeln in die von den Knechten gegrabenen Löcher zu werfen hatten. Auch bei der Bearbeitung der messigen (mistigen, gedüngten) Wiesen, von denen man die Rieselwiesen (Water-wischen) unterschied, waren sie beteiligt: die

¹⁾ mnd. tērich (von tēr = gute Beschaffenheit); das Wort bedeutet zunächst „von guter Beschaffenheit“, „Art habend“.

²⁾ Heute backt man den Torf nicht mehr. Der Torfdreck bleibt einige Tage, nachdem er „terig“ gemacht ist, liegen, wird dann aufs Trockene geschafft, hier mit der Plattschaukel geednet und dann mit dem Torfstecher in viereckigen Formen gestochen.

Mägde mußten den schon im Februar hinausgefahrenen Dung (Stühnerdreck mit Asche, Mullerde und etwas gutem Stallmist) up de Wischen streien und später, im Mai, ut harken (aus-, d. h. rein harken). Von der Mitwirkung der Großmagd beim Torfgraben ist schon gesprochen worden. Aufgabe der Mägde war es auch, in den nächsten Monaten den lütten Hof, den kleinen Gemüsegarten, umzugraben, der Hausfrau beim Besäen und Bepflanzen (mit Kohl, Suppenkräutern, Erbsen, Bohnen) zu helfen, auch die Futterwurzeln und den im Anfang April¹⁾ gesäten Flachs zu gäten (wörn, mnd. wēden). Die Kartoffeln mußten gehackt und später behüpt (durch Heranhacken der Erde von allen Seiten behäuft) werden. Der Juni brachte, sobald der Meddel, ein von den Röhren gern gefressenes Gras, blühte, die erste Heuernte (dat Vör-hau); der Meddel durfte nicht erst Samen tragen, da dieser beim Mähen abfiel und den Futterwert verringerte. Bei der Heuernte mußten die Mägde heuen (hauen)²⁾ und auf- und abladen helfen. Im Juli folgte das Behacken der im Anfang Juni gepflanzten Steck- und Runkelrüben und als Höhepunkt der Jahresarbeit die Roggen- und später die Haferernte (de Orn, mnd. arne). Das Mähen des Roggens soll nach alter Regel so viel Tage vor Jakobi (25. Juli) beginnen, wie der Flieder vor Johannis geblüht hat: wot de Teebloemen (Fliederblumen) vör Jehannsdag bleiht, dat kummt de Orn vör Jakobsdag. War noch eine alte Mutter im Hause, so ging die junge Frau auch mit, und man „mähte“ dann oft mit vier Spann (mnd. span Paar): der Bauer, die beiden Knechte, der Häusling mähten, die Frau, die beiden Mägde, die Häuslingsfrau banden, waren Binnerß. Morgens, sobald der

¹⁾ Nach der Bauernregel muß der Flachs am 100. Tage des Jahres gesät werden, der Buchweizen, wenn de Eken upbrekt (Blätter bekommen), der Roggen in der Galluswoche (Gallen-wek, St. Gallus fällt auf den 16. Oktober). Erbsen soll man zu einer hohen Tageszeit (hogen Dags-tit), d. h. zu einer Tageszeit, die eine hohe Stundenzahl zeigt (am besten also kurz vor Mittag) pflanzen: dann gedeihen sie gut und werden von den Sperlingen verschont; andere pflanzen Erbsen nach alter Überlieferung stets am Sonnabend.

²⁾ hauen (mnd. houwen) geht eigentlich auf das „Abhauen“ des Grases mit der Sichel. Aber in der Heide mäht man das Gras mit der langen Sense, und hauen bezieht sich dort nur auf die Behandlung des bereits gemähten Grases, z. B. hüt haut we = heute machen wir Heu.

Tau abtrocknete, brach man auf (Fig. 9), die Männer mit Sense und „Sesselstrick“, die Mädchen mit der Harke, dem blauleinenen Etedot (Tuch mit Essen) und dem Drinkel-putt (Trinktopf), den ein großer Schinkenteller bedeckte; den Kopf der Mädchen schützte der „Pferdekopf“, den Nacken der Simpen des kreuzweis über die



Fig. 9. Aufbruch zum Mähen.

„Binderjacke“ gesteckten Rattuntuches; das Kleid bedeckte eine weiße Schürze aus selbstgewebtem Leinen. Unter Umständen mußte ein Tagelöhner oder eine Tagelöhnerin aushelfen. Grundsätzlich fiel aber den Mägden und Frauen nur das Binden zu. Die Mägde waren es denn auch, die den aufs Feld kommenden Besucher mit dem Strohseil „schnürten“ oder „bannten“:

Mein Herr, Sie haben sich vergangen,
In diesem Netz sind Sie gefangen,
Schenken Sie uns ein Glas Bier oder Wein,
Es kann auch ein gutes Trinkgeld sein!

Ein anderer Spruch lautete:

Hier komm ich angegangen,
Den Herrn gleich zu fangen,
Den Herrn rasch zu binden.
Viel Worte kann ich nicht machen
Bei all diesen Sachen.
Wenn mein Band auch schlecht,
So ist mein Wunsch doch recht:
Seid glücklich bis zur Ewigkeit, Amen!

Beim Einfahren¹⁾ fiel der Großmagd das To-don (das Zuntun, Hinaufreichen der Garben auf den Wagen) und das Nasflep (das Nachschleppen mit der Schleppharte), der Kleinmagd das Alf-steken (das Abstecken der Garben auf den Boden oder in die Banse, den neben der Scheunendiele gelegenen Lagerraum) zu. Die Arbeit der Erntezeit war dadurch noch schwerer, daß die Mägde morgens nach dem Aufstehen zunächst einen Teil ihrer sonstigen Hausarbeit (das Melken²⁾ und Börn (d. h. Tränken) zu besorgen hatten und nur zum Teil in dieser Hinsicht von der Frau entlastet wurden. Nach der Haferernte kamen die zweite Heuernte, die Na-matt (mnd. na-mât), d. h. die Nachmähung, der zweite Schnitt, und das Kartoffel- und Stedrübenaustriegen. Der Herbst brachte die Zurichtung des Flachses und des Hanfes; das Mästen begann und das winterliche Spinnen und Weben. Dann war es wieder Frühjahr.

Das Melken hatten die Mägde gemeinsam zu besorgen, das Börn war die Pflicht der Großmagd; das Füttern der Schweine besorgte die Frau selber, wie sie denn auch das Futter mit eigener Hand anrührte. Im ganzen fand die Kleinmagd häufiger als die Großmagd in der Hauswirtschaft (z. B. beim Aufwaschen) Ver-

¹⁾ Das Einfahren erfolgte gewöhnlich, wie der Ausdruck lautete, mit stan(d)en Wagen (mit stehendem Wagen), wobei gleichzeitig immer ein Wagen geladen, ein zweiter abgeladen wurde und ein dritter unterwegs war.

²⁾ Beim Melken trugen sie eine aus Sackstoff hergestellte Schürze (Schur) und abgesetzte Schuhe (Melker-schuh).

wendung; dagegen kam der Großmagd im besonderen das Weben zu, während sie im übrigen mehr im landwirtschaftlichen Betriebe beschäftigt war. Ja, sie mußte auch bei der Knechtsarbeit mit aus-
helfen, besonders im Herbst, in der Zeit der Roggenfaat, wo sie abends und morgens so auf der Diele in Anspruch genommen war, daß sie sogar das Melken der Kleinmagd allein überlassen mußte. Da galt es an jedem Abend, das Saatkorn für den folgenden Tag zu beschaffen. Etwa 10 Hocken (100 Garben) wurden vom Boden herabgeworfen, was stellenweise Sache des Bauern war, und nach Beginn der Dämmerung bei spärlicher Beleuchtung auf dem Ausschlagebock (Altflahners-bluck) ausgeschlagen. Mit der Linken wurde in das Stoppelende (den Ors-urt), mit der Rechten unter das Seil (dat Sel) gefaßt, und nun prasselten die Körner das schräge Brett herunter. Bald hieß es von allen Seiten: ik hew min Fall (meine Anzahl), und Körner und Spreu wurden in eine Ecke geschoben. Konnte die Magd schon beim Ausschlagen zeigen, daß ihr die Arbeit von der Hand ging (von de Fust slög) und sie „mit dem Knecht auf den Platz gehen“ konnte, so erst recht beim Ausdreschen (Döschchen), durch das die noch zurückgebliebenen Körner gewonnen werden sollten. Zu diesem Zweck wurden zunächst die Garben von fünf Hocken geöffnet und ausgebreitet (ansmeten) und zwar in einem doppelten Strang (in 'n dubbelten Strink), so daß die Ährenenden jeder Reihe einander zugekehrt waren, und nun schlugen Groß- und Kleinknecht, Schäfer und Großmagd im Vierschlag (Vër-slag) mit dem Dreschflegel (Dösch-floegel) darauf los (Fig. 10). Dann band man das leere Stroh zu einigen dicken Garben (sogenannten Schöf, von schuwen) mit je zwei Seilen zusammen, fegte Körner, Staub und Ährenzacken (Eilen) zu dem übrigen in die Ecke und deckte es zum Schutz gegen das Federvieh mit Säcken zu. Oft wurden am Abend auch noch die zweiten fünf Hocken ausgedroschen, doch blieben dann Stroh und Körner die Nacht liegen. So ging es erst in vorgerückter Stunde, vielleicht gegen 9 Uhr, zum Abendessen. Schon in der Frühe des folgenden Tages, vor dem ersten Frühstück, der Mordentit, wurde bei Licht das noch daliegende Stroh zusammengebunden (up-bunnen) und Körner und Unrat zu dem übrigen Haufen gefegt, darauf besorgte gewöhnlich der Bauer selbst von dieser Ecke



Fig. 10. Beim Vierteltag auf der großen Diele.

aus das Worpen mit der Worp-schüffel, einer kurzen Holz-schaukel mit Handgriff. Die hoch im Bogen nach hinten fallenden Körner wurden im Sieb (Sew) gesichtet, in Säcke getan und auf den Wagen geladen, mit dem dann der Bauer zum Säen aufs Feld fuhr.

War etwa Martini (10. November) und damit das Ende der eiligen Saatzeit gekommen, so gehörte die Großmagd wieder der Hauswirtschaft, da ja die Zeit des Spinnens nahte. An dem weiteren und gemächlicher erfolgenden Ausdreschen des Roggens, der in den aus Stroh geflochtenen bienenkorbbähnlichen, etwa 1½ Meter hohen und breiten Kornbehältern (Kurn-kümpen) oder auch freiliegend auf dem Kornboden (Kurn-boen) lagern oder in der Mühle zu Backmehl oder Schrot verarbeitet werden sollte, brauchte die Großmagd sich nicht mehr zu beteiligen, ebensowenig wie an dem sogenannten Dach-schütten (Dachschütten), bei dem es sich darum handelte, die längsten und ungenickten Halme ausgeklopfter Garben (sogenannter Kopp-garwen) als Dachstroh, das zunächst über dem Kuhstall, auf der Hille, seinen Platz erhielt, auszufondern.¹⁾ Auch das Ausdreschen des Hafers kam lediglich den Knechten zu. — Alles in allem, ein schweres Stück Arbeit, das von den Mägden gefordert wurde. Obendrein ging es auf einzelnen Höfen noch besonders streng zu, so daß es selbst in den anderen Bauerhäusern hieß: De Bur (Jener Bauer) is sin Mägd' hatt vör (führt ein hartes, strenges Regiment, stellt besonders hohe Anforderungen).

Am Sonnabend Abend und Sonntag Morgen fiel — auch in der Saatzeit — das Ausschlagen, Dreschen und Worfeln aus. Der Großknecht schnitt abends nur Häckerling, der Kleinknecht fütterte nur; die Mägde molken, und während die Kleinmagd für den Sonntag Kartoffeln schälte, wusch die Großmagd die Tische und reinigte den Kesselhaken und Herd, und hatte dieser einen Schwibbogen, so legte sie, eine schmutzige Leinenschürze um Kopf und Nacken gebunden, mit einem alten Reiserbesen den Ruß (Sott) aus ihm heraus.

¹⁾ Stellenweise unterstützten die Bauern bei der Herstellung eines neuen Daches sich gegenseitig. Dem Betreffenden wurden von jedem eine bestimmte Anzahl Dach-schöf an einem festgesetzten Tage zugefahren, und er bewirtete dann jene mit Bier. Diese Bewirtung nannte man Not-en-ber (mnd. note = Genosse, also Genossenbier).

Vonabend (heute Abend) is Sünnavend, dor hebbt de Fro-
genslü' dat Seggen (das Kommandieren), meinte schmunzelnd
der Bauer, wenn er zu dieser Zeit Besuch erhielt. Trotz dieser
Verrichtungen galt der Sonnabend Abend schon als Feierzeit; man
„hielt“ bereits „Sonntag“. Ein Hauch sonntäglichen Friedens zog
durch das Haus, wenn der Bauer aus der Postille vorlas, und
mit leichtem Mut ging es nach der schweren Wochenarbeit zur
Ruhe, in Erwartung des eigentlichen Feiertages:

Morden is Sünndag,

Dor smitt de Bur de Plünn' (die Lumpen) af.

Der Sonntag hatte aber mit dem Herannahen des Abends
bereits sein Ende erreicht, und die Abendstunden sahen das Gesinde
nicht nur die laufende Arbeit verrichten, sondern auch ausschlagen
und dreschen, wenigstens in der arbeitsreichen Zeit der Ausfaat,
hinterher freilich oft noch mit einem Liede durch die Straßen ziehen.

Die Lohnverhältnisse des Gesindes waren im Nordwesten unge-
fähr folgende: Die Magd, Klein- wie Großmagd, erhielt 20 Stock-
ellen = 10 doppelte Ellen Hanfleinen, 2 Stockellen Flachsteinen¹⁾
(für die Hems-maugen = Hemsärmel), gewebten und gefärbten
Beiderwandstoff für 2 Arbeitsröcke,²⁾ 2 Pfund Wolle, 2 Paar
Schuhe und 1 Paar lederne Pantoffeln, dazu die Löhnung (dat
Lohn), die etwa 1840 für die Kleinmagd 3—4, für die Großmagd
8—9 Taler betrug. Außerdem gab die Frau aus freien Stücken
gewöhnlich 2 Bind Zwirn zum Nähen der Hemden.³⁾ Der für
die Sommermonate zum Kuhhirten gemietete Knabe fremder Eltern
bekam 10 Stockellen Hanfleinen, kein Flachsteinen, 1 Pfund Wolle,
1 Paar Schuhe und 1 Taler Lohn. Der Schäfer⁴⁾ (und der
Kuhhirte der späteren Zeit), ebenso die Knechte erhielten an
Leinen und Wollgarn dasselbe wie die Mägde, außerdem 1 Paar
Stiefel und 1 Paar Schuh. Die Löhnung des Schäfers betrug

¹⁾ Von dem einheimischen, gröbereren Flach, dem sogenannten Land-flach.

²⁾ Hier und da trug der Bauer auch die Kosten für die Anfertigung
(it krieg min Täg makt, so sagte dann die Magd); das Nähere hier-
über wurde beim Mietvertrage ausgemacht.

³⁾ Gewöhnlich ein Bind greifen Hanf- und ein Bind Flachszwirn.

⁴⁾ Stellenweise erhielt der Schäfer, zumal in der ersten Zeit, weniger
Leinen und zwei Paar Schuhe, dafür aber keine Stiefel.

3—4, die des (konfirmierten) Kuhhirten beträgt jetzt 20—24 Taler. Beim Kleinknecht ist der alte Satz (12—13 Taler) auf 80—90, beim Großknecht (20 Taler) auf 100—120 Taler hinaufgegangen. In Gegenden, in denen das Geld besonders knapp war, wurde auch eine geringere Löhnung gezahlt, dagegen dem Großknecht ein Himpten Buchweizen ausgesät und dem Kleinknecht das Eigentumsrecht an einigen Schafen zugesprochen; sie wurden für ihn, wie der Ausdruck lautete, dörf-foërt (durchgefüttert). Besonders ältere unverheiratete Söhne, die dann geradezu Bokweten-jungens¹⁾ hießen, standen zum väterlichen Hofe in solchem Löhnungsverhältnis, das so oder ähnlich in alter Zeit vielleicht das durchgängige gewesen ist.²⁾

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Lohnverhältnisse in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedenartig waren. Beispielsweise hatte in der Raubkammer³⁾ ein Großschäfer 24 Taler bar, Kost und Wohnung, das Mitweiderecht von 20 Schafen, die Aussaat von je einem Himpten Raubhafer und Buchweizen, ein Paar rindslederne Schuhe, einen Winteranzug aus Weidewand, einen hanfenen Sommeranzug und einige hanfene Hemden. Der Großschäfer hatte dort das höchste Einkommen; ihm folgten der Reihe nach der Fuhrmann, die Großmagd, dann erst der Großknecht, der Kleinschäfer, die Kleinmagd, der Kleinknecht; der Imker stand sich ähnlich wie der Großschäfer. „Für die Herden, die Bienen und die Pferde wurden die einsichtsvollsten und zuverlässigsten Leute ausgesucht“ und dementsprechend bezahlt.

Die nähere Erörterung der oben nur berührten Spinn- und Webearbeit führt auf das Gebiet der Tracht, der Volkstracht. Gab es auch in der Lüneburger Heide eine Volkstracht? höre ich

¹⁾ Beispielsweise in Halvesbostel und Solvede bei Hollenstedt.

²⁾ So scheint in Hollenstedt im 16. Jahrhundert der Lohn für die Knechte und Hausöhne in Schweinen und dem Mitweiderecht für diese bestanden zu haben, vgl. Jahrb. 23, S. 61, § 21 u. Anm. In Hermannsburg und Umgegend erhielten früher die Mägde u. a. drei Himpten Kartoffeln, oder es wurde ihnen eine Mege Leinsamen (Metz Lin) ausgesät.

³⁾ Nach einem von Benede (Fahrenholz) verfaßten Aufsatze „Wie stand es in der Lün. Heide vor 50 Jahren“ (Lün. Anz. 10. 9. 1904).

hier fragen. Männer, die gut in der Heide Bescheid wissen, haben mir gelegentlich erklärt, von einer „Volkstracht“ der Heide sei ihnen nichts bekannt. Als ich einst einen Vortrag über die Volkstracht der Heide gehalten hatte, meinte eine Zuhörerin, die Volkstracht des Alten Landes und der Vierlande sei doch ungleich „schöner“, da sei eine „echte“ Volkstracht gewesen. Ja, was ist echte, was unechte Volkstracht?

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Ist die beste Bauerntracht.“

Auf die Erzeugung durch den eigenen wirtschaftlichen Betrieb kommt es an, nicht auf den Glanz, die Schönheit, die Kostbarkeit, geschweige die oft zu treffende Buntheit und Überladenheit. Eine Volkstracht, deren malerischer Reiz einen Künstler entzückt, läßt einen Freund der Volkskunde, der die Herkunft ihrer Bestandteile kennt, vielleicht kalt. Je mehr Selbstgefertigtes, um so echter die Volkstracht. Je mehr gekaufte Bestandteile, um so unechter. Die Tracht entfernt sich dann eben vom Boden der alten Hauswirtschaft, sie stellt nicht mehr eine eigene Leistung der betreffenden Landschaft dar, sondern giebt uns höchstens Belehrungen über den Geschmack und die gesteigerte Kaufkraft, die es den Bewohnern gestattet haben, dem nie schlafenden Nachahmungstrieb nachzugeben und es den höheren Ständen nachzumachen. So werden bessere wirtschaftliche Verhältnisse leicht die Ursache, daß an die Stelle der echten Volkstracht eine schönere, vielleicht auch geschmacklosere, meistens aber kostspieligere Modetracht tritt, die dann früher oder später, kurzlebig wie die Mode ist, wieder durch eine andere Mode ersetzt wird. Damit soll nicht gesagt sein, daß die echte Volkstracht sich der Mode gegenüber stets schroff ablehnend verhalten habe: vielmehr hat sie im Laufe der Jahrhunderte bald in dieser, bald in jener Hinsicht sich ihr anbequemt, bald diese, bald jene Modeströmung sich zu eigen gemacht. Derartige Anpassungen vertragen sich sehr wohl mit dem Begriff der Echtheit, die Art der Aneignung ist in volkskundlicher Hinsicht vielleicht sogar lehrreich. Aber die Sachlage ändert sich, wenn das Bauerhaus nicht mehr selbst herstellt, sondern zum Kaufen übergeht. Zunächst kommt die Industrie allenfalls durch die Herstellung derselben oder ähnlicher Stoffe, Farben, Muster und Trachtstücke dem Geschmack und der

Übertieferung der Landschaft entgegen, sehr leicht aber verfällt der Bauer ganz der Herrschaft der Mode, der Abhängigkeit von der immer Neues auf den Markt werfenden Industrie. Eine Zeitlang bleibt wenigstens noch die Gleichmäßigkeit bei einer solchen unechten Tracht bestehen, ja es können von der Industrie Einflüsse ausgehen, die über eine einzelne Landschaft hinaus in gewisser Beziehung ausgleichend wirken (ich erinnere an manche Formen der Frauenhauben, an jene Annaberger Fabrik, deren Haubenbänder gleichmäßig in den verschiedensten Theilen Deutschlands Eingang gefunden haben, an die ebenfalls weitverbreiteten für Trauer und Nichttrauer eingerichteten Tücher). Schließlich aber tritt mit Nothwendigkeit, da immer mehr und billiger hergestellt wird und in Stadt und Land die Möglichkeit der Auswahl sich andauernd vergrößert, an die Stelle der verhältnismäßig kostspieligen gekauften Volkstracht das bunte Tausenderlei der Einzeltracht.

Auch in der Lüneburger Heide hat die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in der Richtung gewirkt, daß sie den engen Zusammenhang zwischen Tracht und Wirtschaftsbetrieb allmählich gelockert und die echte Tracht beseitigt hat. Aber diese Lockerung trat in der ärmeren Heide später ein als bei den bevorzugten Nachbarinnen der Heidebäuerin, etwa der Bardowieckerin, der Altländerin, der Vierländerin. Die schönen, malerischen Trachten dieser fruchtbareren, besonders mit Hamburg in regem Handelsverkehr stehenden, geldreicheren Gegenden waren schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Volkstrachten im alten Sinne mehr, sondern bereits mehr oder weniger Modetrachten. Dagegen war die Heide-tracht damals in noch viel weiterem Umfange echte Volkstracht, und diese so lange bewahrte Urwüchsigkeit verleiht auch ihr, der schlichten, malerisch wenig reizvollen, einen gewissen Reiz.

Die Heide war noch wenig urbar gemacht und dem Verkehr so gut wie gar nicht erschlossen. Der schon in Merians Topographie zu findende Vergleich der Heide mit einem Mönchskopf, „welcher in der Mitten kahl, rings herum aber mit Haar bewachsen“, paßt auch noch für den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es fehlte vor allem am baaren Gelde, und wo nichts ist, da hat der Modeteufel wenig Macht. Oft gab ein Bauer seiner in ein anderes Dorf heiratenden Tochter lieber ein Stück Ackerland oder eine

Wiese als klingende Münze mit. Und erwägt man die Preise der zwanziger Jahre (z. B. ein Himpten Kartoffeln 4 Schilling, ein Fuder Torf, das noch obendrein zur Stadt gefahren werden mußte, 36 Schilling = 2,25 Mk., ein Schaf oder ein sechswöchiges Schwein 1, eine Kuh 8—10, dagegen der Stoff zu einem Tuchrock 8—9 Taler), so begreift man, daß in der Tat für den armen Heidebauer nichts übrig blieb, als die Kleidungsbedürfnisse nach Möglichkeit durch den eigenen hauswirtschaftlichen Betrieb zu decken. So wurzelt, wächst und blüht denn die Tracht der Heide zunächst im heimischen Erdreich. Daher muß und soll sie in ihrem Zusammenhang mit der Bauernwirtschaft betrachtet werden. Zu diesem Zwecke werden wir den Stoff am besten in folgende Abteilungen zerlegen: von der Verarbeitung des Hanfes, des Flachses und der Wolle bis zum Spinnen; vom Stricken; vom Spinnrad und Spinnen; vom Webetau und Weben, und im Anschluß daran von der Tracht und ihrer allmählichen Modernisierung sprechen. Von der Begräbnistracht wird erst im dritten Abschnitt des Buches die Rede sein.

Die Tracht der Lüneburger Heide ist anscheinend niemals durchforscht worden.¹⁾ Allerdings wissen neuere Werke über die Tracht der „Bäuerin aus der Gegend von Lüneburg“ oder „der Lüneburgerin“ zu berichten, wie Hottenroth in seinen „Deutschen Volkstrachten“ (III 1902, Fig. 83, u. S. 214) und schon Kretsch-

¹⁾ Auch die alte Tracht der Stadt Lüneburg hat noch nicht ihre Darstellung gefunden, obwohl für sie wertvolle Quellen vorhanden sind, die im folgenden gelegentlich benutzt und daher kurz angegeben werden sollen. Das auf dem Archiv in Lüneburg aufbewahrte, von dem jetzigen Stadtarchivar Dr. Reinecke so benannte „Buch mit der Kette“ enthält in vier Rezensionen, von denen die erste spätestens 1401, die letzte, nicht weniger als 22 Seiten umfassende, 1488 entstanden ist, eine Fülle hierher gehöriger Bestimmungen. Eine vollständige Umarbeitung dieser älteren Fassungen bietet auf mehr als 50 Folienseiten mit der Überschrift: „Ordnung von vorlobnüs, Hochzeiten und Kleideren“ ein Sammelband (A 50) der Stadtbibliothek; es handelt sich um eine von einem gewissen Rodewold im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts veranlaßte Abschrift, deren Original vorläufig unbekannt ist, aber bei der weiteren Aufarbeitung der Archivbestände wieder zutage kommen dürfte. Nebenher kommen die Kammereirechnungen in Betracht, die nach einer Mitteilung Dr. Reineckes eine Reihe Eintragungen enthalten, aus denen auf die Durchführung der Kleiderordnungen Licht fällt.

mer in seinem gleichbetitelten Werke. Über Abbildungen und Beschreibungen beziehen sich gar nicht, woran man zunächst denken muß, auf die Bewohnerin der Heide, sondern auf eine andere Nachbarin Lüneburgs, die an den betreffenden Stellen gar nicht genannte Bardowieckerin. Die Schuld an diesen irreführenden Angaben trägt das 1847 erschienene Buch Eduard Sullers „Das deutsche Volk in seinen Mundarten“, auf das sich Hottenroth an der Stelle selbst beruft. Schon in diesem ist von „Bauersleuten aus der Umgegend von Lüneburg“ die Rede, aber man braucht die Abbildungen nur mit den älteren bei Suhr („Kleidertracht in Hamburg“ 1806 und „Ausruf in Hamburg“ 1808, Tafel 102) und bei Buel („Album hamburgischer Kostüme“ 1843—1847) zu vergleichen, so springt sofort in die Augen, daß wir die Bardowieckerin vor uns haben, und zwar in dem Anzuge, in dem sie in Hamburg mit dem Rufe *Wölj' ok gele Wörteln, Petersiljenwörteln, Zippeln, Lavendelblom?* die Vorräte des dortigen Zippelhauses feilbot. Da Bardowiek schon außerhalb der Heide liegt, kommt diese, durch die Handelsverbindung mit Hamburg entstandene Literatur hier nicht in Betracht.¹⁾

In der verhältnismäßig jungen Zeit, von der hier die Rede ist, sind die alten Stammesunterschiede der Heidebevölkerung auf dem Gebiet der Tracht natürlich so ziemlich abgeschliffen. Wichtiger als die Stammeszugehörigkeit ist in dieser Zeit das Kirchspiel. Auch für die Heide ist bei den vielfachen Beziehungen der Volkstracht zum kirchlichen Leben von vornherein anzunehmen, daß dort

¹⁾ Nur kurz hingewiesen sei auf eine besonders charakteristische und auch von der benachbarten Heidebevölkerung als solche betrachtete Eigentümlichkeit, den mit Federn gefütterten, buntfarbigen, in neuerer Zeit gern aus den abgetragenen Dragoneruniformen des benachbarten Lüneburg hergestellten Wulst, den Wasch, mit dessen Hilfe von der Bardowieckerin noch heute die Lasten auf dem Kopfe getragen werden. Zugrunde liegt *mind. wase* (= Reisig-, Faschinenbündel), also „Bündelchen, Kopfbündelchen“. Der — übrigens auch bei Bremen und in rheinischen Gegenden bekannte — Wasch war früher auch bei den Mägden der benachbarten Winsener Elmarsch in Gebrauch, die sich seiner beim Heimbringen der Milcheimer bedienten, und schon Merian (Topogr. VI, v. J. 1654) stellt auf dem Bilde Lüneburgs vor der Stadtmauer eine weibliche Gestalt mit einem Korbe auf dem Kopfe dar.

ebenso wie in vielen anderen Gegenden das Kirchspiel oder ganze Kirchspielgruppen eine von den benachbarten Trachten mehr oder weniger verschiedene Tracht entwickelt haben. Vielfach dürfte es sich freilich nur um Verschiedenheiten des Kopfpuzes und anderer neuerer Modestücke handeln, während in den für die Volkskunde ungleich wichtigeren selbstgefertigten Trachtstücken augenscheinlich weitreichende Übereinstimmungen nicht nur zwischen diesen und jenen Kirchspielen, sondern auch den verschiedenen Teilen der Heide bestanden haben. — Eine Erforschung dieser verschiedenen Kirchspielarten (wenn ich so sagen darf), die noch dadurch besonders erschwert ist, daß die Trachten seit Jahrzehnten ausgestorben¹⁾ sind, lag nicht im Plane dieser Arbeit. Was ich biete, ist im wesentlichen und zunächst die Tracht meines Heimatkirchspieles, eine Tracht, die allerdings weit über die Grenzen dieses Kirchspieles hinaus gegolten haben dürfte. Gleichzeitig sollen aber zur Vergleichung wenigstens in dieser und jener Hinsicht die Verhältnisse der entfernteren Heidegenden herangezogen werden.

Der Hanfbau nahm im Nordwesten der Heide immer die erste Stelle ein, auch in späterer Zeit, als der Anbau des Flachses (Land-flaß) etwas eifriger betrieben wurde. Den Frauen genügte aber die Güte des selbstgebauten Flachses nicht immer, und so begaben sie sich gern zum Leinenmarkt nach Lüneburg, wo sie, da das bare Geld knapp war, einige Rollen selbstgefertigten Leinens verkauften und für das Geld ein grotes Sten (20 Pfund) des geschätzten Lüneburger Flachses einhandelten.²⁾ Aus einem Pfund dieses teuren Flachses spannen sie vier Stück Garn; solches Garn wurde nur zu besonders guten Sachen verwebt, in erster Linie zu den für die Brautliste (Brut-list) der Tochter bestimmten. Später, in den sechziger Jahren, führte jeder Landkaufmann den Lüneburger Flaß.

¹⁾ Länger als im Lüneburgischen haben sich die Trachten im Stadischen gehalten und dauern dort teilweise noch jetzt. Daher bedeutet im Stadischen *sit lünborgsch dregen* so viel wie „die Volkstracht ablegen“ („lüneburgisch“ geht hier auf den Regierungsbezirk L.).

²⁾ Heute bringt die Landbevölkerung vielfach Flaß, Hanf und Heede zu den Kaufleuten und tauscht diese Erzeugnisse gegen Maschinengarn um. Stellenweise vermitteln auch die Färber diesen Umtausch.

Der Hanf¹⁾ wurde im Anfang Mai ausgesät. Am Jakobi (25. Juli) wurde er gezogen, mit Strohseilen oder Gräsern in kleine, etwa eine Hand dicke Bunde vereinigt, dann in die Heide gefahren und dort, nachdem die Bunde aufgelöst worden waren, ausgebreitet (sprirt = gespreitet). Etwa 4—5 Wochen lag er in der Heide, den zerfessenden Wirkungen des Regens, der Luft und der Sonne ausgesetzt; wiederholt wurde er in dieser Zeit mit der Giffel (zweizinkigen Gabel) aufgelockert. War er mör (mürbe) oder tieg (aus tidig, d. h. zeitig, reif, fertig zu weiterer Behandlung), so wurde er rüst oder uprüst, d. h. zu Rüsten (mnd. risten Strähnen) aufgenommen: man nahm eine Handvoll Hanf und drehte ihn in der Mitte zweimal übereinander. Die einzelnen Rüsten wurden auf einen Haufen geworfen. Hatte man 20 Rüsten, so band man diese mit der 21. zusammen: diese 21 Rüsten bildeten einen Topp.²⁾ Zuletzt wurde alles auf einen Wagen geladen und nach Hause gefahren.

Am anderen Morgen war in der Regel Brotbacken. Sobald das Brot aus dem Ofen genommen und dieser gefegt und hinreichend abgekühlt war, kroch die Großmagd, gewöhnlich zum Schutz gegen Erstickung einen Eichenbusch im Munde haltend, hinein. Nun wurden die Bündel aufgebunden und ihr, zurzeit etwa sechs, hineingereicht, die sie dicht nebeneinander aufrecht hinstellte. Blieben noch welche übrig, so wurden sie auf die erste Schicht gelegt. Im Ofen blieb der Hanf etwa 24 Stunden liegen. Dann probierte man, ob er zum Braken (Brechen), durch das die holzartigen Teile des Stengels beseitigt werden sollten, gut war. Man nahm einige Halme heraus und zerbrach sie mit der Hand; brach der holzartige Stoff glatt durch, so war der Hanf kroß, und das Braken konnte beginnen. Das Braken erfolgte sofort nach dem

¹⁾ Die hier gegebene Darstellung ist unabhängig von der in Lüneburger Mundart abgefaßten S. Kählers (Dat Flas, Jahrb. 3, 160. 161) entstanden. Kählers Darlegungen betreffen offenbar einen anderen Strich der Heide, vermutlich die Gegend zwischen Lüneburg und Bleckede, auf die sich wenigstens die von ihm an anderer Stelle (Korr. 1, 77) verzeichneten Teile des Spinnrades beziehen, doch fehlt es selbstverständlich nicht an Übereinstimmungen und Berührungen.

²⁾ Vgl. mnd. top „Maß für Flachs, 24 oder 40 Handvoll oder risten“.

Trocknen, da sonst der Hanf von seiner Kroßheit verloren hätte. Die Mägde des Dorfes halfen mit. Sie waren rechtzeitig zur Brakel-köst (Brakfest) angesagt worden („morden wüll we braken“). In ganz alter Zeit begann dieses Dorffest (Fig. 11) erst in der Dämmerung, seit fünfzig Jahren schon am Nachmittag. Die Rüsten wurden von einem Kinde aus dem Backofen genommen und den „Brakern“ zugereicht. Auf jedes Mädchen kamen 2—3 Topp, d. h. 42—63 Rüsten. Man brakte um die Wette. Wer die letzte Rüste gebrakt hatte, wurde „Braut“ und treg (bei der nachfolgenden Bewirtung) dat Bodderfatt vör sit, wie bei der Hochzeit die Braut die Brautbutter. Auch die Söhne und Knechte des Dorfes stellten sich ein und trieben ihren Scherz: gern wurde der Bäuerin in einem unbewachten Augenblick der für die Mädchen bestimmte Pfannkuchen vom Herde weggenommen.

War der Hanf im Backofen getrocknet worden, so sagte man: de Hemp is ut den Backawen brakt. Er wurde nämlich gelegentlich auch ut de Sün (aus der Sonne) brakt, in besonders heißen Sommern; außerdem brakte man stellenweise, z. B. in Hittfeld und Umgegend, von de Flek: der Hanf war dann auf Strahlenleitern (mnd. vlete) ausgebreitet, die auf der einen Seite auf aufgeschütteter Erde, auf der anderen auf Pfählen ruhten und unter denen in einem Graben ein Feuer brannte.

Unter den beim Braken abgefallenen Holzstückchen, der Schär (mnd. scheve), die als Streu oder zum Zudecken der Kartoffeln verwendet wurde, befanden sich nun manche Teile, in denen noch Fasern zu vermuten waren. Auch diese, wennschon kürzeren Fasern wollte man nicht umkommen lassen, und so mußten am Morgen nach dem Brakfest die Mägde des Hauses sie mit der Forke heraussuchen, ein Sprickelfeuer im Backofen anmachen und jene nochmals hineintun. Waren sie hinreichend groß, so wurden sie nochmals gebrakt (na-brakt), diesmal aber nicht mit der hölzernen Brake, sondern mit der eisernen Schrep-brak, sie wurden, wie man auch sagte, schrept. Die hierdurch gewonnenen Fasern ergaben die gewöhnlichste Hebe, die Rüssel-he oder den Rüssel-baß, d. h. Riffelhebe oder Riffelbast; diese wurde späterhin als Einschlag zum gewöhnlichsten Leinen für Säcke oder Schludderbügen benutzt.

War das Braken beendet, so brachte man den gesamten Hanf



Fig. 11. Brateltöst (Fest des Hansbrechens).

(die Rüppelhebe für sich in einem Sack) auf den leer stehenden Kornboden; kleinere Leute, die weniger hatten, legten ihn auch in eine Lade.

Erst nach der Zeit des Kartoffelausstriegens wurde der Hanf — und ebenso der Flachs — wieder hervorgeholt. Hatten beim Braten die Mägde des Dorfes sich gegenseitig ausgeholfen, so fiel



Fig. 12. Am Schwingblock.

die noch übrige Arbeit der Frau mit ihren Mägden und der Häuslingsfrau zu, nötigenfalls wurden Tagelöhnerinnen zu Hilfe genommen. Zuerst wurden sämtliche Rüksten mit der schon erwähnten Schrepbrate bearbeitet. Dann folgte das Schwingen auf dem Schwingblock (Swing-block),¹⁾ der in der Hauptsache die letzten

¹⁾ In Fintel Swing-block, Niederf. 10, 217.

holzigen Bestandteile entfernte. Dieser bestand aus einem mit einer Art Fußbank verbundenen Brett, das oben in einen Pferdekopf auslief (Fig. 12). Unter dem von der Arbeitenden abgewandten Pferdekopf sprang ein eiserner Zahn vor. Über diesen legte die linke Hand die Strähnen, die rechte „schwang“ ein dünnes, auf



Fig. 13. Hechel und Hechelstuhl.

beiden Seiten scharfes Brett (de Ewing') und hieb immer in gleicher Entfernung vom rechten Ohr des Pferdekopfes auf den Hanf ein. Die Schwinghede (Ewingel-he) fand dieselbe Verwendung wie die erwähnte Rüppel-he; teilweise bekamen sie auch der Seiler und der Sattler, dieser zum Polstern.¹⁾ Schließlich

¹⁾ Jahrb. 3, 160.

wurde der Hanf durch die Hechel gezogen (Fig. 13), wodurch die letzten kurzen Fasern und die etwaigen Holzreste beseitigt wurden. Die Hechel (Hekel) war ein mit grünen Blättern und roten Blumen bemaltes Brett, in dessen Mitte sich ein Kasten mit den Hekeltinnen, den Hechelzinken, befand. Gewöhnlich wurde ein älterer Stuhl umgekippt (Hekel-stuhl) und die Hechel zwischen seinen beiden oberen Beinen befestigt. Bei jeder Rüste wurde der erste Abfall nach rechts, der spätere als bessere Hebe nach links geworfen.¹⁾ Jener diente später als Aufzug zu den Säcken und Schludderbürgen, zu denen die Rüppel- und Schwingelhebe den Einschlag lieferten. Dieser ergab den Aufzug zu weichen Bettlaken, zu denen als Einschlag die beste Flachshebe Verwendung fand (hemphirn, d. h. hanfhebener, Uptoch un flashhirn Inslag dat gift de besten Bettlaken).

Nach dem Hecheln nahm man je 5—6 Rüsten zusammen, flocht sie in ein zopfähnliches Bündel, den Knucken, und legte dieses in einen Sack, um es später zu verspinnen. Jeder Knocke enthielt so viel Hanf, wie nachher in den Roden (Wucken) kam.²⁾ Aus dem Knocken wurde der Roden folgendermaßen hergestellt. Sobald die Magd ihren Wocken aufgesponnen und einen neuen Knocken von der Bauerfrau erhalten hatte, band sie die herabhängenden Bänder der blauleinernen Schürze nach vorne zu und befestigte sämtliche 5—6 Rüsten mit dem einen Ende an ihrer linken Seite. Die Enden wurden fest um das Band herumgewickelt, und die Rüsten baumelten dort so lange, bis jede nach vorne — vor die Magengegend — geschoben wurde, um „gebreitet“ (briert) zu werden. Jede Rüste wurde nämlich fächerförmig ausgebreitet: bald hielt die linke Hand die Rüste, und die rechte breitete, bald umgekehrt. War der Hanf gebreitet, so handelte es sich darum, die unter dem Schürzenband festgeklemmten Enden „auszupulen“ und langzuziehen.

¹⁾ Jede Bäuerin pflegte die Hanshebe in drei Säcken aufzubewahren, in dem einen die Rüppel- und Schwingelhebe, im zweiten die schlechtere, im dritten die bessere Hechelhebe.

²⁾ Bei der Hebe sprach man nicht von Knocken; die einzelnen zusammengewickelten Enden hießen vielmehr Wöken (Klumpen, Haufen, vgl. Ten Doornstaat I 323). Die Hebe wurde ebenfalls zum Roden gebreitet, nur sah dieser weniger schön aus als die Flachs- und Hanfrodten, weil die Hebe zu kurz war.

Damit hierbei der Wocken nicht gezerrt wurde, schob man den Hanf rechts und links unter die Lenden. Die von dem Schürzenband losgelösten Enden legte sich nun die Magd ganz an die Brust hinauf und zupfte sie „schön klar“, während sie den Hanf mit dem gefenkten Rinn (mit 'n Bort) festhielt. Diese ausgezupften, unter dem Rinn liegenden Enden wurden die Krone des Wockens. Die unteren, in der Kniegegend liegenden rauhen Enden bog man ein wenig um, so daß sie hernach beim Wickeln nach innen kamen und nicht zu sehen waren; dann sah der Hanf unten am Wockenstock stuw (stumpf) aus, und es stuwten Wocken intobriern war der Stolz der Spinnerin. War der Hanf mit dem Wockenstock aufgewickelt, so wurde der unwickelte Stock vermittelst des Stickens, in den er unten auslief, in den Arm des Spinnrades gesteckt und dann das „große“ Wocken-blatt mit einem roten wollenen oder baumwollenen Band herumgebunden, schließlich um den Hals, über den die schön gezupfte Spitze noch fingerlang hinausfah, das „kleine“ Wocken-blatt befestigt. Die Wockenblätter bestanden meistens aus Pappe und waren mit bunt bedrucktem Papier betlebt. Auf dem großen Wockenblatte las man in goldenen Buchstaben einen Spruch, wie:

Wult du nich spinnen,
Kriegst du ten Linnen,

oder:

O holdes Mädchen mit dem Rädchen,
Spinn um uns das Liebesfädchen!

Über die Bearbeitung des Flachses können wir uns kurz fassen. Er wurde etwa in der Mitte des Mai gesät, einmal gegätet und etwa gleichzeitig mit dem Hanf aufgezogen. Etwa zwei Hände voll Flachs wurde immer mit einem Strohseil zu einer kleinen Garbe zusammengebunden. Dann lag der Flachs ebenso wie der Hanf 4—5 Wochen ausgebreitet (sprirt) in der Heide,¹⁾ hierauf harkte man ihn zu kleinen, etwa sechs Rüsten fassenden Bündeln

¹⁾ Seltener ließ man ihn vorher in einer Vertiefung mit stehendem Wasser (einem Söll) faulen (röten); in diesem Falle lag er eine erheblich längere Zeit, etwa acht Tage, in der Heide. Für die Dauer des Rötens galt der Satz: Je finer dat Flas is, desto länger mut't röten (Jahrb. 3, 160).

auf. Schließlich band man ihn wieder zu kleinen Garben und fuhr ihn so zum Bauerhause. Die weitere Behandlung (das Trocknen im Backofen, das Braten¹⁾ usw.) entsprach der des Hanfes. Sollte Samen „aufgenommen“ werden (Lin-saat upnehmen),²⁾ so wurde der Flachs in der Heide nicht gespreitet, sondern zur Schonung der Samenkapseln lose an Staken in Reihen aufgestellt; dann fuhr man ihn in Bündeln nach Hause und schlug ihn bundweise auf dem Ausschlagebock aus.³⁾ Daran schloß sich dann das Trocknen der Bündel im Ofen.

Nach dem Hecheln waren Hanf und Flachs genügend gereinigt, so daß nunmehr das Spinnen seinen Anfang nehmen konnte. Doch bevor wir zum Spinnrade übergehen, ist über die Bearbeitung der Wolle bis zur Spinnfertigkeit zu sprechen. Hierbei kommt zunächst der Färbetopf in Betracht. Dieser, dessen jede Frau zum Blaufärben der Wolle⁴⁾ bedurfte und der warm stehen mußte, wurde mit Vorliebe in einer Ecke des Schafstalles inmitten des heißen Schafmistes eingegraben; andere stellten ihn auf den warmen Herd oder auch in warmes Wasser. Der Topf war mit Harn gefüllt; dieser gab die nötige Beize zur Färbung der Wolle. Gewöhnlich jeden zweiten Tag wurde frische Wolle hineingelegt; oben auf der Wolle lag, in ein Lämpchen gebunden, ein Lot Indigo. Das Vollharnen des Topfes besorgten die Kinder, außer bei Erkältungen, denn dann nahm die Wolle die Farbe nicht so gut an.

¹⁾ Stellenweise kam der Flachs nach dem Trocknen im Backofen auf den Boden, und das Braten folgte erst im Herbst (Jahrb. 3, 160). Dem Braten ging in manchen Dörfern noch ein Balen voran: der Flachs wurde mit einem „schweren, fast quadratischen, tief in der Sohle eingelerbten Buchenbrett“, an dem ein Stiel saß, geklopft (vgl. Jahrb. 3, 157 u. 160 und mnd. bolen klopfen).

²⁾ Hanfsamen wurde gewöhnlich gekauft; sollte er aufgenommen werden, so wurde der Hanf richtig gedroschen.

³⁾ In anderen Gegenden der Heide wurden gleich nach dem Ziehen die Samenkapseln mit einem besonderen Instrument, der Riffel, abgestreift, der Flachs wurde, wie man sagte, rept. De Knutten ward den up Beddlatens ader up Knuttendelen dröght, näher dröfcht un rain makt, entwerre up'n Stövmoel' ader dat ward sicht mit'n Linsew (H. Köhler, Jahrb. 3, 160).

⁴⁾ Das Färben der Wolle war durchaus die Regel, denn das Färben des Wollgarns ergab leicht ein ungleiches, streifiges Blau.

Die herausgenommene Wolle wurde in lauwarmem Wasser so lange gespült, bis das abfließende Wasser klar war, dann in einen nicht mehr gebrauchten Kartoffelkorb gelegt und zum Trocknen hinausgehängt.

Die Wolle, sowohl die gefärbte wie die nicht gefärbte, wurde von den Kindern gezupft, dann folgte das Krazen (Kraffen). Die



Fig. 14. Wolletrazen.

hierzu dienenden Krazen (de Kraffen) waren zwei Bretter, auf deren Innenseite ein Lederblättchen mit vielen gebogenen Haken genagelt war. Zurzeit (Fig. 14) legte man etwa eine Handvoll Wolle (das nannte man en Kraffen) dazwischen und strich, indem man jedes Brett an seinem Handgriff hielt, mit dem oberen so lange über das untere, bis die Wolle keine Dutten (Klumpchen)

mehr hatte und etwa wie Watte ausah. 10—12 solcher Teile ergaben ein Lopp.¹⁾ Jedes Lopp wurde, indem man die Spitzen der Krassen zusammennahm, zu einem losen Knäuel gedreht und die einzelnen Lopp in einem Korb oder Beutel aufgestapelt. Im Winter machte man die Lopp wieder auf, und es fand ein nochmaliges Krassen statt. Dann wurde die Wolle von der Großmutter und der Frau, wie sie Zeit hatten, gesponnen. Diejenige Wolle,



Fig. 15. Dublieren des Wollgarns zum Verstricken.

die nicht verwebt, sondern verstrickt werden sollte, zwirnte man zusammen (tohöptwirnen), indem das Garn zwei- oder dreifädig zusammengespuht (dubliert, drilliert) wurde. Zum Zusammenzwirnen diente ein Spulrad,²⁾ das aber umgekehrt (verwint, vgl.

¹⁾ Auf dem Tod, der Gegend um Tostedt, Dohren, Wistedt, Langeloh, Otter und Welle (up dem Todte in Grimms Weist. III S. 222, v. 3. 1534), wurden die Krassen zu einem Wrümpel (vgl. ostfr. wrümpeln wickeln, winden) zusammengedreht.

²⁾ Als Spulrad benutzte man ein älteres Spinnrad, von dem der Arm mit Wockenstock und Wocken entfernt war.

mund. vorwenden umkehren) getreten werden mußte, und der für 2—4 Spulen eingerichtete Spölen-blud¹⁾ (Fig. 15). Dann haspelte man die zusammengezwirnte Wolle spulenweise ab, und das Stricken konnte beginnen.

Das Strumpffstricken war im Nordwesten mehr Sache der Mannsleute: der Kuhhirte und der Schäfer hinter der Herde, die Knechte in der Spinnstube, der Altenteiler auf dem Sorgenstuhl und der Bauer auf der Ruhebank beim Ofen, sie alle mußten für den Bedarf des Hauses²⁾ Hasen knütten (mund. hase, hose = Bekleidung der Beine und der Füße, besonders Strumpf, knütten = knüpfen, stricken). Weiter südwärts, in der Gegend von Soltau und Schneverdingen, wurde durchgehends von Männern und Frauen gestrickt und in erster Linie zum Verkauf; es galt eben, den größeren Wollreichtum auszunutzen.³⁾ Das große Mittelstück der Frauen- und der besseren Männerstrümpfe bestand aus blau gefärbtem Wollgarn, die oberen Reihen (dat Ringels, auch dat Windringels = gewundene R.) dagegen nur aus weißem Garn (vgl. den Strumpf S. 62, Fig. 5); auch für das Zeheneude (de Tön, die Zehen) wurde weißes Garn benutzt; vermutlich betrachtete man dieses für die nicht sichtbaren Teile als ausreichend. Die Alltagsstrümpfe der Männer dagegen pflegten aus ungefärbtem Garn gestrickt zu werden oder auch aus einem Garn, das aus zusammengekratteter weißer und schwarzer Wolle gewonnen war. Verschiedene Strümpfe für die verschiedenen Jahreszeiten kannte man überhaupt nicht. Später wurden die Strümpfe der Männer oft — entweder ganz oder ihr Mittelstück — aus zusammengezwirntem weißen und blauen, auch schwarzen und weißen Garn hergestellt, bei den Frauenstrümpfen kam neben schlichtem blauen auch schlichtes schwarzes Garn, das mit der sogenannten swatten Pichfarw' (Pechfarbe) gefärbt war, in Gebrauch.

¹⁾ Er fand außerdem noch beim Zusammenzwirnen von Leinendraht für Tischtücher Verwendung.

²⁾ Die Knechte strickten also auch für die Mädchen; diese flickten dafür das Zeug jener und nähten ihnen vielleicht einmal ein Hemd.

³⁾ Vgl. den Strumpfhändler aus der Lüneburger Heide bei Suhr (Ausruf, Taf. 11), dessen Ausruf lautete: Hasen, tweern (zwirnene) Hasen. Vielfach wurde auch das Wollgarn verkauft und besonders nach England ausgeführt (Suhr, a. a. O. S. 13, 14).

So wenig geübt das Heidemädchen durchschnittlich mit der Nadel war, so geschickt verstand es mit Spinnrad und Webstuhl umzugehen. In der Heide wurde jenes bekannte Spinnrad ge-



Fig. 16. Das Spinnrad.

a. Bod. b. Schraube. c. Köpf. d. Spinnstapel, zwischen denen die Spinn (Spindel) läuft. e. Flucht. f. Arm. g. Wadenstock. h. Waden. i. Fächer oder Knecht. k. Länge. l. Randstapel, zwischen denen das Rad läuft. m. Tre (Tretvorrichtung).

braucht, bei dem Spindel und Waden sich links vom Rade befanden; das handlichere Bodrad benutzten vorzugsweise die Frauen nichtbäuerlichen Standes. Wenn im Herbst die Hutearbeit to

Schick un dat Spinnelwerk (d. h. das Material zum Spinnen, also Hanf und Flachs) rein wär, dann wurden die Spinnräder (Spinn-roe) vom Boden geholt, gereinigt, geölt — und nun ging das Spinnen los. Gewöhnlich wurde es von den Mägden mit der freudig begrüßten Spinnarbeit so gehalten: Wo ihrer zwei waren, durfte die eine, wenn sie gemolken und gefüttert hatte, sik schier maken (d. h. ihr Stallzeug ausziehen und sik de Mäs upsetten, worunter das Haarmachen mit begriffen war) und sich zum Spinnen in die Stube setzen, während die andere die Hausarbeit besorgte. Die Magd, die gleich früh zu spinnen begann und nur des Mittags und des Abends beim Vieh mithalf, mußte an jedem Tage ein „Stück“ spinnen, was vielleicht bis 10 Uhr abends dauerte; nachmittags nach dem Aufwaschen kam auch die andere Magd mit dem Spinnrad herein. Nachts hatten die Räder, auch das der Frau, ihren Platz auf dem Fleck.

Das Spinnrad¹⁾ (Fig. 16) wurde gewöhnlich vom Drechsler aus Eschen- oder Erlenholz hergestellt. Zu ihm gehört einmal der dreibeinige Bock (Buck). In dem schräg aufwärts laufenden viereckigen Holzstück, das auf den drei Beinen befestigt ist und gleichsam den Rücken des Bockes²⁾ bildet, sitzt eine Schraube (Schruw), deren gewundener Teil in dem Holzstück lagert, während der Handgriff links³⁾ hervorragt. Auf dem erwähnten Schrägholze befindet sich nun ziemlich links ein abgerundeter kleiner Klotz, dat Höft.⁴⁾ Durch den in das Schrägholz eingelassenen Zapfen dieses Klozes geht der gewundene Teil der Schraube, so daß der Klotz der Schrägung folgend höher oder tiefer gestellt werden kann. Auf dem Klotz ist nun vermittelt desselben Zapfens eine Leiste angebracht, in der die Spill-stipels stecken, die beiden aufrecht stehenden

¹⁾ Das im folgenden beschriebene Rad war wenigstens in den bäuerlichen Kreisen der mir bekannten Gegenden das vorherrschende oder ausschließlich gebrauchte. Über andere Spinnräder Nordhannovers und der unteren Weser vgl. Niederf. 8, 48 u. 127.

²⁾ Daß dieses Holz als zum Bock gehörig betrachtet wird, zeigt sich auch darin, daß ein Rad, bei dem die im folgenden genannte Schraube verfaßt, als „bocklahm“ bezeichnet wird.

³⁾ Von der Spinnerin aus gerechnet.

⁴⁾ Vermutlich = mnd. horet, höft = Haupt, mit Bezug darauf, daß der Klotz wie ein Kopf auf dem Schrägholz sitzt.

Hölzer,¹⁾ zwischen denen die Spill, die Spindel, läuft. Über die Spindel wird die Spule (Spol) geschoben und diese hinten mit der Rolle (Rull) festgeschroben.²⁾ Da nun die Schnur (Snur, bei Lüneburg Snor) über Spule, Spindel und Rad läuft, so ergibt sich, daß die oben erwähnte Schraube, indem sie den Kloss höher oder tiefer schraubt, gleichzeitig Spule und Rolle dem Rade ferner oder näher bringt und dadurch imstande ist, der Schnur verschiedene Spannung zu geben. Der gabelförmige hölzerne Teil der Spindel, an dem die Haken sitzen, heißt die Flucht (mnd. vlucht), d. h. Flügel, hat also vom Herumfliegen seinen Namen.

Links (zwischen der Schraube und dem Kloss) steckt der Arm, der den Wockenstock mit dem Wocken trägt und an dem häufig ein Gläschen mit Öl zum Schmieren des Rades hängt. Der ausgezogene Faden läuft durch das vorne in der Spindel befindliche Loch (Düll = Tülle) über die Haken der Flucht und windet sich dann um die Spule. Am den untersten Teil des Wockenstockes liegt ein mit Wasser gefülltes Blechnäpfschen (dat Stipp-dings), zum Anfeuchten der Finger dienend, wozu aber in der alten Zeit gewöhnlich die Zunge benützt wurde.

An das Verbindungsholz der beiden vorderen Bockbeine ist die Tretvorrichtung (Tred, Tre, d. h. Tritt) befestigt. Die beim Treten auf und nieder gehende und mit dem oberen Ende um sich schlagende Stange heißt der Fechter, bei Lüneburg³⁾ der Knecht, wobei an den um sich hauenden Kriegsknecht zu denken ist. Die vom Fechter gedrehte und ihrerseits das Rad⁴⁾ drehende Welle wird von zwei Holzpflocken (Lünzen, bei Lüneburg Lönzen, Lönfen) in ihrer Lage festgehalten. Die Welle ruht in den so-

¹⁾ Zu Stipels vgl. ostfr. stipe, stip = Pfeiler, Stütze (Ten Doorn-taat III 320).

²⁾ Daher heißt die Rolle zwischen Lüneburg und Bleckede geradezu Schruw (Korr. I, 77). — Bemerkenswert ist ferner die in dieser Gegend, aber auch im Nordwesten begegnende Bezeichnung Bär-tüg, der Gesamtausdruck für die Stipels, die Spindel und alles, was auf dieser ist; das Wort meint die Stücke, die „voraus“ stehen, der Spinnerin am nächsten sind.

³⁾ Korr. I, 77.

⁴⁾ Bei Lüneburg de Drift (Treibung, das Getriebene) genannt, Korr. I, 77.

genannten Rand-stipels,¹⁾ die ihrerseits in dem mehrfach erwähnten Schrägholz befestigt sind.

Von der Spule wurde das Garn abgehaspelt. Die Linke hielt die auf einen Spolen-sticken gesteckte Spule, während die Rechte die oder, wie man in der Heide sagt, „den“ Haspel drehte (Fig. 17).



Fig. 17. Abhaspeln des Garns.

Die Querhölzer der Haspelspeichen, über die sich das Garn wand, hießen de Kruet, eigentlich „die Krücke“.²⁾ Das bei einer Um-

¹⁾ Der Name stammt wohl daher, daß die beiden Stützen von den Rändern des Bodens auslaufen.

²⁾ Vermutlich galt die Bezeichnung Kruet ursprünglich jedem Querholz einschließlich der zugehörigen Speiche.

drehung sich aufwindende Garn war ein Faden. 90 Fäden ergaben ein Bind; die Haspel war nun so eingerichtet, daß nach der 90. Umdrehung der mit den Kammrädern verbundene Hammer niederfiel und so jedes abgehaspelte Bind ankündigte. Das Bind wurde mit einem Bande, dem aus dem letzten Rest des Wockens gesponnenen Fisselband,¹⁾ zusammengebunden, woraus sich auch der Name (= das Gebinde) erklärt. Abgenommen wurde das Garn aber erst, wenn ein Stück auf der Haspel saß. Zu einem Stück gehörten zehn, in anderen Gegenden der Heide zwölf Bind.²⁾ Auf die Spule gingen bei feinem Garn sechs und mehr Bind, bei stärkerem entsprechend weniger, vielleicht drei bis vier. Da, wie schon erwähnt, die tägliche Arbeitsleistung ein Stück war, so ergibt sich leicht, daß die Spinnerin täglich etwa zwei Spulen voll spann. Der eigentliche Zeitpunkt des Haspelns war der Sonnabendabend; einen Teil der Arbeit erledigten die Hausfrau oder die Altenteiler schon in der Woche, weil sonst die Spulen nicht reichten.

War in allen Häusern das Spinnen ordentlich im Gange, so begann das Utgahn, das Ausgehen mit dem Spinnrade (se gängen mit 'n Rad ut). Ein kleines Dorf bildete eine einzige Spinnstube, ein einziges Gelach (= Gelage) oder Spinn-gelach, in einem größeren taten sich die Mägde zu mehreren „Gelachen“ zusammen: so spannen vielleicht die des oberen und die des unteren Dorfes (de ut den Bawendörp und de ut den Nerdendörp) zusammen, natürlich jede Magd für ihre Frau. Zwischen ein und zwei Uhr nachmittags sah man die Mädchen, das Rad hoch im Arm, nach dem Hause eilen, dor von Dag' (heute) de Reg (Reihe) an wär. „Goden Dag, nu kriegt Ji Spinners“, so sagten sie bescheiden zu der fremden Hausfrau. „Ja, gaht man sitten!“ Sie setzten sich in eine Reihe, doch so, daß sie sich beim Spinnen durch den Zug der „wehenden“ Räder nicht belästigten. Ein stattlicher Anblick diese Schar munterer, schierer Spinnerinnen. Wie flogen die Hände, zumal wenn es mit der Nachbarin um die Wette ging,

¹⁾ Wohl von mnd. vese (Fasen, Fädchen), also Band aus den letzten Fäserchen, wie mnd. vese-laten ein Laten von Wollabfall bedeutet.

²⁾ Diese Zahlen beziehen sich auf Flachß- und Hanfgarn. Bei der Flachß- und Hanfbede rechnete man nur acht (bei der Ruppelbede sogar nur sechs Bind) auf ein Stück.

wetken toirst en Dewerspinners kriegt (wer zuerst einmal über die Spule spinnt)! Ein reger Eifer belebte sie alle, mochten sie wohlhabend oder arm sein; die Töchter waren eben damals auch nichts weiter als Dienstmädchen. Die Bauerfrauen waren mit dieser Verschmelzung von Arbeit und Geselligkeit gern einverstanden: in Gesellschaft wurde mehr beschickt, und da das Geläch umging, kam jedes Haus vielleicht alle 8—14 Tage einmal an die Reihe, während die Frauen sämtliche übrigen Tage Ruhe hatten. Umstände wurden nicht gemacht: um drei Uhr kam der große blecherne Kaffeetopf auf den Tisch, dazu Milch, Grobbrot und Butter, Zucker gab es nicht; alles so, wie die Mädchen es zu Hause bekamen. Sie trugen eine reine Schürze, eine bessere Haube, Rock und Jacke aus Beiderwand, ein Halstuch und hölzerne Pantoffeln, die während des Spinnens neben dem Rade standen. Um fünf Uhr ging es nach Hause; man nahm das Kleid auf (dazu dienten die beiden unteren Schürzenbänder, die Drs-bann') und fütterte. Nachdem zu Hause gegessen worden war, wurde die Spinnstube wieder aufgesucht. Bald stellte sich denn auch die männliche Jugend des Dorfes ein, die, da die Reihenfolge feststand, natürlich stets wußte, wenem (wo) von Dag' de Dirns wären. Gewöhnlich nahmen sie, die kurze Pfeife rauchend, hinter den spinnenden Mädchen auf der Bank Platz. Die Eltern gingen abends gewöhnlich zur „Freundschaft“ und überließen die junge Welt sich selbst: we hebt hüt dat Geläch. In der Spinnstube wurde geplaudert und gescherzt, und während die Räder schnurrten, erklangen die Lieder. Da sang man:

Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und pflücken mir die Röslein ab,
Woran ich meine, so ganz alleine, woran ich meine Freude hab'!

Da sang man von dem Fähnrich, der sich in ein Mädchen verliebt hatte, „eine Hübsche, eine Feine“, von dem Mädchen, das dem fernen Schatz die Treue bewahren will:

Im Rosengarten
Will ich Deiner warten
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee.

Ein anderes Liebeslied hob mit dem Ruhm des alten Köln an:

Köln am Rhein, Du schönes Städtchen,
Köln am Rhein, Du schöne Stadt,
Und darinnen muß ich lassen
Meinen herzallerliebsten Schatz.

Auf die Frage der Schlußstrophe:

Wer hat denn dieses Lied gesungen,
Wer hat denn dieses Lied erdacht?

lautete in der Heide die Antwort:

Es haben gesungen zwei — Schäferjungen
Zu Köln am Rhein beim Mondenschein.

Während diese Lieder noch heute auf dem flachen Lande und beim Heere gesungen werden, sind die sieben folgenden Spiunlieder so gut wie vergessen.

1. Ein¹⁾ hübsches Mädchen, jung und zart,
Von Jugend fromm und schön,
Darinnen verliebt' sich ein Reiter,
Der Reiter der mußte gleich weiter,
Ruht' in den Krieg einziehen.
2. Ach Schönster, mußt du fort von hier,
In die weite Welt hinein?
Aber dann trifft mich das Leiden,
Daß wir uns müssen scheiden,
Müssen auseinander gehn.
3. Dies ist der letzte Abschiedsruß,
Die Trennung fällt mir schwer,
Feinsliebchen, wir müssen auseinander,
Wer weiß, wie lang' ich muß wandern
In fremdem Land umher!



1. Stand ich am ei-fern Bit-ter In der stil-len Ein-fam-keit,
Klag-te laut und wein-te bit-ter, Klag-te Gott mein Her-ze-leid.

¹⁾ Nach der Weise: „Schier dreißig Jahre bist du alt.“

2. O, wie bin ich so verlassen
Auf der Welt von jedermann!
Feind' und Freunde tun mich hassen,
Keiner nimmt sich meiner an.
3. Einen Vater, den ich hatte,
Den ich oftmals Vater nann',
Eine Mutter, die mich liebte,
Die hat mir der Tod entwandt.
4. Beide sind für mich verloren,
Beide sind für mich dahin.
O, wär' ich doch nicht geboren,
Weil ich so unglücklich bin!
5. Treuster Jüngling, meinst Du's redlich
Oder liebst Du nur aus Scherz?
O bedenk, es ist gefährlich
Für ein junges Mädchenherz.
6. Treuster Jüngling, nimm zum Pfande
Dieses blondgelockte Haar
Mit dem roten seidnen Bande,
Das auf meinem Busen war!
7. Und wenn ich dann sterben sollte
Und getrennt von Dir sollt' sein,
So pflanz denn auf meinem Grabe
Schönste Blum' Vergißnichtmein!



1. Mü - de kehrt ein Wan - de - rer zu - rückt Nach der Hei - mat, sei - ner
Lie - be Glüd, Doch be - vor er kehrt ins Lieb - chens Haus, Kauft er
ihr den schön - sten Blu - men - strauß.

2. Und die Gärtnersfran, so hold, so bleich,
Führt ihn zu ihrem Gärtchen gleich,
Und bei jeder Rose, die sie bricht,
Rollten Tränen ihr vom Angesicht.

3. Warum weinst Du, holde Gärtnersfrau,
Weinst Du um das Veilchen himmelblau,
Um die Rose, die Dein Finger bricht?
Nein, um das alles wein ich nicht.
4. Ich weine nur um den Geliebten mein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Der mir ewige Treu geschworen hat,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.
5. Ich, Dein Geliebter, kehre nun zurück,
Ich blieb Dir treu und hoffte Liebesglück.
Warum warst Du untreu in der Zeit?
Warum brachst Du den geschwornen Eid?
6. Treue Liebe hast Du nicht gehegt,
Aber Blumen hast Du mir gepflegt,
Darum gieb mir, holde Gärtnersfrau,
Einen Strauß von Deinen Veilchen blau!
7. Mit dem Blumensträußchen in der Hand
Will ich wandern durch das ganze Land,
Bis der Tod die müden Augen bricht —
Leb wohl, leb wohl, vergiß mein nicht!

1. Es¹⁾ war einmal ein roter Husar,
Der liebt' sein Mäd'el ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.
2. Als der Husar in fremde Land,
Da wurde sein Feinsliebchen krank,
Sie wurde krank und noch viel mehr,
Die Krankheit nahm kein Ende mehr.
3. Als der Husar die Botschaft kriegt,
Daß sein' Allerliebste im Sterben liegt,
Da nahm er gleich sein Hab und Gut
Und eilt' nach seiner Allerliebsten zu.
4. Begrüßt seist Du, Feinsliebelein,
Was liegst Du hier im Bett allein?
Begrüßet seist Du, roter Husar,
Komm, geh mit mir ins kühle Grab!

¹⁾ Nach der Weise: „O Tannebaum, o Tannebaum.“

5. Er nahm sie sanft in seine Arm',
Sie wurde kalt und nicht mehr warm.
Ach Mutter, entzünd geschwind ein Licht,
Feinsliebchen stirbt, ich seh es nicht.
6. Wo kriegen wir die Träger her?
Zwölf Bauerstnecht die sein zu schwer,
Zwölf rote Husaren die müssen es sein,
Die tragen mein Feinsliebelein.
7. Nun hab ich getragen ein rotes Kleid,
Jetzt muß ich tragen ein schwarzes Kleid.
Ein schwarzes Kleid sechs, sieben Jahr,
Bis daß das Kleid zerrissen war.¹⁾

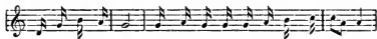
1. Hein - rich, Dei - ne Lie - be Ist ja ganz um - sonst, Du gönnst an - dern
Mäd - chen Ganz ja Dei - ne Gunst. Deine Falschheit die ken - ne ich so sehr,
An - dre Mäd - chen die lie - best Du viel mehr.

2. Du liebst sie bald hier und liebest sie bald dorten,
Falsche Briefe schiebst Du mir durch die Boten.
Deine Falschheit die kenne ich so sehr,
Andre Mädchen die liebest Du viel mehr.
3. Denn es braucht sich ja kein Gärtner zu bemühen,
Solches Unkraut das findet man schon blühen,
Solches Unkraut das wächst ja gar bald,
Es mag warm sein oder es sei kalt.
4. Denn es giebt ja keine Rose ohne Dorn,
Und es giebt auch keine Liebe ohne Sorgen,
Denn wo zwei oder drei Verliebte sein,
Da muß der eine gewiß betrogen sein.

¹⁾ Die beiden letzten Zeilen scheinen unrichtig überliefert.



1. Hei - rich schlief bei sei - ner Neu - ver - mähl - ten, Ei - ner rei - chen



Er - bin an dem Rhein. Schlangen - biß - se, die den Fal - schen quäl - ten,

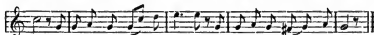


Lief - sen ihn nicht ru - big schla - fen ein.

2. Zwölfe schlug's, da drang durch die Gardinen
Plötzlich eine kalte, weiße Hand.
Was erblickt er? Seine Wilhelminen,
Die im Sterbepflege vor ihm stand.
3. Zittere nicht, sprach sie mit leiser Stimme,
O Du mein Geliebter, zittere nicht!
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.
4. Warum traut' ich Schwache Deinen Schwüren,
Die mir einst Dein falsches Herze gab?
Warum ließ ich mich durch Worte rühren,
Die nur Deine Heuchelei mir gab?
5. Unglück hatte zwar mein junges Leben
Bis zum Tode völlig abgekürzt,
Tugend hat mir Kraft genug gegeben,
Dah' ich nicht zur Hölle bin gestürzt.
6. Weine nicht, denn eine Welt wie diese
Ist der Tränen, die Du weinst, nicht wert —
Lebe wohl und sei getreu dem Mädchen,
Das Du Dir zur Gattin hast erwählt!
7. Lebe glücklich und vergnügt auf Erden,
Bis die Seele vor dem Throne steht,
Wo Du einstens Rechenschaft mußt geben
Von dem Mädchen, das Du hast verschmäht!



1. Ma - rie - chen saß einsam am Strande, Im Gar - ten lag schlummernd ihr



Kind. Um ih - res schwarzbraunen Lo - cken Weht' lei - se der A - bend - wind.

2. Sie saß so trüb und so traurig,
So hold, so geisterbleich,
Und dunkle Wolken zogen,
Und Wellen schlug der Teich.
3. Der Geier flog über die Berge,
Die Löwen ziehn stolz einher,
Das düstre Gesträuche rauschet,
Es fallen die Tropfen schwer.
4. Und von Mariechens Wangen
Die heiße Träne rinnt,
Und schluchzend in ihren Armen
Hält sie ihr schlummernd Kind.
5. Dein Vater lebt herrlich in Freuden,
Gott laß es ihm wohl ergehn!
Er gedenkt nicht an uns beiden,
Will mich und Dich nicht sehn.
6. Drum stürzen wir beid' uns hinab
In die dunkle Tiefe des Sees —
Da find wir beide geborgen
Vor Kummer, Angst und Weh.
7. Da öffnet das Kindlein die Augen,
Schaut fröhlich auf und lacht,
Die Mutter die drückt es vor Freuden
An ihre Brust und sagt:
8. Nein nein, wir wollen leben,
Wir beide, Du und ich:
Deinem Vater sei's vergeben,
Wie glücklich machst Du mich!

Die unglückliche Liebe, die Falschheit und Untreue, das Scheiden und Meiden war vorwiegend der Inhalt dieser Lieder, und auch aus ihren Weisen klingt der dem norddeutschen Wesen so ver-

traute schwermütige Ernst. Die Vermittler dieser Poesie waren neben dem wandernden Handwerksburschen der guten, alten Zeit der gebiente Soldat und der Leierkastenmann (de Kirdel mit 'n Dudelkassen), der zur Drehorgel sang und die Texte verkaufte.¹⁾

So floß unter Sang und Scherz die Arbeit der Spinnstube munter fort. Dem Mädchen wurde vom Burschen der Faden abgeriffen oder der Wocken weggenommen. Man gab Rätsel auf, darunter freilich auch jene zweideutigen, bei denen die Mädchen erröteten und für die der unschuldig dareinschauende Bursche eine harmlose Lösung in Bereitschaft hielt. Da wurde auch wohl zwischendurch ein Tänzchen gemacht, die Tagesneuigkeiten durchgenommen, Spulgeschichten erzählt und Dorfreime gemacht oder weiter gegeben; diese Reime, die man übrigens ähnlich auch in den Städten auf die lieben Mitbürger dichtete, zählten die einzelnen Dorfbewohner auf und charakterisierten sie mit mehr oder weniger Wiß und Laune, z. B.:²⁾

Rehmens oewern Wegen (jenseits der Wege),
Sittens mit ehr'n Sar (Dachshund) danewen,
Pets mit de velen jungen Kinner,
Sennings mit de velen jungen Kinner.

Dem bisher gezeichneten, im ganzen schönen und anmutenden Bilde der Spinnstube fehlen nun aber auch die unschönen Züge nicht. So war es stellenweise geradezu Sitte, daß, sobald im Laufe des Abends die Mädchen aufstanden, um sich einmal im Freien zu ergehen, von einem Burschen das Licht auf dem Flett ausgelöscht wurde; ein wüstes Geschrei erfüllte das Haus, und allerlei Ausschreitungen folgten.

Am Sonnabend war aus Achtung vor dem Feiertag keine Spiunstube,³⁾ die Mädchen gingen aber am Nachmittage einzeln mit dem Rade hierhin und dorthin, vielleicht zur Häuslingsfrau oder zu den im Dorfe wohnenden Eltern. Von Zeit zu Zeit er-

¹⁾ Die truppenweise herumziehenden fremden Musikanten, gewöhnlich de Prager genannt, spielten nur auf.

²⁾ Als Probe aus einem Dorfreim, der 1847 in Buchholz lebte (mitgeteilt in den Harburger Anz. 4. 1. 1904).

³⁾ Offenbar eine weitverbreitete Sitte; selbst im Elsaß fiel an diesem Tage die „Maistube“ (Mädchenstube) aus.

hielten sie auch Erlaubnis, nach einem Nachbardorf auf Besuch zu gehen und dort zugleich den Sonntag zu verbringen. Zu diesem Zwecke breiteten sie sich einen besonders großen Woden ein, um damit zu reichen, und nahmen auch mehrere Spulen mit. Frohlockend lehrten sie dann am Sonntag Abend zur Bauerfrau zurück: So vel hew ik spinnen! Am Sonnabend Abend wurde gewöhnlich, wie schon erwähnt, gehaspelt, und stattlich nahm sich die Ecke der Stube aus, in der an den Haken Stück neben Stück hing.

Im Februar (üm Lichtmessen, 2. Februar) wurde in der Wohnstube das Webetau, dat Wew-tau,¹⁾ aufgeschlagen, und fortan hielt der Webstuhl die Großmagd außer der Zeit des Melkens den ganzen Tag an sich gefesselt.²⁾ Die Hausfrau, die Häuslingsfrau und die Kleinmagd halfen ihr das Garn aufs Webetau bringen (en Wark up't Tau bringen, upmaken, uptehn oder uptrecken), der Großvater oder die Großmutter machte hinter dem Ofen die Spulen für das Weberschiffchen. Der Webstuhl blieb bis zum Mai in Benutzung; dann wurde er wieder auseinander genommen und bis zum nächsten Winter Stück für Stück weggesetzt. Die Webstühle waren durchweg aus altem Eichenholz gebaut und erbten von Geschlecht auf Geschlecht weiter: in manchen Häusern hat nachweisbar ein zweihundertjähriger Webstuhl geklappert. Das Holz war etwa 18 Centimeter dick und 30 Centimeter breit; die hintere Höhe betrug 1,70 Meter, die vordere 1,10 Meter.

War das Garn gesponnen, so wurde es zwei Stunden in dem großen Kessel mit gesiebter Holzasche gekocht. Dann wurde es mehrmals gespült, auf eine Holzstange gezogen und ruckweise gerade gezogen (stött, eigentlich gestoßen). War das geschehen, wurde durch jedes Stück unten eine zweite Stange gelegt, um das Garn vor dem Zerwehen zu schützen. Wenn das Garn

¹⁾ Tau bezeichnete früher jedes Gerät (so noch in Wagen-tau = das Holz, an dem die Schwengel des Wagens befestigt werden, und Haken-tau, vgl. S. 70), also Wew-tau (mnd. weve-tau) = Webegerät. Daneben wird das einfache Tau für Webstuhl gebraucht. In der Heidmark sagt man Wew-stell (vgl. mnd. wever-stel), also „Gestell zum Weben.“

²⁾ Die Kleinmagd lernte das Weben im Laufe der Jahre von der Frau oder der Großmagd.

trocken war, ging es an die Herstellung des Aufzuges (Uptoch). Man spulte, wenn man ein „Werk machen“ wollte (ik will en Wart von .. El maken), das betreffende Garn auf 20 große Spulen (vgl. Fig. 20 b). Die Zahl der Binde, die auf die Spule gehörten, richtete sich nach der Ellenzahl des Gewebes. Die Spulen wurden dann auf die Scher-lidder gesteckt (Fig. 18), ein leiterähnliches Gestell, das entweder, wie auf unserer Abbildung, aufrecht auf besonderen Füßen stand oder auf zwei Stühlen lag, und nun das Garn geschert (schoren), d. h. geordnet. Der Zweck des Scherens war, die Fäden des Aufzuges in bestimmter Ordnung auf den sogenannten Scher-rahmen zu bringen.

In alter Zeit scheint als Scherrahmen ein Gestell gedient zu haben, das aus zwei kürzeren senkrechten Leisten mit Zapfen und außerdem aus zwei längeren wagerechten Verbindungsleisten bestand. Dieses Gestell wurde an beliebiger Stelle gegen die Wand gelehnt. Später ist man auf den Gedanken verfallen, die Zapfen, über denen die Fäden zu liegen kamen, in den beiden zwischen Flett und Diele stehenden Höfständen (vgl. Fig. 31) und zwar auf der dem Flett zugewandten Seite zu befestigen. In alten Häusern findet man noch vielfach Löcher an dieser Stelle, das sind, wie man belehrt wird, die Reste eines „Scherrahmens“, ein nicht genauer Ausdruck, da ja von einem „Rahmen“ in solchen Fällen keine Rede sein kann. Bei dieser Art des Scherens liefen also die Fäden über den Vorplatz oder genauer über den Anfang des Vorplatzes; daher nannte man dies oewer dat Flett scheren. Das fortwährende Hinundhergehen von einem Höfstand zum anderen war nun aber ein Übelstand. So hatte man denn in vielen Häusern einen drehbaren, „runden“ Scherrahmen, bei dem der Scherer (die scherende Frau, das scherende Mädchen) selbst still stand. Einen solchen zeigt Fig. 18. Er bestand aus zwei gekreuzten Rahmen; mitten durch den einen lief ein langer Stock, der gewöhnlich auf dem Flett zwischen dem Fußboden und der Decke eingestellt war und um den als Achse sich die vier von Zeit zu Zeit angestoßenen und die Fäden um sich aufwickelnden Flügel drehten. Die Zapfen waren, wie die Abbildung zeigt, teils oben, teils unten angebracht; von den einen Zapfen bis zu den anderen geschoren ergab jedesmal einen „Gang“.



Fig. 18. Spinnen des Garns.

Die Anzahl der Gänge, die geschert wurden, richtete sich nach der größeren oder feineren Beschaffenheit des Garns, und jeder Anzahl der Gänge entsprachen ein bestimmter Kamm und bestimmte Hebel. Man kannte den sechzehner, achtzehner, zwanziger Kamm und so fort bis zum vierziger Kamm. Der sechzehner Kamm wurde beim größten Leinen, der vierziger beim feinsten benutzt; beim sechzehner Kamm wurden sechzehn, beim achtzehner Kamm achtzehn Gänge geschert u. s. w.¹⁾ Selbstverständlich besaß nicht jedes Haus sämtliche Käme und Hebel, wohl aber eine größere Anzahl, je nach Bedürfnis.

Auf die Einzelheiten des Scherens kann hier nicht eingegangen werden. Daß aber eine bedeutende Fertigkeit dazu gehörte, die zwanzig Fäden mit den zehn Fingern richtig zu leiten, leuchtet ein. Die Fäden mußten von den Spulen her so gegriffen werden, daß sie auf jeder Hand fünf Kreuze bildeten (fif ünne, fif bawen); diese kreuzartige Anordnung wurde dann auf die Zapfen und so auf die Kette übertragen. Der betreffende Teil der Kette hieß die List (von dem Lesen²⁾ der Fäden). Durch die List wurde beim Weben, wie wir noch sehen werden, der „Sprung“ bewirkt und so das Durchschießen der Spule ermöglicht; den Sprung unterstützten Stöcker, die hinter den Hebeln (von der Weberin aus gerechnet) durch das aufgezoogene Garn gelegt wurden (List-stöcker).

Nach je vier Doppelzellen wurde beim Scheren das Garn bezeichnet; diese Stellen nannte man Smitten; die Schmitten stellte man gewöhnlich durch ein abfärbendes Blatt her, gewöhnlich ein Kohlblatt oder ein sogenanntes Butterblatt,³⁾ seltener durch ein Stück Holzkohle, da diese Flecken schwerer herauszuwaschen waren. Man bezeichnete die betreffenden Stellen, um beim Weben zu wissen, daß wieder vier Doppelzellen herum waren. Dem Scheren

¹⁾ War das Garn beispielsweise mit achtzehner Kamm auf das Webetau gebracht, so waren 18×20 Fäden vorhanden; diese liefen durch 180 Abteilungen des Kammes (je zwei durch dieselbe Abteilung).

²⁾ An dieser Deutung ist nicht zu zweifeln. So hieß es, wenn ein Versehen vorgekommen war: Du heft bi't Lesen nich uppast, heft en Draht utlaten.

³⁾ Diese Blätter wurden sonst zum Einwickeln verkaufter Butter verwendet, daher der Name.

folgte das Abscheren (Af-scheren), und nun ging es mit der Kette zum Webstuhl (Fig. 19).¹⁾

Zunächst galt es, sie auf den Garnbaum (Gorn-bom) zu bringen. Hierzu wurde das Garn unter dem Aufziehbaum (Up-tehner-bom) durchgezogen und um den vor der Webenden befindlichen Brustbaum (Bost-bom) geführt, dann die einzelnen Gänge durch den Rell-kamm²⁾ gelegt und nun am Garnbaum befestigt. Dies Befestigen konnte auf zweierlei Weise geschehen. In dem Garnbaum befand sich eine Rille, und in dieser lag ein herausnehmbarer Stock (Pitsch, Peitsche genannt). Um diesen wurden die Fäden gelegt, dann die wieder eingelegte Peitsche durch vorgesteckte Pflöcke in der Rille festgehalten. Einfacher war das Verfahren, das Garn an einem am Garnbaum sitzenden Stück fertigen Leinens, dem Na-laters, zu befestigen. Dem Befestigen folgte das Aufziehen. Zwei drehten den Garnbaum an, eine hielt den Rellkamm (se hül den Stirt, wie man scherzhaft sagte),³⁾ damit das Garn „schlicht auf den Baum kam“, und die vierte recht stramm die Kette, damit das Garn „fest darauf kam.“⁴⁾ Ging das Aufziehen nicht glatt vor sich und mußten die Dreher deshalb öfter einen Augenblick mit dem Drehen aufhören, so scherzte man: Vor kummt all wedder en Sünndag. Durchschnittlich wurden aber in einer halben Stunde hundert alte Ellen aufgezogen.

Nun galt es, die Enden des aufgezogenen Garns an den Enden des vorigen Aufzuges zu befestigen. Das vorige Gewebe war

¹⁾ Die Aufnahme des Webstuhls ist unter besonders großen Schwierigkeiten erfolgt, und das Bild veranschaulicht nicht alles. Trotzdem hoffe ich, daß das Bild und die beigebrudten Erläuterungen das im Text Gebotene in mancherlei Hinsicht verständlicher machen werden. Beim Garnbaum treten die einzelnen Fäden und der Buchstabe (a) leider nicht deutlich genug hervor.

²⁾ Köhler (Jahrb. 3, 161) giebt die Form Rêdel-kam, die auf mnd. rêden = fertig machen, bereiten zu weisen scheint. Wahrscheinlicher ist mir aber die Herkunft von einem rêen, einer Nebenform zu mnd. rîhen = reihen (vgl. Een Doornfaat III 21). Der Rellkamm bewirkte, daß das zwischen seine Stäbchen gelegte Garn breit auf dem Garnbaum zu liegen kam.

³⁾ Vom Schweineschlachten übertragen; Sinn: sie tat wenig, so gut wie nichts dabei.

⁴⁾ Vgl. Jahrb. 3, 161.



Fig. 19. Das Wevtau oder Wevstell (Webstuhl).

a. Garnbaum, auf dem das zu verwendende Garn fest und der vorn rechts drehbar ist. Man beachte, wie das Garn (der Aufzug) von ihm durch die beiden Hebel (b) nach der Weberin zu läuft, vor der Weberin das Leinen um den Brustbaum (c) liegt und dann, schräg nach unten laufend, sich um den Keimbaum (d) aufrollt. Man erkennt, wie augenblicklich durch das Treten der der Weberin näher befindliche Hebel und damit die eine Hälfte der Aufzugsfäden heruntergezogen sind. Durch den entstandenen „Sprung“ soll der Einschlagfaden geschlossen werden, den dann die Rammiade (e) fest an das Gewebe fügen wird. f. Aufsteckern, nur für das Aufschieben des Garns in Frage kommend. g. Schlüsselfelde (Schließfelde). h. Reste früherer Aufzüge. Lose an den Wevstuhle gelehnt sind die Peitsche (i) und der Reif (k), über deren Verwendung beim Aufschieben des Garns der Text zu vergleichen ist.

nämlich (von der Webenden gerechnet) jenseits der Hebel abgeschnitten worden, so daß die Fäden noch ein kleines Stück über die Hebel hinausragten.¹⁾ An diesen Fäden wurden nun die neu aufgezogenen befestigt. Selbstverständlich war hierbei die Voraussetzung, daß wieder derselbe Ramm mit denselben Hebeln Verwendung fand.²⁾

Jeder der aufgezogenen Fäden stand nunmehr mit demjenigen der beiden Hebel, durch dessen Öse er lief, in Verbindung, je zwei benachbarte Fäden mit verschiedenen Hebeln. Waren die Liststöcker (vgl. S. 114) eingelegt und die Tretvorrichtung an der Stut-sche,³⁾ einem viereckigen Baume unterhalb des Garnbaums, befestigt, konnte das Weben beginnen. Die Tretvorrichtung hatte den uns schon vom Spinnrad her bekannten Namen Tre; auch das ältere Tred begegnet noch. Jedes Pedal war mit einem Hebel durch Riemen verbunden. Das abwechselnde Treten der Pedale (dat Um-pedden) bewirkte das umschichtige Heruntergehen der Hebel⁴⁾ und damit der Aufzugsfäden. Von diesem Auf- und Niederspringen der Fäden unmittelbar von der Weberin stammt die schon oben erwähnte Bezeichnung für diesen Teil der Kette, de Sprunk.

Dem Einschlag gab man, bevor er aufgespult wurde, durch folgendes einfaches Verfahren größere Weichheit und dadurch dem Leinen größere Festigkeit: Größeres Garn steckte man in einen Sack, trug diesen auf die Lehmbiele oder, wenn Eis war, auf die Eisdecke und bearbeitete ihn dort mit dem Dreschflügel. Feineres Garn wurde ohne diese schützende Hülle gedroschen.

Beim Herstellen der Spulchen (Spöcken oder lütte Spölen) wurde die kleine, aus Rohr bestehende Spule auf ein Spulrad⁵⁾

¹⁾ Diese Aufzugsenden hießen dat Drömt, im Mnd. drom, drum, vgl. meine Beiträge S. 12f. Aus dem entsprechenden süddeutschen Trumm ist das hochd. „Trümmer“ entstanden.

²⁾ Andernfalls mußten die neuen Fäden zunächst noch durch die Ösen der neuen Hebel gezogen werden.

³⁾ Der Name (Schließ-scheide) hängt wohl damit zusammen, daß dieser Baum, der den beiden vorderen Seitenständern des Webetaus Halt geben sollte, beim Zusammenfallen den Schluß bildete, zuletzt an die Reihe kam.

⁴⁾ Hier und da liefen die betreffenden Riemen über Schwengel, die mit dem Pferdelpopf versehen waren.

⁵⁾ Auf ein Spulrad steckte man auch die großen Spulen, auf die das Garn vor dem Scheren gespult wurde (S. 112 und Fig. 20b).

gesteckt; das Garn, das aufgespult werden sollte, befand sich auf einer Garnwinde (dem Rêster), die ihrerseits auf den sogenannten Rêster-buck gesetzt war (Fig. 20 a). Daß die fertige Spule in das Weberschiffchen (Schott-spol, Schet-spol) geklemmt wurde und in diesem beim Hinundherschleßen des Schiffchens durch den „Sprung“ das Garn sich entsprechend abwickelte, ebenso daß die zurückgezogene Kammlade oder genauer der in ihr befindliche Kamm jeden durchgeschossenen Faden glatt an das bisherige Gewebe fügte, darf als bekannt gelten.

Jedesmal, wenn etwa eine Handbreit gewebt worden war, wurde auf beiden Seiten die Spîr-rô ins Leinen gespannt; sie sollte das gewebte Stück festhalten, wie auch der Name andeutet, denn Spîr-rô ist die Sperr-rute, Sperr-scheide (von mnd. speren sperren, auseinanderbreiten). Das gewebte Leinen rollte sich um den Linnen-bôm, der durch ein Zahnrad, de Klink, stellbar war. Zeigte es sich, daß das Garn zu kladderich (fegig) oder mürbe war, so schritt man zum Schlichten. Das Schlichten geschah so: Mit dem Nalat-stock oder Nalat-bom ließ man das Garn, soweit unterhalb des Garnbaums angelegte Bretter (de Ut-längen = Verlängerungsbretter) es gestatteten, sich nach hinten abwickeln. Das abgewickelte Garn wurde mit einer aus Roggenfeinmehl, bei größerem Garn aus Buchweizenmehl gekochten Schlichte (Slicht) und einer besonderen Slichtel-bôst gebürstet, hierauf nach dem Trocknen wieder aufgewickelt, um abgewebt zu werden.

Das Weben ging nicht immer sofort glatt von statten. Mennichmal¹⁾ wil't nich recht springen, un de Wever mut twe,²⁾ dre, of wol ver Stöcker (Liststöcker) in'n Uptoch leggen. Dat Sittelbredd³⁾ licht oft of nich topaf, un so gait mennichmal en hêlen Dag hen, bet't in'n Gank kumt. Wen't erst ôrdentlich gait, mut en Spûlken maken un Enn's binnen, wenn de Uptoch mal rit;⁴⁾ un de Wever

¹⁾ Köhler, Jahrb. 3, 161.

²⁾ In meiner engeren Heimat war das sofortige Hineinlegen von Liststökern die Regel.

³⁾ Das Brett, auf dem die Webende sitzt.

⁴⁾ Man benutzt hierbei die Reste früherer Aufzüge, die gewöhnlich oben an der Kammlade hängen.

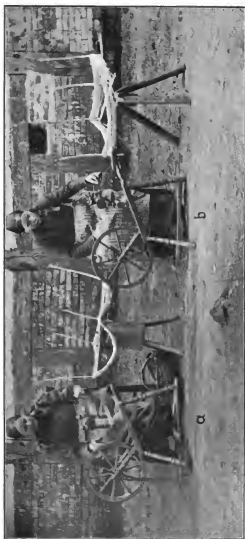


Fig. 20. Das Besputen.
a. Herstellung kleiner Spulen (für das Weberflößen), b. großer Spulen (für das Scheren, S. 112).

smit de Schotspoul un klapt mit de Ramlad', dat man sin egen Word nich verstan kan. Bi softainer aber twindiger (sechzehner oder zwanziger) Linnen tau't dat fix (arbeitet das Webetau schnell), un de Wever mut alle Ogenblick nalaten (das Garn nachlassen, mit Hilfe des Nachlaßbaumes); aver bi finer Linnen, as achtuntwindiger aber gar verdiger, gait't man lanksam.

An das fertig gewebte Stück wurden Strippen genäht, dann „strippte“ man es mit Pflocken zu vierwöchigem Bleichen auf dem Rasen des Grashofes „auf.“ Alle acht Tage wurde es, in ein altes Laken geschlagen, in Holzasche gekocht und gespült und die Lauge auf der Bül-bank mit dem Bül-holt¹⁾ entfernt. Das vierte und letzte Mal kochte man das Leinen in grüner Seife. War es in heißem und kaltem Wasser gespült, wurde es zum Trocknen auf das Rieck gehängt. Dann packte die Hausfrau das Stück mit Stolz in den Leinentofter, in heimlicher Freude für die heranwachsende Tochter oder zum Zerschneiden für die Diensthoten (ik mut för de Densten snirn, lautete der Ausdruck).

Im Grashof stand oft eine Leinenhütte (Linnen-hütt), in der, besonders in den Frühjahrswochen, ein Knecht oder eine Magd schlief, um die ausgebreiteten Leinenschätze zu bewachen. Die Hütte bestand aus zwei Spann Sparren; sie war mit Stroh gedeckt und so hoch, daß ein Mensch gerade aufrecht hineingehen konnte. In ihr stand der Tiefe nach ein Bett, neben dem ein schmaler Gang zum Aus- und Anziehen der Kleider lief. Vor der Hütte lag der Hund.

Der Leinenstoff wurde gewöhnlich aus Hanfgarn (hempen Gorn) gewebt; Flachs war, wie erwähnt, seltener, und flächserne Leinewand (flessen Linnen) fand höchstens für bessere Bettlatten,²⁾ die Ärmel der besseren Hemden, z. B. der beim Tanz getragenen, und die am Hemd festgenähten Kragen der Männer Verwendung. Hanfener Aufzug mit weißwollenem Einschlage (wullen Inslag) ergab den Weiderwand (mnd. beider-want „Tuch von Lein und Wolle“), auch Halfwullen genannt. Weiter südwärts, in der

¹⁾ Über dieses das Nähere später (siehe Register).

²⁾ Dieses Leinen war weicher als das zwar starke, aber auch scharfe Hanfleinen. Vgl. auch S. 92.

Heidmark mit ihrem größeren Schafreichtum, webte man reine Wolle;¹⁾ im Nordwesten wurden reine Wollstoffe (Laken), soweit man sie überhaupt trug, schon damals gekauft. Aus der Hanfheide wurde, wie teilweise schon erwähnt worden ist, das allergewöhnlichste Leinen gewebt für Säcke, die Sludder- oder Windbügen (vgl. Fig. 5), Schuten,²⁾ d. h. die beim Melken und Futtern getragenen groben Stallschürzen, grobe Handtücher und Escher-laken,³⁾ die großen, viereckigen Laken, in denen man Gras oder Blätter heim-schaffte, indem man die Bänder der vier Ecken zusammenband und das Laken über den Nacken schlug.

Die Handtücher wurden teils, wie erwähnt, aus Heide, teils aus Hanf hergestellt. Gern wurden aus einer Breite zwei Stücke geschnitten,⁴⁾ die man dann, zusammengenäht, über die an einem Hoft- ständer des Fletts festgehaltene Rolle hängte. In diesem — meist hanfenen — Rollhandtuch (Roll-handot) trocknete sich jeder Hausgenosse; am Sonntag Morgen wurde ein neues eingespant; zum Abtrocknen nach besonders schmutziger Arbeit hing wohl ein kürzeres Handtuch aus Heide da. Bei Festlichkeiten — einer Hoch- zeit, Kindtaufe — schmückte gern ein Paradehandtuch die Rolle; stellenweise, z. B. in Brietlingen bei Lüneburg, war es das Zeichen, daß noch kein Wochenbesuch angenommen wurde. Ein solches Paradehandtuch pflegte gleich in der späteren Breite gewebt zu werden, und bei ihm zeigten die Frauen gern durch die Anbringung des beliebten Gänseaugenmusters⁵⁾ ihre besondere Geschicklichkeit. Zur Verschönerung diente oft noch ein gestickter Zwischensaß,

¹⁾ In der Südheide findet sich dafür der Name „Dreikamm“, z. B. Niederf. 10, 203.

²⁾ Vgl. Brem. Wb. IV 722 Schuut = Haut, Fell. Auch die lederne Schürze des Schmiedes heißt in der Heide Schute.

³⁾ Das Escher-laken hängt mit „Asche“ zusammen; vgl. Strodtmann, Idiot. Osnabr. (v. J. 1756): *Utsche-dooch* „ein grob Laken, worauf die Asche zu liegen kommt, wenn die Wäscherinnen bühken.“ (Nach freundlicher Aus- kunft Dr. Walthers in Hamburg.) Vgl. auch das S. 120 erwähnte Laken.

⁴⁾ Daneben webte man aber auch sofort in richtiger Handtuchsbreite.

⁵⁾ Es hieß Gansogen-muster, nicht, wie man erwartet, Gosogen- muster; Wort und Sache stammen offenbar von den höheren Gesellschafts- schichten.

der einige Tiere oder Pflanzen aufwies, aber meistens gekauft war.

Aus derartigen besseren Handtüchern stellte man auch Tischtücher her, indem man zwei Bahnen aneinander nähte. Neben dem Gänseaugenmuster war hier das Dickdrahtmuster beliebt, bei dem umschichtig ein schlichter Faden und 4—6 dickere Fäden (doppelter Leinendraht oder dicker Baumwollendraht) durchgeschossen wurden (Dickdrahtsch wewen, en dickdrahtsch Laken, en Laken ut Dickdraht wewen). Als besonderes Talent wurde ein Mädchen geschätzt, das das Buntweben¹⁾ verstand; die Einzelheiten in dieser Hinsicht sollen im Kapitel über die Tracht, zu der nunmehr überzugehen ist, mitgeteilt werden.

Bei der Tracht steht begreiflicherweise die Frauentracht im Vordergrund. Die einzelnen Stücke der Kopfbedeckung sollen hierbei nur kurz erwähnt und erst hinterher im Zusammenhang näher erläutert werden. Den Abschluß möge die Brauttracht und eine kurze Darstellung der Männertracht bilden.

Die Arbeitstracht.

Das Hemd war nach alter Weise nur mit einem Ausschnitt zum Hindurchstecken des Kopfes (lütt Kopp-lock) versehen, seine Ärmel reichten bis zum Ellenbogen. Über ihm wurde — auch im Sommer, aus übertriebener Furcht vor Erkältungen — ein Untertuch getragen, das aus dem Halsausschnitt hervorsah, im Sommer ein fettunenes, im Winter ein dünnes wollenes. Über das Hemd zog man den ärmellosen, vorn mit Haken und Öfen versehenen Rump von blau gefärbtem oder gedrucktem Leinen (drückt Linnen), im Winter noch über diesen eine gefütterte Ärmeljace aus Weiderwand, weiter südlich eine aus Wolle. Der an der Seite zugehaltene Rock, ebenfalls aus Leinen oder (im Winter) aus Weiderwand, wurde durch ein auf dem Schoß der Jace oder des Rumpes aufgenähtes breites Queeder gehalten. Man trug ihn

¹⁾ bunt wewen wurde übrigens auch vom Sineinweben irgendwelcher Muster in einfarbiges Garn gebraucht.

schlicht im Gegensatz zu dem vielfach gefältelten¹⁾ Rock der benachbarten stadischen Gegenden. Stoff und Farbe des Rockes stimmte gewöhnlich zu Rump und Jacke, doch wurden auch (zunächst allerdings wohl nur als Sonntagstracht) gestreifte Weiderwandröcke mit von oben nach unten laufenden bunten Streifen (stripte Röck) getragen.²⁾ Bei diesem Buntweben wurde Wolle, die der Färber gefärbt hatte, eingeschlagen, etwa einen Zentimeter lang schwarze, dann einen Zentimeter grüne, und so abwechselnd weiter. Auch rote und braune Wolle wurde verwebt, und so ergaben sich mannigfache Zusammenstellungen; oft wurde auch ein einfarbiger Einschlag (z. B. einfaches Braun) gewählt. In der Südbeide begegnen wir denselben Röcken: „die Vorliebe der Landbevölkerung für bunte Farben zeigt sich in den selbstgewebten, aus leuchtend roten, grünen und blauen Streifen bestehenden Balwand-(Weiderwand-)röcken.“)

Im heißen Sommer, bei der Erntearbeit, trugen die Mädchen sich teilweise anders. Auf S. 75 (vgl. Fig. 9) ist dieser Tracht bereits gedacht worden. Die dort erwähnte „Binderjacke“ hat aber ihre Geschichte. In noch älterer Zeit trugen nämlich die Mädchen den ärmellosen Rump, die gewöhnliche Sommertracht, auch in der Erntezeit auf dem Felde und schützten, da die Hemdärmel nur bis zum Ellenbogen reichten, den unteren Teil des Armes vor Sonnenbrand und Disteln durch sogenannte Sünärmel (Sonnenärmel), die aus Leinen genäht waren, bis zu den Hemdärmeln über den Arm gezogen und mit diesen durch ein Band zusammengebunden wurden. Mit der Zeit schaffte man sich aber ganze Binner-jacken aus russischem Leinen an; diese waren, da sie unmittelbar über das Hemd gezogen wurden, kühler, und es arbeitete sich angenehmer in ihnen als in Rump un

¹⁾ Im Stadischen wird der Rock, nachdem die Falten eingereicht worden sind, mit altem Leinen bedeckt, dann heiße, eben aus dem Ofen kommende Bröte darauf gelegt. Diese bleiben, bis sie kalt sind, darauf liegen. Die Falten sollen sich dauernd halten.

²⁾ Ein solcher gestreifter Rock ist z. B. bei Suhr, Ausruf in Hamburg, Taf. 33 abgebildet.

³⁾ Nach einer Korrespondenz (Dehnings) aus Celle über Heidekrachten des dortigen Museums (Lüneb. Anz. 1. 10. 1902).

Sünnärmels. Der ebenfalls S. 75 erwähnte „Pferdetopf“ (Perkopp) war ein gewölbter, länglicher, mit einem schwarzen Samt- oder Atlasstreifen benähter Strohhut; bei gutem Wetter setzten die Mädchen den besten Perkopp zu Felde auf; überraschte sie der Regen, so schlugen sie ihn in die Schürze. Wenigstens im Stadischen haben in älterer Zeit die Mädchen sich selbst Roggenhalme geschnitten, diese gebleicht und daraus die Hüte herstellen lassen.¹⁾ In anderen Gegenden der Heide hatte man Felbhüte aus weißem, über Pappe befestigtem Zeug. Noch verschieden hiervon waren die Flunker-kapotten, nach der Elbe zu Helgolänner genannt, Hüte aus gewölbter dünner Pappe, die mit leichtem Kattunstoff überzogen war und hinten durch Schnüre zusammengehalten wurde. Zu Hause trug man im ganzen Jahre die zweite Garnitur einer Sonntagsmütze.

Bei der Arbeit wurde schließlich eine gefärbte oder eine vom Färber gedruckte blaue Schürze aus selbstgewebtem Leinen, der Platen,²⁾ getragen, bei größerer Arbeit auch Beiderwand-schürzen, die man nicht selten aus anderen abgetragenen Kleidungsstücken zurechtschnitt; in dieser Form feiert noch heute gelegentlich der Kirchmantel der Urgroßmutter seine Auferstehung; die uns schon begegnete, beim Binden getragene weiße Schürze (Fig. 9, S. 75) hieß de Binnel-platen.

Zu Unterröcken nahm man mit Vorliebe die abgesehten oberen Beiderwandröcke. Wohlhabendere trugen mit der Zeit als untersten Unterrock einen solchen aus Bergopsom (Bergen op Zoom). Es war das ein ziemlich teures, aber weiches und sehr haltbares tuchartiges, gewöhnlich dunkelblaues Gewebe, das von der niederländischen Stadt Bergen op Zoom seinen Namen hatte; später trat an seine Stelle der Flanell. Als oberster Unterrock wurde, wenigstens im Winter, stets Beiderwand getragen. Beim Sonntagstaat bestand er oft aus neuem Beiderwandstoff, oft fand auch ein in der Trauerzeit als Oberrock getragener schwarzgefärbter

¹⁾ Vgl. S. Müller-Brauel, Niederf. Volkstrachten (Bremen, Schömann, o. J.) S. 10.

²⁾ Bind. plate (f.) war die eiserne Brustplatte, der Brustharnisch; spätestens im 18. Jahrhundert hat das Wort die Bedeutung Schürze angenommen (Richey, Hamb. Jd. und Brem. Wb. III 332).

Beiderwandrock dazu Verwendung. Im Sommer pflegten gedruckte leinene Röcke, die vorher Kleiderröcke gewesen waren, als oberste Unterröcke getragen zu werden.

Die Sonn- und Festtagsracht.

Am Sonntagnachmittag, auch beim Tanz, war die Tracht in Stoff und Schnitt die gleiche wie bei der Arbeit. Doch hatten Kump und Jacke gelegentlich Knöpfe aus einem mit Silber überzogenen Metall, dem Prinzmetall,¹⁾ und der Rock pflegte unten mit schmalen Samtstreifen besetzt zu sein, die weithin in den Volkstrachten begegnen und sicher einer Mode der höheren Gesellschaftsschichten nachgeahmt sind. Dazu kam ein gekauftes, gewöhnlich kattunenes Brusttuch (Bost-dof), dessen nach hinten fallenden Zipfel eine Stecknadel hielt, ebenso wie die beiden vorderen, übers Kreuz gelegten Enden, ferner niedrige Schuhe²⁾ mit Spangen (Spänn', von mnd. dat span). Verheiratete Frauen trugen statt des Rumps stets eine Ärmeljace.

Hier ist die passende Stelle, über den Metallschmuck, das sogenannte Goldgeschirr, zu sprechen. Diese Gesamtbezeichnung des weiblichen Schmuckes trifft aber erst für die letzte Stufe der Entwicklung zu, denn der Goldschmuck wurde erst allmählich, als die Zeiten besser wurden, an Stelle eines älteren Silberschmuckes Mode. Über der gedruckten blauen Schürze lag ein Gürtel (Lif-band) von gemustertem Samt, der bei den Wohlhabenden durch ein rundes silbernes, am Rande abwechselnd mit je einem silbernen Buckel und mehreren Glasflüssen besetztes Filigranschloß, den Lif-haken, zusammengehalten wurde (Fig. 21). An die Stelle von Samtgürtel und Schloß trat später, als die alte spitze Taille der Aristokratie (de Knäp mit'n Snipp) von den bürgerlichen Kreisen auf die Landbevölkerung überging, ein seidener Gürtel,

¹⁾ In der Heide ist mir das Wort nur in verstümmelten Formen begegnet. Erwähnung des Prinzmetalls z. B. Niederf. 8, 65 (aus dem Alten Lande).

²⁾ sige Schoh; bei besonders festlichen Anlässen, etwa bei der Trauung, bestanden sie aus schwarzem Lackleder.

dat Mor-band (d. h. Band aus Moiréseide). Seine beiden Enden wurden durch eine goldene Schnalle, wie sie neuerdings wieder Mode geworden ist, gezogen und hingen kreuzweis herab;



Fig. 21. Mädchen in Festtracht.

Samtgürtel (Lif-band) mit Füllgranschloß (Lif-haken), Goldbroche (Dok-nadel), um den Hals silberne Ketten (silberne Kern). Zur vollständigen Tracht gehört noch ein kreuzweis übergelegtes, mit Nadeln befestigtes Brusttuch (Dost-bort).

die Schnalle saß genau unter der Spitze der Taille, zum Feststecken des Gürtels dienten einfache Stecknadeln oder zwei vergoldete, durch ein Kettchen zusammengehaltene, rechts und links

von der Schnalle angebrachte Kopfnadeln. Zum vorhin erwähnten Gürtelschloß trug man eine ähnliche Broche (Filigranarbeit mit Glasflüssen), später traten Goldbrochen, die oft mit kleinen Bommeln versehen waren, an die Stelle. Die Broche hielt gern ein über dem Kragen liegendes seidenes Halstuch zusammen, hieraus erklärt sich ihre Bezeichnung *Dol-nadel*.

Den Hals schmückten — auch noch in der Zeit des Goldschmuckes — vier bis fünf silberne Ketten: sie bestanden aus kleinen, ineinander greifenden Gliedern und wurden hinten durch ein goldenes Schloß, seitwärts durch je einen goldenen Schieber zusammengehalten (sülwerne Kern mit golle Schüwers).

In der Zeit des Filigranschlusses trug man silberne, runde, mit einem geschweiften Metallstreifen durchzogene Ohringe. Zum späteren Goldschmuck gehörten große goldene Ohrbommeln und als Armband ein zierlicher, vom Goldschmied zu einem Muster geformter Streifen Goldes, an dessen beiden Seiten zum Festhalten am Handgelenk ein Gummiband befestigt war.

Als letzter Bestandteil der Sonntagstracht kommen die von Verheirateten und Unverheirateten ohne Unterschied getragenen, später zu beschreibenden Mützen in Betracht.

Die Kirchtracht

entsprach der geschilderten Festtracht,¹⁾ doch wurden ausschließlich, also auch von den Mädchen, leinene oder halbwoollene Ärmeljacken getragen, statt des Rattuntuches von Vermögenden ein buntseidenes. Auf dem mit beiden Händen gehaltenen Gesangbuch lag das weiße baumwollene Taschentuch (*Snuf-dol*). Zur Kirchtracht gehörte schließlich ein Kragen und die mit einem Strich versehene Mütze. Ein Rest alter Kirchtracht hat sich wohl nur an einer Stelle erhalten, in dem durch seine Beziehungen zur Mission bekannten Hermannsburg: dort begegnet man noch einer schwarzen Haube mit einem sehr breiten Strich und hinten herabhängendem schwarzen Band.

¹⁾ Hervorhebung verdient, daß an den ersten Festtagen, am Grünen Donnerstag und Stillen Freitag Frauen und Mädchen ganz in Schwarz erschienen und eine schwarze Schürze überhaupt Regel war.

Die Abendmahlstracht.

In alter Zeit trugen die Frauen zum Abendmahl ein schwarzseidenes, vorn kreuzweis übergelegtes und mit Nadeln festgestecktes Linnen-dof (Zipfeltuch). Um den Hals lag eine an den Kragen



Fig. 22. Frau in Abendmahlstracht.

der geistlichen Tracht erinnernde Fes' aus weißem Shirting. Später fielen Tuch und Fese fort, und ein weißer Kragen und weißes oder schwarzseidenes Halstuch traten an die Stelle (Fig. 22). Die jungen Mädchen trugen die weiße Konfirmationshaube, die

Frauen eine schwarze Haube. Statt des weißen baumwollenen Taschentuches fand später, wie bei der Hochzeit, ein weißes Mulltuch mit Spitzen Verwendung. Die jungen Mädchen trugen statt der schwarzen Schürze, zumal in älterer Zeit, eine weiße; stellenweise (z. B. im Stadischen, in Hermannsburg, bei den Dienstmädchen des bei Lüneburg liegenden Klosters Lüne) hat sich dieses Weiß der Abendmahlstracht bis in die letzten Jahrzehnte und hier und da vielleicht noch bis auf den heutigen Tag gehalten. Die Wohlhabenden erschienen beim Abendmahl im schwarzen Tuchkleid, ihrem alten Brautkleid. Die ärmeren Frauen und Mädchen begnügten sich mit schwarzem Merino (Mirna).

Seit den vierziger Jahren warf der gesteigerte Verkehr, im Norden besonders von der Elbmündung her, auch in die Stille der Heide einige Wellen; der Bauer lernte besser wirtschaften und erzielte besonders durch fleißiges Mergeln höhere Erträge; die Bevölkerung wurde — zumal nach der Verkoppelung — kaufkräftiger; der Goldschmied und der Kaufmann wurden häufiger aufgesucht; mit der steigenden Kauflust vermehrte sich auch die Zahl der ländlichen Kaufleute, die dem Bedürfnis entsprechend auf eine immer größere Auswahl in Manufakturwaren (Ellenwor, Ellenware) ihr Augenmerk richteten. Wie die Männer Samtmanchester und Buckskin, so kauften die Frauen schwarzseidene Schürzen, Bergopso (vgl. S. 124), besonders aber dunkelgrüne und braune Woll- und Tuchkleider, wie denn überhaupt die dunklen Farben in der Nordheide besonders beliebt gewesen zu sein scheinen im Gegensatz zum äußersten Süden der Heide, wo die helleren Farben überwogen. So ging mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Auflösung der Volkstracht Hand in Hand.

Auch

die Kopftracht

zeigt, wie die Mode um sich greift. Es wird sich kaum bezweifeln lassen, daß die mannigfaltigen Formen der Hauben, wie sie uns in der Heide entgegentreten, in der Hauptsache erst im 19. Jahrhundert dorthin gelangt sind und das Aufkommen gerade der kostbareren unter ihnen mit den verbesserten Wirtschaftsverhältnissen

der Heide zusammenfällt. Wir müssen uns also davor hüten, in ihnen etwa sehr alte Reste ländlichen Volkstums zu sehen; es sind vielmehr Erzeugnisse neuerer Mode, und als solche sind sie, wie in andere Gegenden, auch in die Heide verpflanzt worden.

Bei der Kopftracht finden wir zwei Typen nebeneinander. Die Mädchen und Frauen bedienten sich einer steifen Pappmütze,¹⁾ die alten Frauen trugen die weiche, bequemere Moppe (Mopp oder Mupp) in Verbindung mit einem schnabelförmigen Stirnband.

Unter der Moppe (z. B. auf Fig. 17, S. 101 abgebildet) ist eine runde, den Hinterkopf bedeckende Mütze aus schwarzem Wollezeug zu verstehen. Sie war rund herum, besonders aber vorn, mit Wollspitzen benäht, die Platte am Hinterkopf oft — nicht immer — wattiert; die Mütze wurde unter dem Kinn gebunden oder seitwärts zugehakt; hinten hingen zwei Bänder aus Wollstoff herunter. Zunächst wurde das Haar ganz zurückgekämmt (risch oewer'n Kopp), am Hinterkopf zusammengegriffen und festgesteckt. Über das zurückgestrichene, ungescheitelte Haar legte man so die Binde, daß sie mit der Spitze auf die Stirn reichte, und band sie unten am Hinterkopfe fest; dann erst wurde die Moppe aufgesetzt, deren vorderer Rand an die Binde stoßen mußte.

Während im Nordwesten die Frauen erst in vorgerückten Jahren zur Moppe übergingen, scheint sie in anderen Gegenden der Heide auch schon in jüngeren Jahren von ihnen getragen worden zu sein. Das Lüneburger Museum besitzt mehrere runde, weiche Mützen aus Hanstedt (westlich von Lüneburg), die ebenfalls mit Stirnbändern getragen wurden, aber durch ihre kostbare Ausstattung die Vermutung nahelegen, daß sie nicht für den Gebrauch von Greisinnen²⁾ angefertigt worden sind (Fig. 23).

¹⁾ Die gewöhnliche Bezeichnung der Haube ist Mütze. Daher auch se is äg' an de Mütze stött (leicht beleidigt), während es von einem Manne heißt: se hebbt em an'n Hot stött. Aber auch vom Manne sagt man: He is nich recht in de Mütze (übelgelaunt), Dat is em nich na de Mütze (paßt ihm nicht).

²⁾ Vgl. auch für die Altmark Danneil (Mopp: die Frauenmütze) und für Göttingen-Grubenhagen Schambach (Moppe: eine den ganzen Kopf bedeckende Mütze der Bäuerinnen).

Die Moppe war wohl ursprünglich eine Schlafmütze (vgl. niederl. Mop-muts Nachthaube, engl. to mope träumen, mope Schlafmütze). Von der Heide wurde sie jedoch nicht als solche



Fig. 23. Moppe mit schnabelförmigem Stirnband (Kopp-leppen) aus Hanstedt (mit silberdurchwirter Vorte besetzt). Museum in Lüneburg.

übernommen: nur die gänzlich abgetragenen Moppen benutzte man wohl als Nachtmützen, was übrigens oft auch mit den abgenutzten Pappmützen geschah.¹⁾

Zur Moppe gehörte, wie bemerkt, die schnabelförmige Stirn-

¹⁾ Über die Moppen und die Taufmoppe der Kinder vgl. S. 1 u. 3.
9*

binde. Die Stirnbinde ist schon ein alter Bestandteil der Tracht. Schon in mittelhochdeutscher Zeit bildet sie zusammen mit der Kinnbinde das gebende. In der Stadt Lüneburg begegnet 1488 der Ausdruck *bende, de men vor det hoved lecht und ben-
deken*,¹⁾ etwa hundert Jahre später *windellen und parll binde-
chen*.²⁾ Diese alten Stirnbänder hatten aber noch nicht die Schnabel-
form. Die Schnabelform erobert, wie von Heyden³⁾ gezeigt hat,
von Italien im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ausgehend
und zunächst als Trauerschneppe auftretend, die vornehmen Kreise
der Kulturländer, wird dann in Deutschland in der ersten Hälfte
des 18. Jahrhunderts als Trauerschneppe, aber auch in weiter-
gehender Verwendung ein Bestandteil der Bürgertracht und flüchtet,
durch die hohen Puderfrisuren der zweiten Hälfte verdrängt, aus
den Städten auf das Land.

Vermutlich ist die schnabelförmige Binde spätestens im An-
fang des 19. Jahrhunderts von der Heide übernommen worden
und zwar gleichzeitig mit der Moppe. Die einstige Beziehung
der Binde auf die Trauer war damals schon unbekannt. In der
Heide nannte man sie gelegentlich *Snipp*, eine Bezeichnung, die
auf das mnd. *snebbe, snibbe* (Schnabel) zurückgeht, weithin in
Deutschland in ähnlichen Formen (*Snip, Sneppe, Snippe,
Schneppe, Schnippe, Schnepfe*) bekannt war und sich land-
schaftlich bis tief in das Jahrhundert belegen läßt, so im Bairischen,
Ostfriesischen, Göttingen-Grubenhagenschen. Aber noch häufiger
war die Bezeichnung *dat Leppken, Leppen, Kopp-leppken*,
also das *Läppchen*, in demselben Sinne wie die *Bardowiederin
vom Pletten*⁴⁾ (vgl. mnd. *plet-Lappen* und *Schambach* unter
Pletzen, Pletchen) und die *Bewohnerin des Wendlandes vom
Pletki*⁵⁾ sprach. Die Moppe hat wegen ihrer Bequemlichkeit die

¹⁾ Buch mit der Kette S. 57, 58. *bendeken* fehlt im mnd. Wb.; vgl.
aber *Schambach* unter *benneken, benneke*.

²⁾ A 50 (Stadtbibl.), S. 340 (Rückf.)

³⁾ „Die Entwicklung der Trauerschneppe“ (Zll. Frauenztg., Bd. 24, 1897).

⁴⁾ Daher auch die Bezeichnung *Pletten-müß* für die *Bardowieder
Müße*; *Müße* und *Stirnband* sitzen übrigens bei ihr zusammen (Exemplar
im Lüneburger Museum).

⁵⁾ Exemplar in der Wendischen Sammlung des Lüneburger Museums
(Verzeichnis, Nr. 24).

Pappmütze noch überdauert. In einigen Fällen ist sie sogar — so von der Besitzerin eines in meinem Besitz befindlichen Exemplars — bis nahe an das Ende des 19. Jahrhunderts getragen worden, gewöhnlich dann aber schon seit einigen Jahrzehnten ohne das Stirnband.

Die Pappmütze hieß Snipp-müz (Schnabelmütze) nach dem vorn spitz zulaufenden Rande, dem genau über dem Scheitel liegenden Snipp, der allerdings hinter der ausgeprägten Schnabelform anderer Gegenden zurückbleibt. Eine Stirnbinde wurde dabei nicht angelegt.

Die Ausstattung dieser Pappmütze war im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch sehr einfach. Schwarzes und buntes Baumwollenband bildeten in der Hauptsache die Zutaten. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren begann die Verwendung von Seide, Spitzen und Brokat. Die Form war aber schon damals dieselbe wie bei den späteren Müzen, die nunmehr im Anschluß an eine von mir zusammengebrachte Sammlung näher beschrieben werden sollen.

Die aus drei Stücken (zwei Seitenteilen und dem Kopfteil) bestehenden, aus leichter Pappe zugeschnittenen Müzen wurden inwendig mit weißem Futter versehen und mit einem schmalen Band rund eingefasst. Unten an beiden Seitenteilen befand sich ein Bändchen (s. B. bei Fig. 24a sichtbar), mit dem die aufgesetzte Mütze vorläufig unter dem Kinn befestigt wurde. Die bisher genannten Teile lieferte die Müzennäherin (Müzen-neiersch); die übrigen Zutaten wurden beim Kaufmann erstanden. So die 7—9 cm breiten Bänder, die am linken Ohr in einer Schleife mit herabhängenden Enden zugebunden wurden. Die Gesamtlänge der beiden Bänder betrug gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Meter. Das Haar wurde gescheitelt und bis zu den Schläfen hinuntergekämmt; hinten wurde es lose gelassen, um die Hand gewickelt und auf dem Kopfe festgesteckt. Das aufgewickelte Haar trug dann die Mütze, unter der es hinten 4—5 cm heraus sah. Dieser sichtbare Teil hieß der Pudel;¹⁾ jedes Mädchen legte Wert darauf, den schönsten „Pudel“ im Dorfe zu haben.

¹⁾ = Beutel,beutelähnlicher Wulst? mnd. pudel = Beutel, auch ostfries. pudel neben büdel.

Beim Gottesdienst und bei Hochzeiten waren die Mützen mit einem etwa 1—1½ cm hervorstehenden Strich aus weißem Tüllband benäht; dagegen wurde dieser zu Hause, am Sonntagnachmittage, bei gewöhnlichen Tanzmusiken nicht getragen; über den Strich der Trauermützen ist nachher zu sprechen. Von der Näherin wurde



Fig. 24. Frauenmützen.

- a. Knüppels-mütze (Spitzenmütze, Kirchtracht). b. Silberbrofatmütze aus dem Nordwesten.
c. Silberbrofatmütze aus der Gegend von Suderburg.

ein fortlaufendes Glanzgarnmuster hineingestickt und der Strich dann gestärkt und durch die Rillen der Knippmaschine gezogen; schließlich wurden die Fältchen (Knippen) mit einem Faden durchgezogen, der beim Aufsetzen straff angezogen wurde, damit sich der Strich fest anlegte.

Eine Braut bekam eine ganze Schachtel voll Mützen mit. Der Lüneburger Patriziertochter wurde am Ende des 16. Jahr-

hundreds¹⁾ eine goldene Haube mit vier Reihen Perlen und fünf weitere Hauben (eine goldene oder goldene und silberne, eine von Gold und Seide, eine seidene und zwei weiße) mitgegeben: seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Tochter des wohlhabenden Heidebauern etwa mit einem Duzend Mützen, vielleicht zur Hälfte Seiden- und Brokatmützen, ausgesteuert. Also auch in der Kopftracht greift damals, ebenso wie in Kleidung und Schmuck, der Luxus um sich.

Die erwähnten Mützenschachteln verdienen eine nähere Erörterung. Sie haben nicht nur ihrer Zeit das ihnen anvertraute Gut geschützt, sondern es auch nach dem Aussterben der alten Tracht zusammengehalten und aufbewahrt. Wer nach altem Kopfpuz sucht, wird gut tun, zunächst immer nach diesen Schachteln zu fragen. Zwischen Holzwürmern und Kellerasseln, die sich inzwischen eingenistet haben, pflegt der gesuchte Schatz unbeschädigt dazuliegen. Diese — länglichrunden — Schachteln wurden beim Kaufmann, also in einer benachbarten Stadt oder beim Landkaufmann, wo schon ein solcher vorhanden war, erstanden. Die Kaufleute pflegten die Schachteln „satzweise“ (zu einem Satz gehörten 4—6 Stück) von auswärts, wie behauptet wird, aus Thüringen, zu beziehen. Es zogen aber auch auswärtige Händler herum und verkauften die Schachteln unmittelbar an die Frauen und Mädchen. Die Schachteln waren bunt angestrichen, der Deckel mit Blumen oder Figuren bemalt, oft auch mit einem Spruch versehen. Eine aus Hollenstedt stammende und jetzt mir gehörige Schachtel, die ersichtlich für katholische Gegenden bestimmt war, zeigt die Gottesmutter mit dem Jesuskinde. Im Museum zu Harburg²⁾ befinden sich Schachteln aus Artlenburg, Jesteburg, Lürade, also Orten der Heide oder ihrer Nachbarschaft; die aus Lürade zeigt ein Liebespaar im Gespräch:

„Ich bin die liebe Frömmigkeit“ —
„Dort mit hats noch lange Zeit.“

Eine andere unbestimmter Herkunft hat die Aufschrift:

„Mein herz und dein herz ist ein herz,
Im Jahr Christi 1795.“

¹⁾ A 50 (Stadtbibl.), S. 340 (Rückf.)

²⁾ Vgl. den Katalog Nr. 125 ff.

Im Museum zu Lüneburg ist eine mit der Jahreszahl 1796; die dort aufbewahrten Exemplare stammen durchweg aus dem Wendlande, denn der Crivitzer Johannismarkt, der Lühower Ostermarkt, der Markt zu Satemin werden in den Aufschriften erwähnt. Da heißt es z. B.:

„Auf dem Lühower Oster Markt
Ich in dich verliebet ward“

(dazu ein Bild: er führt sie spazieren), oder:

„Weil die (!) Schwein ist fett und schön,
Will ich mit ihr langsam gehn“

(dazu als Bild ein Bauer, der eine Sau treibt), oder:

„Liebe Mich Wie ich Dich“

(mit einem Liebespaar). Danach scheint an manchen Stellen der Burfsche dem Mädchen eine derartige Schachtel zum Geschenke gemacht zu haben.

Was

die einzelnen Arten der Mütze

betrifft, so schicke ich die Bemerkung voraus, daß im Nordwesten die durch Fig. 24a und b wiedergegebene Form weit verbreitet war. Bei der Sonntagsmütze, die, wie schon gesagt, nach einiger Abnutzung bei der täglichen Hausarbeit getragen wurde, war in der Mitte des oberen Kopfteils (an der Stelle, die bei der im übrigen noch nicht hierher gehörigen Haube Fig. 24a hervortritt) ein Stück buntgeblümtes Seidenzeug angebracht; um dieses lief in Form eines Dreiecks eine schmale schwarze Spitze. Die übrige Mütze war mit schwarzem Atlasband benäht. Zum Binden dienten bunte Seidenbänder.

Von der Sonntagsmütze verschieden waren die Kirchmützen, die man aber auch bei Hochzeiten trug. Zu diesen gehörte einmal die Fig. 24a abgebildete Knüppels-mütze, d. h. Spitzenmütze (von mnd. knuppels Spitzen, vgl. nd. knuppeln = klöppeln). Die ganze Pappe war mit bunter Seide besetzt, über dieser lag, nur in der Mitte einen kleinen Raum freilassend, wo die bunte Seide voll zur Wirkung kam, schwarze Spitze. Der Farbe des seidenen Besatzes entsprach die der Bindebänder: bei der abgebildeten Haube z. B. sind beide blau. Zu der Mütze gehörte ein Strich.

Bei anderen Kirchmützen war die Pappe mit schwarzer oder grüner Seide, auch wohl mit Samt übernäht. Auf dem oberen Kopfteil und den Seitenklappen lagen Messing- oder Blechornamente, die rote Glasflüsse umschlossen, auch runde Plättchen, die durch Kantiljen (Frausen, frz. cantille) verbunden waren. Über die Mütze zog sich schwarze Spitze, die den Metallschmuck des Kopfteils in der Hauptsache freiließ. Zu der Mütze gehörte buntes Bindeband und Strich. Ihren Namen hatte sie von dem Metallschmuck; man nannte derartige Mützen nämlich Blankmützen und unterschied de Gel-blanke und de Witt-blanke, je nachdem die Ornamente (de Zieraten) aus Messing oder Blech bestanden. Noch wertvoller als die Blankmützen waren die mit Gold- oder Silberbrokat überzogenen, etwa 4—6 Taler kostenden Mützen; eine solche hieß de Golle, de Sülwerne. Fig. 24b zeigt eine Silberbrokatmütze: zwischen den breiten Brokatstreifen lugen oben und seitwärts Messingornamente durch, die aber hier spärlicher als auf den eigentlichen Blankmützen angebracht sind. Zu der Mütze gehörte außer dem Strich Bindeband von wechselnder Farbe. Natürlich waren die Blank- und Brokatmützen empfindlicher als die schlichte Kirchmütze, und der Himmel mußte schon besonders freundlich herabschauen, wenn er die Kirchgängerinnen in diesem Schmucke sehen wollte; hüt is Blankmützenwer — mit diesem Ausdruck meinte man deshalb das denkbar schönste Wetter, und Blankmützendag' hießen im besonderen die zweiten Festtage, an denen mit Vorliebe die Blank- und die Brokatmützen aufgesetzt wurden.

Die Abendmahlsmütze zeigt einen Unterschied zwischen Mädchen- und Frauenmütze. Die schon bei der Konfirmationsfeier erwähnte Mütze der jungen Mädchen war mit weißem Atlas überzogen. In der Mitte saß weiße Spitze in Form eines Dreiecks ein Stück des Atlas ein; auf anderen, kostbareren umgab sie ein Stück weißgeblümter Seide. Diese kleidsame Mütze trugen die Mädchen bei der Einsegnung und dann ständig wieder zum Abendmahl, dazu weißes Bindeband und Strich. Bei der Frauenmütze war das Modell mit schwarzer Seide (oder Moirée) überzogen; darüber lagen, die Mitte freilassend, Spitzen; dazu kam schwarzgeblümtes Seidenband und Strich. Auch diese Mütze hieß wie die eine Art der Kirchmützen Knüppelmütze.

Die Trauermützen.

Die in tiefer Trauer getragenen bedeckte schwarzseidener duffer (glanzloser) Taft; in der Mitte waren sie mit einem größeren oder kleineren Stück schwarzen Tuches (swatt Laken) besetzt. Dazu gehörte glanzloses Band, ferner (zur Kirche) ein schlichter Strich. Bei Halbtrauer wurde das glänzendere Atlasband verwendet. Die Mitte zierte dann ein mit Spitze umgebenes Stück Seide. Dazu trug man geblümtes schwarzseidenes Band mit Strich.

Der gleichmäßigen, ausnahmslosen Verwendung dieser Kopftracht standen natürlich die ungleichen Vermögensverhältnisse im Wege. Die ärmeren Mädchen und Frauen brachten es nur selten zu einer Blankmütze, oft genug nicht einmal zu einer einfachen Kirchmütze, sondern trugen zur Kirche die mit einem Strich versehene Sontagsnachmittagsmütze.

Die geschilderte Kopftracht ist weithin in der Heide zu treffen, aber auch darüber hinaus (z. B. in der Winsener und Neubäuser Elbmarsch) begegnen strichweise ähnliche Mützen. Andere Gegenden der Heide zeigen dagegen abweichende Formen: beispielsweise trug man in der Umgegend von Suderburg runde, sehr kleine Mützen mit um so breiterem Füll- und Spitzenvorstoß (vgl. Fig. 24c). Westlich des Westerbecker Moors wurden die sogenannten Stürtzenmützen¹⁾ getragen; die Bezeichnung gehört offenbar zu Stürt (mnd. stert Zipfel) und bezieht sich auf die drei Paar Bänder, die je 40, 80 und 120 cm lang herunterhingen, während die auf das aufgetürmte Haar gesetzte Kopfform nur klein, etwa 14 cm breit, war. Überhaupt scheinen im Süden die beiden Bänder zum Binden im Gegensatz zu anderen Gegenden gleiche Länge gehabt zu haben. Doch all diese, vielfach von Willkür und Zufälligkeiten abhängenden Verschiedenheiten des Kopfputzes beweisen nur die Herrschaft der Mode.

In den siebziger Jahren wurden die Pappmützen und in der Hauptsache auch die Moppen aufgegeben: die Frauen gingen zu der aus Band und Spitzen hergestellten städtischen Putzmütze über,

¹⁾ Nach G. Wrede in Niedersf. 10, 203 und näherer schriftlicher Auskunft desselben.

die jungen Mädchen begannen das Haar geflochten und zum Nest aufgesteckt zu tragen (in Horen to gahn). Heute, wo die Gegensätze zwischen Stadt und Land noch mehr verwischt sind, wo die Wellen der städtischen Moden sich nicht erst ein oder mehrere Menschenalter später, sondern fast gleichzeitig über das flache Land ergießen, herrscht die jeweilige städtische Frisur.

Die Brauttracht.

Auch die Brauttracht zeigt den Einfluß der städtischen Mode. Am Ende der sechziger Jahre wurde die Tracht, wie Fig. 25 sie zeigt, verdrängt. Dem schwarzen Orleans- oder Tuchkleid folgte das schwarzseidene, der mit seidenen Bändern geschmückten Krone der Myrtenkranz; auch die oberhalb der Taille befestigten Sträuße aus künstlichen Blumen und buntem Bande wurden durch Myrtensträuße mit weißen Atlasbändern ersetzt. Zu der alten Tracht gehörte ferner eine schwarzseidene Schürze (de sijn Platen), die mit breitem Samt und Spitzen besetzt war, außerdem ein kleines weißes Halstuch, über dem die silbernen Ketten lagen. Zur Trauung trug die Braut mit gefalteten Händen das Gesangbuch, auf dem Gesangbuch lag ein Mulltuch.

Das Haar war hochgetürmt und in einen Knoten gebunden, daran die Krone mit Haarnadeln befestigt; stellenweise nähte man ein kleines Stück Geld in den Kranz, die Frau hatte dann stets Geld im Hause.¹⁾ Die Stirn umgab ein Samtband. Die Breite der Kronenbänder entsprach derjenigen der Müsenbänder, Rosabänder mit grünen oder weißen Blumen waren besonders beliebt. Die Höhe der Krone betrug etwa 15 cm. Ihre Herstellung erfolgte in der Weise, daß ein Drahtgestell mit Futter überzogen und an diesem die künstlichen Blumen und die sich zitternd bewegenden Flittern (Bewers) festgenäht wurden. Neben der kleinen, oben offenen Form der Krone in Fig. 25 begegnet eine höhere, oben geschlossene, die einem Bienenkorb ähnelt. Die Bänder waren im Süden der Heide durchweg länger, sie fielen dort etwa bis in die

¹⁾ Anderwärts (in Moissburg, Germania 37, 115) wurde ihr Salz und Brot vor der Trauung in die Tasche gesteckt.

Kniegend herab. Während im Nordwesten die an sogenanntem Silberschlängendraht befestigten Perlen¹⁾ klein waren, erreichten sie in anderen Gegenden die Größe eines Taubeneies, so an der aus Westergellerfen bei Lüneburg stammenden Krone (Fig. 26). Die Kronen wurden im Pfarrhause hergestellt und aufbewahrt und gegen Entgelt ausgeliehen; ähnlich war es in vielen Gegenden Deutschlands, und schon bei Voh birgt die Kommode von Luifens Mutter unter anderem



Fig. 25.
Brauttracht im Kirchspiel
Hollenstedt (Kostümpuppe).

„die flitternden Kronen,
gewünscht von den Bräuten des Dorfes.“

Über den Ursprung der Krone hat neuerdings Hottenroth (II 177) behauptet, sie sei „ohne Zweifel von Haus aus ein slawisches Erzeugnis.“ Aber der Hinweis, daß sie noch heute vorzugsweise in slawischen Gegenden verbreitet sei, beweist für die Herkunft der bekanntlich auch über ganz Deutschland, von den Alpenländern bis zu den Nordseeinseln, verbreiteten Krone wenig, er ist höchstens für das zähkere Festhalten der Slawen an alter Tracht zu verwenden. Vielmehr ist mit Weinhold anzunehmen, daß die Sitte des Brautkranzes römischen Ur-

sprungs und durch die Vermittlung der Kirche üblich geworden ist; aus dem kirchlichen Ursprung aber erklärt sich ungezwungen die gleichmäßige Verbreitung über germanische und slawische Gegenden.

Der Weg, den die Krone bei ihrer Wanderung zurückgelegt hat, steht im allgemeinen fest; erfreulich war es mir, ihre Spur auch im

¹⁾ Die Hauptbezugsquelle der Perlen und des Silberschlängendrahts war das noch jetzt bestehende Geschäft von Cordes in Hamburg, vom Volte Perlcordes genannt.

alten Lüneburg zu entdecken. In mittelhochdeutscher Zeit dient die Krone neben dem schapel als Brautkranz, aber auch sonst als Kopfschmuck der adligen Jungfrau, wie beispielsweise auf Föhr¹⁾ noch um 1820 die Krone bei der Arbeit und mit einigen Änderungen



Fig. 26. Brautkrone aus Westergellersen. Museum in Lüneburg.

bei der eigenen Hochzeit getragen wurde. Dann hält sie ihren Einzug in die Städte, zunächst jedenfalls als Schmuck der Patrizier-töchter. Die erwähnten Lüneburger Quellen des 15. Jahrhunderts kennen die Brautkrone nicht. Dagegen scheint in den letzten Jahr-

¹⁾ Vgl. Sottenroth II 198.

zehnten des folgenden Jahrhunderts unter der weiblichen Jugend Lüneburgs ob der Berechtigung, die Brautkrone zu tragen, ein Streit entbrannt zu sein. Wenigstens verordnet der Rat,¹⁾ daß diese Brauttracht hinfort ein ausschließliches Vorrecht der Sülzmeisterstöchter und derer von den Geschlechtern sein solle; während es diesen Bräuten auch freistehen soll, statt „under der Cronen“ sich mit einem „zimlichen Perln Cranz“ trauen zu lassen, wird in allen anderen „folgenden und geringeren Ständen“ die Krone „abgethan und vorpotten“ und statt ihrer „eine andere juncfrowliche zimliche und ehrliche Zierung [etwa der Perlentranz] vorgonnet.“ Die Zeit, in der die Krone sich die Heide erobert hat, läßt sich nicht bestimmen.

Die Männertracht.

Die Männer begnügten sich an den Arbeitstagen mit ungefärbten Stoffen; strichweise wurde das ganze Jahr hindurch Leinen getragen, in anderen Gegenden trat im Winter Halbwole oder Wolle an die Stelle. An die Weste mit zwei Reihen blanker oder schwarzer Knöpfe schloß sich die über den langen Strümpfen zugebundene Kniehose mit gleichen Knöpfen am äußeren Kniestück. Über die Hose wurde oft im Sommer zur Schonung, im Winter auch zum Schutz gegen die Kälte die Sludder-büx, über die Weste der blauleinene Kittel gezogen. Vor dem Viehfuttern warf der Knecht eine kurze Überjacke aus selbstgewebtem greifen oder blaugefärbten Leinen oder aus Weiderwand mit einer Reihe schwarzer Knöpfe, das For-hem,²⁾ über; es sollte verhindern, daß die Pferde an den weißen Hemdsärmeln herumschnubberten und sie besudelten.

¹⁾ A 50 (Stadtbibl.), S. 339 (Rückf.) und 354 (Rückf.).

²⁾ D. h. „Futterhemd“ (von foörn, mnd. voderen = füttern; „Hemd“ hier im Sinne von Kleidungsstück.) Vgl. auch Ten Doornkaat I 541 för-hemd Futterhemd, Unterjacke, Brusttuch. Die Niederf. 8, 369 gegebene Ableitung des „Futterhemds“ der Janunder in Pommern von dem roten Unterfutter ist verfehlt. Auch die Unterjacke der Mädchen hat früher stellenweise die Bezeichnung Foder-hemd geführt; so schreibt der aus Fehmarn stammende Joachim Beccau 1719 (Niederf. 9, 160):

Bei der Feldarbeit trug man einen abgenutzten cylinderförmigen Filzhut, das Spint, weiter im Süden einen Dreimaster, dre-eckten Hot. In weitem Umkreis um die Stadt Lüneburg, auch in der Winsener Marsch, im Wendland, in Bardowick, war die Soewen- oder Regendalersmütz verbreitet, eine ziemlich hohe Schirmmütze von Seehundsfell (Sel, vgl. mnd. sel Seehund). Westlich des Westerbeder Moors in der Südheide, bei den sogenannten Hinnermoorsken (den hinter dem Moor Wohnenden), waren schirmlose schwarze Pelzmützen von der Haut der jungen, tiefschwarzen Heidschnuckenlämmer (Lämmersch-meuschen, vgl. mnd. musche aus lat. almucium = die Kappe) in Gebrauch.¹⁾ Außerdem muß in der Heide — nach Abbildungen Suhrs²⁾ zu schließen — auch ein dunkler, breitkrämpiger, halbhoher Hut getragen worden sein. Die gewöhnliche leichte Kopftracht, schon der Schulknaben, war die Zipfelmütze (vgl. Fig. 5), die im Winter gern über beide Ohren gezogen und von Erwachsenen unter dem Hute getragen wurde, die Klingbüdels-mütz oder Kepitel-mütz.³⁾

Bei festlichen Gelegenheiten, etwa beim Tanze, am Sonntagnachmittage, wurden dieselben Stoffe, aber blaugefärbt getragen. Um den Hals wurde ein dünnes, buntes Tuch gebunden. An den Knien und auf den niedrigen, weit ausgeschnittenen Schuhen waren dann Spangen befestigt; neben den Schuhen begegneten Stulpstiefeln. Getanzt wurde in Hemdsärmeln. Zur Kirche zog man über die — im Süden oft aus buntem Rattun hergestellte — Weste eine sehr kurze blaue Jacke mit zwei Reihen derselben Knöpfe, die im Schnitt der Alltagsjacke entsprach und auch Forhem hieß. Zum Abendmahl wurde ein — oft geliebener — langer schwarzer oder

Dat Foderhemd sitt dy so schieklich in de Follen (Falten),
 Un drepeld an de Lief, as't diner Moder satt,
 Do se noch Zumfer was.

Wie wir sehen werden, ist in der Lüneburger Heide die Bezeichnung allmählich auf die ähnlich aussehende Sonntagsjacke der Männer übertragen worden.

¹⁾ G. Wrede in Niederf. 10, 203.

²⁾ z. B. Ausruf, Taf. 11 u. 41.

³⁾ Der zweite Ausdruck bezeichnet eigentlich wohl die Mütze, die das Kapitel, die Stiftsherren, beim Gottesdienst herumgehen läßt.

blauer Lakens-rock¹⁾ mit einer gleichen, auch wohl einer gelben hirschledernen oder manchesternen Kniehose getragen; die zugehörige langschößige Weste erreichte fast die Länge des Rockes. Im äußersten Süden, in der Celler Gegend, scheint — nach den Modellfiguren des Celler Museums — in der Fest- und Kirchtracht die rote Weste mit Messingknöpfen eine besondere Rolle gespielt zu haben. Die oben erwähnten Hinner-moorsten²⁾ trugen kurze, weißgefütterte Jacken und Hofen aus oft selbstgefärbtem Dreikamm (S. 121, Anm. 1) mit einem Schluß an der Außenseite.

So viel über die Männertracht. Sie ist in der Heide wie weithin im wesentlichen nur das erstarrte Rokokostück. Auch in der Heide wiederholt sich die bekannte Erscheinung, daß die Männer dem Modischen gegenüber eine geringere Widerstandskraft gezeigt und eher als die Frauen die Volkstracht aufgegeben haben.

Den sauren Wochen folgten die frohen Feste, dem Tage und seiner Arbeit die Erholungstunden des Abends. In zwei Reihen hintereinander — wie andertwärts in Deutschland — zogen die Burschen und die Mädchen durchs Dorf und auf der Landstraße dahin, und feierlich klangen die im Winter in der Spinnstube (bi't Rad) gesungenen Lieder durch die lauschige Stille von Dorf und Flur.

Neben diesen stimmungsvollen und sich forterbenden Liedern der Spinnstube standen die flacheren, leichteren Lieder des Tanzsaals. Die Musikanten vermittelten diese modernen Erzeugnisse der Stadt dem Lande, und manches Lied wanderte dann natürlich vom Tanzsaal ins Haus und auch auf das Feld mit. Fortgesetzt drangen neue Weisen und Texte ein; die älteren wurden bald vergessen, nur einige haben ein zäheres Leben gehabt.

An Gelegenheit zum Tanzen fehlte es nicht. So war am zweiten Tage der großen kirchlichen Feste regelmäßig im Kirchdorfe Mesik, und zwar gewöhnlich, wenn das Dorf mehrere Gastwirte hatte, gleichzeitig bei allen. Nach der Kirche begann der

¹⁾ Einen solchen trägt auch der Strumpfverkäufer aus der Heide bei Suhr, Taf. 11, während der Honigverkäufer aus der Lüneburger Heide, Taf. 41, die kurze Jacke zeigt.

²⁾ G. Webe in Niederf. 10, 203.

Tanz, aber es ist auch vorgekommen, daß der zum Nachmittags-gottesdienste schreitende Pfarrer, den Tanzlärm hörend, unter die entsetzten Musikanten trat und Ruhe gebot. Auch die etwaigen Scheibenschießen brachten Tanzmusiken, und selbst ohne derartige Anlässe wurden sie dann und wann von geschäftseifrigen Wirten veranstaltet. An den Tanzmusiken beteiligte sich nur die junge Welt, die Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, wie noch heute. Außerdem gab es die sogenannten Kaffeebälle, zu denen die Verheirateten besonders eingeladen wurden, häufig mit der scherzhaften Bemerkung: Bringt man dat Hus up 'n Boen un smitt de Ledder in 'n Sot¹⁾ (in den Brunnen); aber die Jugend gab auch bei diesen Veranstaltungen die Haupttänzer ab. Dazu kamen der Jahrmart, das Erntefest, der Fastnachtsabend und die Hochzeiten. Außerhalb des Kirchdorfes wurde auch oft ohne obrigkeitliche Erlaubnis eine Tanzmusik abgehalten. „So geschah es denn auch (schreibt der S. 10 angeführte Heidebewohner), daß sie das Tanzen nicht frei hatten. So kam der Vogt aus S. und wollte einen Fang machen. Wenn der ins Dorf kam, das wurde ver-raten. Gleich wurde der Spieltisch (Musikantentisch) hinter den großen Feuerherd gestellt, die Branntweingläser und Kröse (Bier-trüge) weggesetzt, und die Leute flüchteten in N. N. seinen Holz-hof. War der Vogt weg, so kamen die Leute wieder. Der Spiel-tisch und die beiden Musikanten darunter wurden hinter dem Herd herausgeholt, die Gläser und Kröse wieder hingesezt, und so war alles wieder mobil.“ Was die hier erwähnten „beiden Musikanten“ betrifft, so sei bemerkt, daß Violine und Baß die Instrumente der Tanzmusiken waren; bei Hochzeiten traten Clarinette und Blech-musik hinzu. Bei dem Tänzchen, das Knechte und Mägde dann und wann am Sonntagabend auf dem Flett veranstalteten, be-gnügte man sich schon mit einem geblasenen Ramm.

Man unterschied bunte und runde Tänze (nu gift 'n Bunten, 'n Runnen). Für die ersteren, die dem altdeutschen Reihentanz entsprechen, gab und giebt es auch die Gesamtbezeichnung Runtra

¹⁾ Fast gleichlautend bei der Einladung zur Hochzeit im oldenburgischen Saterland (E. S. Meyer 172); unter Hus ist aber das Haus, nicht „der Haus-rat“, wie Meyer meint, zu verstehen. Man soll das ganze Haus auf den Boden bringen, da alle erwartet werden, also niemand auf das Haus passen kann!

(= Contretanz), zu der man noch den besonderen Namen hinzusetzte. So tanzte man einen Cuntra Zwetritt, Cuntra Dretritt und Cuntra mit de Windmoehl; später traten die Schottskedrilje (frz. quadrille) und die Française hinzu. Für das niedersächsisches Trachtenfest in Scheeffel (am 24. und 25. September 1904) stellte die Einladung flotte „Bunte“ in Aussicht: Schottisch-Kadrillje un Kuntrahupfa, Föfstehalfstürigen un Kuntraachterrüm, Windmüller un Kuntradretritt. Auch in der Sübheide werden neuerdings alte Tanzweisen wie Lustig vörn Disch und Achterhalfstürig mit en Nahklapp besonders gepflegt und so lebendig erhalten oder erneuert (vgl. Niederf. 9, Heft 11).

Der Cuntra mit de Windmoehl hatte beispielsweise seinen Namen von einer sich mehrfach wiederholenden Tour, bei der die Tanzenden eine Windmühle darstellten. Die vier Mädchen jedes Carrés, jeder Petè (Partie), traten mit dem Rücken zusammen und waren die Windmühle, die vier Tänzer drehten sich als Flügel, in die Hände klappend, um sie herum. Die bunten Tänze, zumal die älteren, wurden wenigstens teilweise mit Gesang begleitet. Diese Texte waren vielfach nur Einfälle der Musikanten, wie diese denn auch mit Vorliebe an den betreffenden Stellen mitsingen. Aber auch die Burschen stimmten ein, und die Mädchen sahen nicht selten verlegen drein, denn salonfähig waren die Texte nicht immer.

Diejenigen Paare, die bei einem Rundtanz getanzt hatten und nun hintereinander stehend ausruhten, bis die Reihe wieder an sie kam, hielten, wie der Ausdruck lautete, „Solo“; hier liegt anscheinend eine Begriffsverschiebung vor, denn Solo (allein) läßt vermuten, daß diese Wendung ursprünglich von solchen, die allein tanzten, gebraucht und erst später auf die Pausierenden übertragen worden ist.

Heute überwiegen die Rundtänze, und zwar so, daß auf mehrere (etwa drei bis vier) erst ein Contretanz folgt. Vor fünfzig Jahren stand man dem altdeutschen Gebrauche, der bekanntlich nur Reigen kannte,¹⁾ noch näher: man tanzte nur buute Tänze, hinterher folgte dann wohl ein kurzer Rundtanz. Vier Paare stellten sich beim

¹⁾ Über das Auskommen der Rundtänze (in Ditmarschen um 1550) vgl. E. S. Meyer 159.

„Cuntra“ oben vor dem Musikantentisch auf. Derjenige, der den Tanz bestellt hatte, warf ein Biereschillingstück auf den Musikantentisch, außerdem gab jeder der drei anderen Tänzer einen Doppelschilling. Die übrigen Carrés tanzten umsonst mit. Bei dem folgenden Tanze wurde das erste Carré das zweite, und das frühere zweite hatte die Ehre, hawen vör'n Dirsch to tanzen, und zahlte dafür. So ging es weiter. Es gab aber auch solche, die sich nicht nach oben drängten und diesem Ehrgeiz auch nicht huldigen konnten, sondern den Abend und die Nacht umsonst dem Tanze huldigten: eine derartige Runde pflegte ganz unten bei der Großen Tür, bis wohin die Tanzbrücke gewöhnlich nicht reichte, auf der bloßen Diele zu tanzen, und solche Tänzer hießen deshalb Mulla-dänzers. Das war die gute alte Zeit, in der man das teure Tanzgeld von heute noch nicht kannte und, wie ein ergrauter Bauer gelegentlich meinte, mit einem Schilling in der Tasche (soviel kostete nämlich ein Schnaps) ein frohes Tanzfest mitmachen und doch „ehrlich“ bleiben konnte.

Getanzt wurde durchweg linksrum. Burschen und Mädchen waren, wie früher bemerkt, wenigstens bei den sommerlichen Tanzmusiken in Hemdsärmeln. Daß der Tänzer stundenlang mit demselben Mädchen tanzte, war die Regel. Daher traten die Tänzer zum Contretanz für sich an, ohne Tänzerin; ihr Händeklappen genügte, daß sich bei jedem seine Partnerin einfand. Die Mauerblümchen tanzten, wie der Volkswitz sagte, mit Stänner-fris (Ständerfris) un Bank-jehann oder Bank-hans oder mit Lurup un Stah-man (Laure auf, Steh nur).

Unter den zum Teil aus dem Hochdeutschen herübergenommenen Singweisen waren folgende besonders beliebt: Lott' is dot, O Du lewer Augustin, As uns' Großvader de Großmudder nöhm, Gistern Awend wür Vadder Michel dor. Nach der Melodie von „Feinsliebchen unter dem Rebendach“ erklang der Walzer:

Hatten Lena mit de Newellapp,¹⁾
 Riel mal to'n Finster rut,
 Mak apen mal din Ettschapp (Eßschrank),
 Min Magen bellt ganz lut.

¹⁾ Die im Winter getragene Nebelkappe bestand aus gefüttertem Wollatlas und war mit billigem Pelz verbrämt. Sie bedeckte Kopf und Nacken und wurde unter dem Kinne zugehakt oder zugebunden.

In wenn Du noch wot oewer heft,
So lang man her den lesten Rest!
Hatten Vena mit de Newellapp,
Kiel mal to'n Finster rut!

Ein Rheinländer war:

Irst up de Ha - den un denn up de Ebn, Mud - der, wot
geht de Rhein - län - ner schön!

In vorgerückter Stunde tanzte man gern den Finger-schotts.
Die Paare traten hintereinander an, indem Tänzer und Tänzerin
sich ansahen:

Mit den Füß - sen geht es trapp trapp trapp, Mit den Händen geht es
klapp klapp klapp, Mud - der, wot is dit? Mud - der, wot is dat?
Dirn, Du kriegst mit de Für - tang' wat.

Bei trapp trapp trapp wurde aufgestampft, bei klapp klapp klapp in die Hände geklatscht, die folgende Zeile mit schallhaftem Drohen des rechten und dann des linken Zeigefingers begleitet (woher der Name des Tanzes stammt), bei der Schlusszeile drehte man sich.¹⁾ Daran schloß sich ein kurzer Rundtanz ohne Gesang nach folgender Musik:

¹⁾ In anderen, leider nicht näher bezeichneten Gegenden der Lüneburger Heide sang man auch den Anfang plattdeutsch: Mit de Fäuten trapp trapp trapp, Mit de Händen klapp klapp klapp (Nieders., Nr. vom 1. Febr. 1903).



Nach diesem Rundtanz trat man aufs neue an. —

In derselben Weise stellten sich die Tanzenden bei dem nach Text und Weise wohl bekannten Liede „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt denn Zulchen mit?“ auf, doch so, daß die untere Hälfte des Saales freiblieb; bis etwa zwanzig Paare konnten sich nach den gewöhnlichen Raumverhältnissen beteiligen. Mit Vorliebe wurde der Tanz verlangt, wenn die Festfreude ihren Höhepunkt erreicht hatte, auch als letzter Tanz. Neben dem hochdeutschen Text wurde auch ein derberer niederdeutscher gesungen. Bei diesem „lustigen“ Tanz pflegten alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, auch die sich vom Platze erhebenden Musikanten, mitzusingen. Tänzer und Tänzerin hatten sich kreuzüber bei den Händen gefaßt. Der eine Fuß war vorgestellt: „Herr Schmidt“, die Fußstellung wurde gewechselt; „Herr Schmidt“, wieder Wechsel der Fußstellung; „Was kriegt denn Zulchen mit“, dreifacher Wechsel, und so fort. Bei der zweiten Hälfte (’n Schleier und ’n Federhut Der steht dem Zulchen gar zu gut) rutschte man, indem man die Hände ohne Kreuzung ineinander legte, die Diele hinab und hinauf, bis die Tour aufs neue begann. Laute Juchzer begleiteten den Gesang und die sprunghaften Schritte, die Mühenbänder der Frauen und Mädchen flatterten, und in die hellen Töne der Violine mischten sich die dumpfen des Brummbasses und der auf den beiden Seiten der Diele in den Ställen stehenden Röhre. Alte Frauen erzählen noch heute mit Begeisterung von diesem Tanz, dem „Rutscher“. „Wot würen we man nich vergnügt in uns’ linnen, drückten Röck un de Jungens in ehr Hemmsmaugen, ewenso vergnügt as nu up de groten Saalen (den großen Sälen) un in siden un halffiden Kleder!“

Ein Walzer war folgender Tanz:¹)

1. Pe - ter Wüpp - up, Pe - ter Wüpp - up, kannst Du nich still
 stahn? Norden A - wend, mor'n A - wend schallt'r lu - stig her - gahn Mit de
 lüt - te Bi - ge - lin, mit den gro - ten Brumm - baß, Mit
 Ra - deln be - ste - len, mit Ro - sen be - dacht.

2. Hans, hör ins, Hans, hör ins, unß Wittkopp hett'n Kalf,
 Hett'n Kohkalf, hett'n Kohkalf, gift'n Stewel vull Melk.
 Unß Großmudder ehr Göttheit (Güte) kummt ok noch rup de Del,
 Hett'n Müß up, hett'n Band an von de achttiehnsterhalf El.
3. Eija poleija, wot weiet de Wind?
 Achter unsen Hus' dor stünn so'n grot Ding,
 Harr sunn' lang'n Snavel un harr sunn' lange Ben,
 Heff in min Lewen sunn' Dings noch nich sehn.
4. Achter unß Bachhus dor danzen por Zegen,
 Mudder, wot wullt Du Din Dochder mitgeven?
 Twintig Por Tüffeln un dörtig Por Schob,
 Dor lat se mit reisen na'n Kukuck hinto.

Ein wohl den meisten Lesern bekanntes Tanzlied, das ebenfalls den Kindern vorgesungen wurde, war: Hänken set in'n Schoßtèn un flicke sine Schoß.²) Ein anderes war:

¹) Vielleicht handelt es sich um zwei Lieder; jedenfalls wurden sie nach derselben Weise getanz. Ich gebe den Text wieder, soweit er mir einigermaßen festzusteher scheint; auch die Reihenfolge der Strophen ist zweifelhaft. Str. 3 und 4 waren vielleicht einst ein Wiegenlied.

²) Vgl. Böhme Nr. 578, Niederb. Liederbuch (Hamburg und Leipzig 1884) S. 53 und zur Überlieferung ebenda S. 104.



Wenn't Ping - sten is, wenn't Ping - sten is, Denn slacht min
 Va - der en Vock, Denn danzt min Mud - der, denn danzt min
 Mud - der In') eh - ren ro - den Noek.

¹⁾ In Weserlingen (a. d. oberen Aller, außerhalb der Heide) sang man: Denn krieg
 ist en nien Noek (Niederf. 8, 288). Zu dem Text vgl. auch Böhme I Nr. 617.

Der folgende Vers:

Danz mit mir, danz mit mir,
 Ist heff sunn' bunten Platen für.
 Mit mi ok, mit mi ok,
 Min de is von Kammerdok¹⁾

gehört nach Böhme (II Nr. 178) zu dem weit hin nachweisbaren
 Mädchenreigen der „nassen Brücke“ (Nr. 170 ff.). Die Mädchen
 drehten sich im Kreise und sangen:

Es regnet auf der Brücke,
 Und alles das war naß;
 Es hat mich was verdrossen,
 Ich weiß wohl was.

Darauf paarweiser Tanz, indem die obigen Worte gesungen²⁾
 wurden, deren Anfang bei Böhme lautet:

Komm, tanz mit mir, komm, tanz mit mir,
 Ich hab' ne bunte Schürze für.

Zu den mit Tanz verbundenen jährlich wiederkehrenden Festen
 gehörte der Jahrmarkt des Kirchdorfes (dat Mark). Ein Karussell
 und ein halbes Duzend Buden waren aufgeschlagen. Besonderen
 Zuspruch von den Mädchen und Frauen hatte der „Bandsjude“,

¹⁾ Watist, eigentlich Tuch aus Cambrai in Frankreich (mnd. k a m e r - d o k).

²⁾ Nach der Weise „Vott' ist tot“, Böhme S. 706. Die Reime sprechen
 dafür, daß die beiden ersten Zeilen ursprünglich hochdeutsch (mir: für), da-
 gegen die beiden letzten (ok: Dok) sofort niederdeutsch waren.

der oft in Ermangelung eines Zelttes auf einer Scheunendiele seine Waren ausgelegt hatte. Um die Hütte des Stadtkaufmanns rissen sich die Mädchen; jedes wollte den schönsten Perlepp erstehen. In allen Wirtshäusern war Tanz, auf der Diele oder im oberen Stockwerk des Speichers, zu dem man auf schmaler Treppe emporklimmte. In den einzelnen Bauerhäusern waren regelmäßig Verwandte und Bekannte von auswärts; mit ihrer Abspeisung hatten die Hausfrauen den ganzen Tag zu tun, so daß ihnen selbst die Festfreude in unliebsamer Weise beschränkt wurde — ein Umstand, der neben der zunehmenden Zahl eingefessener Kaufleute später an vielen Stellen zur Abschaffung des Jahrmarttes geführt hat.

Dem Karneval entsprach der Fastlam oder Fastabend (eine Zusammenziehung des mnd. *vastel-avent*, das sich an einigen Stellen der Heide noch erhalten hat). Auch der Ausdruck *Notenber* (*Genossenbier*, vgl. S. 79, Anm.) kam und kommt dafür vor, weiter südlich auch *Bu(e)rn-ber*. Gefeiert wurde am Sonntag und Montag; anderwärts wurde am Sonntag alles vorbereitet und von Montag bis Donnerstag Mittag gefeiert. Während das Fest heute lediglich ein Tanzvergnügen ist, war es früher wenigstens mit einem volkstümlichen Bestandteil verbunden. Am zweiten Tage zogen die jungen Leute mit einigen Körben, die Musik voran, um die Mittagszeit ins Dorf. In den einzelnen Häusern tanzten sie unter sich und baten dann um Gaben, Eier und Würste. Schließlich ging es zum Wirtshaus, wo sie sich die Gaben bereiten ließen und verzehrten. Allmählich fanden sich die Mädchen, auch die verheirateten Leute, ein — und nun begann der Tanz. Stellenweise (z. B. in Emmelndorf bei Hittfeld) war es Sitte, am Schluß des Festes, Donnerstag Mittag, eine gefüllte Branntweinflasche einzugraben, die bei der nächsten Fastnacht wieder hervorgeholt wurde; anderwärts (z. B. in Rade bei Hollenstedt) geschah dieses am Erntefest; man nannte diesen Akt, der sinnbildlich das Ende der Feier vorführte, den *Fastlam* (den *Dhrendag*) *ingraben*.

Ein Volksfest im besten Sinne des Wortes war das Erntefest, der *Dhrendag*.¹⁾ Man feierte das Fest nicht wie heute, wo

¹⁾ In der Südheide begegnet der Name *Vergoden-deel* (z. B. Niederf. 9, 308). Der letzte Busch Roggen, dem man umtanzte, bevor er abgehauen wurde, hatte dort den Namen *Vergodendeels-struß* (Zeitung 1902),

es ebenfalls zu einer bloßen Tanzerei herabgesunken ist und nur noch der Erntekranz und das bekränzte Orchester an den eigentlichen Zweck erinnern, bei einem Gastwirte, sondern abwechselnd in den Bauerhäusern. Hatte in dem einen Jahre der Besitzer von Haus 1 das Fest, so im folgenden der von 2, und so fort. Auf der Großen Diele wurde eine Tanzbrücke gelegt, etwa an der Grenze zwischen Diele und Flett kam der lange Musikantentisch zu stehen. Es wurde geschlachtet und gebacken. Alles war für Geld zu haben; nur das Bier und den Koem (Rümmel, Branntwein) hielten die Burschen selbst, beides gab es umsonst. Dafür hatte aber jeder, mit Ausnahme der auswärtigen Frauen und Mädchen, einen bestimmten Betrag zu entrichten; selbst die einheimischen Mädchen zahlten (8 Schilling) und gaben außerdem noch etwas für das Papier und Gniddergold des Erntekranzes.

Über dem Musikantentische war ein Tannengewinde angebracht, in dem man bunt durcheinander Roggen- und Haferähren, Buchweizen, Wurzeln, Steckrüben, Runkeln, Vogelbeeren, Blumen und Äpfel sah. Auf der Diele hingen geliebene Lampen am Boden, der wegen der Feuergefährdung gewöhnlich durch Koken-platen (Kuchenplatten) geschützt war.

Der Hauptschmuck war die Erntekrone; schon tagelang vorher hatten die Mädchen sie in dem Hause, an dem das vorjährige Erntefest begangen worden war und in dem auch die Reste der letzten Krone aufbewahrt wurden, hergestellt. Über zwei etwa 60 Centimeter langen Querbälzern erhoben sich die Bügel (gewöhnlich Tonnenreifen). Diese wurden mit Tannenzweigen, Vogelbeeren, Ähren und Buchsbaum bebunden und an ihnen Bänder aus buntem Papier befestigt, die mit allerlei zurechtgeschnittenen Figuren aus Gniddergold behängt waren. Auch an den Querbälzern wurde Tannengrün befestigt, und Vogelbeerketten und Vögel (ansgepustete Eier, mit Kopf und Schwanz versehen und mit Gold- und Silberpapier beklebt) schaukelten darunter.

Am Nachmittage des ersten Tages, des Sonntags, wurde in

d. h. Strauß, der den Anteil der hier als Erntegöttin auftretenden Frau Gode bildete. Von diesem Strauß, der übrigens in älterer Zeit wohl nicht abgehauen wurde, sondern stehen blieb, ist der Name auf das ganze Fest übertragen worden.

feierlichem Zuge — die Musikanten voran, die Burschen und Mädchen dahinter — der Kranz abgeholt. Auf einer Stange trug man ihn zum Festhause, wo er mittelst einer Stricköse am Boden aufgehängt wurde. Und nun flog das junge Volk der Schnitter zum Tanz, und zu ihnen gesellten sich die Alten. Am anderen Vormittag durften Knechte und Mägde, wenn das Vieh gefüttert worden war, ausschlafen; es war ja ihr Fest. Am Nachmittag begann die Feier aufs neue. Zum Schluß ging es an das Plündern des Kranzes. Die Kinder wurden hinangehoben; jedes pflückte, was es bekommen konnte, heraus.



Wenn in der Heide der Mutter statt des erwarteten Eßhühchens ein Mädchen beschert wird, meint sie wohl mit einem verbreiteten Trostwort: Dor kann 'n de Jungens mit fangen. Und die „Jungens“ lassen und ließen sich fangen, und auch das Mädchen ohne Schönheit fand seinen Liebhaber.' Dor is ten Putt so schef, dor paßt 'n Deckel up und — De Lew fallt towil'en up 'n Rosenblatt, towil'en up 'n Kohklaß. Es hieß auch: Dat is man 'ne ulle schlechte Dirn, de leenen Broegam hett. Es hängt eben vom Mädchen selbst zum Teil ab, ob sie einen Mann bekommt: Dat is nich all'en 'n Gottbescheren, dat het ok! Mäken, dreih di dor nah! Wie sah nun das Ideal der Bauerstöhne aus? Rothhaarige Mädchen, enen Voss (Fuchs), mochten sie nicht leiden, die waren falsch,¹⁾ die hatten „einen im Sinn.“ Ein gesundes Mädchen mußte es sein, rejalig (reell), un düchdig arbeiden müß se können²⁾ un 'n beten inne

¹⁾ Vgl. auch W. Schröder, De platt. Sprüchwörter-Schatz Nr. 846: Kohde Haar un Ellernholt waßt up leenen gooden Grund!

²⁾ Der Vorwurf der Trägheit (de ull Dirn arbeit nich) war einer der schlimmsten für ein unverheiratetes Mädchen; nach einem solchen pflegte „keine Nachfrage zu sein,“ ja die Dorfmadchen selbst verachteten und verhöhnten sie.

Melk to krömen (zu brocken) hemm'n, d. h. eine Aussteuer, ein paar Kühe und Schweine und etwas Geld mitbekommen; un schier un slank müß se wen, ten ulle Slentertasch.

Lütt un dick
Hett ten Schick,
Slank un klen (hierlich, in der Taille)
Dat lett sit sehn.

Ein anderer Vers sagte:

Kopp glatt, Fot glatt
Is de halve Brutschatt.¹⁾

Die Frage, ob er und sie gut miteinander auskommen würden, war von untergeordneter Bedeutung. In einem Läusehen des Heidedichters Friedrich Freudenthal, dem „Upgebot“, fragt der Pastor einen Bauern, der seine Verlobung anzeigt und aufgeboten werden will: Un hett dat Mäken ol enen goden Charakter? Ward Se ol glücklich mit ehr lewen? und erhält die Antwort: Ja — a, Herr Pastor, dar is mi nich bang vör — se weet mit Kalwer un Swin got simtogahn. Stellenweise bedeutete „Charakter“ in der Heide so viel wie eigensinniges oder auffälliges Wesen und wurde so besonders mit Bezug auf die Dienstboten gebraucht. Bescheidenheit, Gehorsam und Arbeitswilligkeit waren eben selbstverständliche Dinge, dagegen wurde Eigensinn und Auffälligkeit als etwas Besonderes, als eine Abweichung von dem Typus der dienenden Jugend empfunden und daher mit „Charakter“ bezeichnet. So wurde denn ein Mädchen, in dem „ein Charakter steckte“, eher gemieden als begehrt.

Die Mädchen teilten die junge männliche Welt in zwei Gruppen: die einen mochten die Sinnigen (Verständigen, Ruhigen) lieber, die anderen die Bratschigen (Verben, Ausgelassenen). Bezeichnenderweise tritt der einzige Rest der Wortsippe „Treue, treu“, das Wort tro-hattig, fast nur in der Verbindung en trohattigen Burßen auf; das war und ist in der Heide die Bezeichnung für den treuen Liebhaber. Gemischte Ehen waren in diesen rein

¹⁾ In Büßstringen an der Ohre (Prov. Sachsen):
Köppken glatt un Fäutken glatt,
Mätens beste Middegast (Niederf. 9, 16).

lutherischen Gegenden an sich so gut wie ausgeschlossen, aber der Volkswitz hat sich doch gemüßigt gesehen, auch hier sein Urtheil abzugeben:

Two Glowens up enen Küssen,
Dor ligt de Düwel mirden (mitten) twüschen.

Es versteht sich von selbst, daß mannigfacher Volksglaube diesen erwartungsvollen Lebensabschnitt erfüllt. Das Mädchen muß die Katzen, die Lieblingstiere der altgermanischen Liebesgöttin, gut füttern, damit an seinem Hochzeitstage die Sonne scheint. Regnet es dann doch, so fehlt es auch nicht an einem Troste: Wenn't de Brut in 'n Kranz regent, denn regent dat Glück rin. Kochendes Aufwaschwasser und drei brennende Lampen in einem Raume deuten auf eine heimliche Braut. Löst sich bei einem Mädchen das Schürzenband, so daß die Schürze wegzufallen droht, so freit „er“ mit einer andern. Spitze und scharfe Gegenstände dürfen Verliebte sich nicht schenken, da die Liebe durch sie zerschnitten wird. Ist ein Mädchen den untersten Brodknust, den Brumm-knust, so sind die „Zungens“ fortgesetzt brummig zu ihr; sollen sie mit ihr scherzen, so muß sie den obersten, den Lach-knust, essen.¹⁾ Ein Spinnewebe bezeichnet man als ein grot Brut-laken.²⁾ Durch ein eigenartiges Mittel verschafft sich das Mädchen über den Zukünftigen Aufschluß: wenn sie in einer Erbse zehn Erbsenkörner findet, ist sie neun und legt das zehnte unter den Süll (die untere Lage) der Stuben- oder Haustür. Der Anfangsbuchstabe vom Vornamen desjenigen Mannes, der zuerst hinübergeht, ist der Aufgangsbuchstabe vom Zunamen ihres einstigen Mannes. Dieselbe Wirkung erzielt man, wenn man ein im Grobbrød gefundenes heißes Roggenkorn dorthin legt.

¹⁾ Man glaubt auch, daß das Essen dieser Knüste auf das Mädchen selbst diese Wirkungen übe.

²⁾ In Markoldendorf (Südhannover): Da hängst mal 'n graut Briutlaken, Niedersf. 8, 390. Im Stadischen (s. B. zwischen Stade und Lurhaven) deutet man solches Spinnewebe als einen großen Brutsfleier. Verwandt ist der aus dem Braunschweigischen (Andree 296) bezugte Glaube, daß viel Spinnen in den Häusern viel Freier der Jungfern bedeuten, anscheinend deshalb, weil eine Braut besonders eifrig spinnen und weben muß. Wie hier die Spinnen als „Vörlat“ der Braut zu fassen sind, so das Spinnewebe als „Vörlat“ des Brautlakens oder Brautsfleiers.

Ein bemerkenswerter und ähnlich auch anderwärts¹⁾ begehrender Brauch ist der folgende: wird einem Burschen das Mädchen, mit dem er schon halb und halb verlobt gesagt wurde, weggeheiratet, so wird ihm von den schadenfrohen anderen Burschen nachts ein Bienenkorb aufs Haus gesetzt; genau so ergeht es einem Mädchen im umgekehrten Falle.

In der Regel sollen die Mädchen einer Familie der Reihe nach sich verloben. Wird ausnahmsweise eine jüngere zuerst gefreit, so entschuldigen die Bekanntenkreise das mit der launigen Bemerkung: *de Ällst is so lang' in 'n Backawen schawen.*

Oft fand sich das Herz zum Herzen, er tanzte mit ihr und erschien zum Fensterln (wür achter ehrn Finster). Oft war der hartnäckige Wille der Eltern maßgebend; der Tochter wurde vorgeredet: *dat is en gode Frê,*²⁾ und gewöhnlich heiratete dann das Geld das Geld; *se sünd tohop snackt*, sagte die Welt. Manche Ehe stiftete der Freierwerber oder die Freierwerberin.

Wollte ein Bauersohn heiraten, so schickte er den Freierwerber zu seiner Erkorenen, wenn er sich vorher nicht selbst mit ihr versprochen hatte. Gewöhnlich war es der nächste Verwandte. *Goden Dag — Goden Dag ok* — dann einige gewöhnliche Redensarten und schließlich rückte er mit der Sache heraus: *Wüllt Zi uns jon (euer) Lischen don?* War der Antrag willkommen, so wurde tüchtig aufgetischt. Der Freierwerber nahm das Jawort gleich mit; für seinen Dienst erhielt er (ebenso eine Freierwerberin)³⁾ ein flächsenes

¹⁾ So wird im Kreise Einbeck (Südhanover) in der Brautnacht dem verlassenen Teil ein Strohmann oder ein Strohweib in die Nähe seines Wohnhauses gesetzt, Niederf. 8, 390. In Scheeffel (im Stadischen) war es Brauch, daß beim Bekanntwerden einer Verlobung die Altersgenossen der Braut nachts eine Immentiepe auf den vorderen Giebel des Brauthauses setzten, Niederf. 10, 160.

²⁾ = Heirat. Der gewöhnliche Ausdruck für „heiraten“ ist *fréen* daneben kennt man in der Südbeide den Ausdruck *sit beminschen* im Sinne von „sich beweiben,“ wie schon *mund. minsche*, *mensch* nicht nur „Mensch“ bedeutet, sondern auch, und zwar ohne verächtlichen Nebensinn, weibliche Wesen bezeichnet.

³⁾ Von einer Frau, die mehrere Schürzen vorgebunden hat, sagt man, sie gehe auf Freierberei aus. Über den Grund dieser Ausdrucksweise habe ich nichts Näheres ermitteln können.

Hemd. Auch schickten, wenn ein Bauersohn vor dem Heiraten stand, verschiedene Eltern¹⁾ Freierwerber hin und ließen ihm ihre Tochter mit näheren Angaben über die Mitgift anstellen. Oder wenn einer ein Mädchen heiraten wollte, das er nur hatte rühmen hören und selbst nicht kannte (harr noch gor nich mal mit ehr danzt), so wurde der Freierwerber geschickt, um ein Schwein oder eine Kuh zu kaufen. Er sah die Tiere; das Mädchen erschien und mußte Auskunft geben; dabei lernte er sie näher kennen; nun erklärte er, er wolle sich wegen des Handels besinnen, und fragte, wenn jene ihm gefiel, die Eltern, ob der und der sie haben solle. Heute ist die Sitte der Freierwerberei fast ganz außer Gebrauch gekommen. Der Bauersohn ist sein eigener Freierwerber, und oft sind die Betreffenden jahrelang heimlich verlobt. Gar nicht so selten war und ist die gegenseitige Heirat zwischen Geschwisterpaaren verschiedener Höfe; eine solche hieß eine Tüschfrê (Tauschheirat).

Die jüngeren Geschwister eines Bauerhofes heirateten vielfach in eine Rötnerstelle oder den „lütten Stand“, den der Brinkfiser, Anbauern, Abbauern, ja vereinzelt der Häuslinge. Von den jüngeren Söhnen suchten manche ihr Glück in einem andern Berufe, der sie dann gewöhnlich von der heimatischen Scholle fortriß. Das Heiraten eines Bauermädchens in einen höheren Stand erweckte leicht Neid, und, gelang es einer solchen nicht, sich in die neuen Verhältnisse zu finden, fühlte sie sich vielleicht gar unglücklich darin, so hieß es: Ja, so geht, wenn ut'n Nachtputt en Bratputt ward.

Die Verlobung.

Die Verlobung wurde zweimal gefeiert. Die vollstümliche Bezeichnung war dat Loeft (mnd. lovete).²⁾ Das erste Mal feierte man an einem Sonntag im Hause des Bräutigams, wobei die Braut in Begleitung ihrer Eltern und Verwandten den ganzen

¹⁾ Die Töchter selbst durften sich natürlich nicht hervorstrecken, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, als fren-dull (heiratstoll) bezeichnet zu werden.

²⁾ Die Bezeichnung entspricht nicht, wie J. Grimm meinte, dem hochd. Braut-lauf(t), sondern ist von mnd. loven (laven) = geloben, zur Ehe versprechen abzuleiten, vgl. meine Beiträge S. 18f.

Besitz ihres zukünftigen Mannes „besah“. Der nächste Sonntag brachte eine gleiche Feier im Hause der Brauteltern. War alles zur Zufriedenheit ausgefallen,¹⁾ so wurde die Sache fast matt. Die Zeit der Hochzeit, auch die Zahl der Einzuladenden wurde festgesetzt; bei großen Hochzeiten wurden oft 3—400, späterhin sogar bis 700 oder 800 Personen geladen, während kleinere Besitzer oder gar Häuslinge eine entsprechend kleinere Hochzeit gaben. Ringe trug man noch nicht, ließ aber vor der Trauung von der Pfarre zwei tombakne oder Messing-Ringe²⁾ für Geld, die nachher sofort wieder hingebracht wurden. Bei der Verlobung wurde auch das Nähere über die Mitgift und etwa nötige bauliche Veränderungen festgesetzt. Daß der Vater des Bräutigams am Tage der Heirat „abgab“ und der Sohn den Hof „anfaßte“, war die Regel. So wurde denn auch der Altenteil der Bräutigamseltern gleich bei der Verlobung bestimmt, ebenso die Mitgift der anderen Kinder. Beides, Altenteil und Mitgift, wurde mit Rücksicht auf den Auerben, der bei den dürftigen Verhältnissen der Heide von vornherein keinen leichten Stand hatte, gewöhnlich knapp bemessen. Der Hof mußte lebensfähig erhalten werden, de Hof mußt bestahn, he kann nich mihr lirn (leiden), diesem höheren Gesichtspunkt hatten die jüngeren Geschwister sich unterzuordnen. Auch wenn ein jüngerer Bruder oder eine jüngere Schwester nicht heiratete, blieb sein oder ihr Erbteil auf dem Hofe und wurde nicht etwa unter die Geschwister verteilt. Bei der Übergabe des Hofes wies gern ein Verwandter auf jene Bevorzugung hin: Ja, he (der Älteste) is orig in 'n Böddel na den Anpatt (ist verhältnismäßig sehr im Vorteil) vör de Bröder un Swestern, um dann abschwächend, wie einen Trost für die Geschwister, hinzuzusehen: Na, he hett ok all de Lasten, un denn mut he de beiden Olen ok in de Ruhl hegen (bis zum Grabe pflegen).

Mit dem Loeft, der Verlobung, galt jedenfalls in alter Zeit die Ehe bereits als geschlossen. v. Hammerstein (Bardengau, S. 613)

¹⁾ Geßel ausnahmsweise das Gesehene einem Teile nicht, insbesondere den Brauteltern (der Ausdruck lautete: wenn't in'n Anschick wär), so wurde aus der Verlobung nichts.

²⁾ In Hollenstedt haben sich Brautleute zuerst 1857 goldene Ringe geschenkt.

hebt diese alte Volksauffassung mit Nachdruck für den Barden-
gau, der besonders die Nordostheide umschloß, hervor; die Auf-
fassung hat sich dort bis in die neuere Zeit behauptet: die Ver-
lobten betrachteten sich als Vermählte, „ungeachtet Trauung und
Hochzeit erst einige Wochen nachher zu kommen pflegten.“ Aber
dieselbe Anschauung hat auch in dem benachbarten Nordwesten
geherrscht; dort konnte man noch vor einigen Jahrzehnten mit Be-
zug auf zu früh geborene Kinder die Behauptung hören: Dat
Kind stammt von 't Loeft. Hierbei sei bemerkt, daß die Kinder,
wohl in der ganzen Lüneburger Heide, der Storch (de Abä) bringt;
die unehelichen Kinder führt der Volkswiz — jedenfalls im Nord-
westen — auf den Esel zurück: dieser niest sie nämlich hinter den
Zaun (dat Kind hett de Esel achter 'n Tun pröft).

Waren die Höfe der Braut- und Bräutigamseltern gutscherr-
schaftliches Besitztum, so hatten dem amtlichen Ehekontrakt Ver-
handlungen mit dem oder den betreffenden Adligen voranzugehen.
Der Guts herr mußte die Übertragung des Hofes an den heirats-
lustigen Anerben und die Heirat selbst genehmigen. Dafür war
eine bestimmte Erlaubnisgebühr¹⁾ zu entrichten. Ebenso hatten sich
die Eltern der Braut zu bemühen, daß die Gutscherrschaft das der
Tochter als Brautschatz und Abfindung Zugedachte genehmigte.
Das betreffende Aktenstück hieß ein „Ablobungsschein.“²⁾ Ich lasse
einen derartigen Schein, 1834 von der Gutscherrschaft in Bötters-
heim (Kr. Harburg) ausgestellt, hier folgen:

Actum Böttersheim, den 1834.

Von dem zu den Gütern Böttersheim gehörenden M.schen Hofe
zu . . . , welchen seit 1810 . . . als Interims-Wirth cultivirte und der
ihm mit der Bedingung zugeschrieben, daß er diese Stelle nach Ablauf
von 24 Jahren an seinen Stiefsohn übergeben solle, erschienen:
der Interims-Wirth , der Stiefsohn desselben und dessen
zweite Schwester , welche Letztere sich bis auf priesterliche
Einfegnung mit zu . . . bereits verlobt hat. Sie wünschten

¹⁾ z. B. zwei Reichstaler Kassenmünze als Stiefelgeld, ein Reichstaler
als Brauthemdgeld. Das ius primae noctis ist jedenfalls stellenweise, wenn
auch nur de facto et absque iure, ausgeübt worden.

²⁾ Offenbar, weil der Vater darin gelobte, der Tochter von seinem Be-
sitztum das und das „ab“zugeben. Für gewöhnlich bedeutet af-lawen
etwas anderes, nämlich „geloben, etwas abzustellen, zu unterlassen.“

nunmehr, den Brautschatz und die Abfindung für dieselbe zu bestimmen und die Genehmigung der Gutsherrschaft zu derselben zu erhalten.

Demnach erhält . . . bey ihrer Verheurathung aus der Stelle: Sechs Stüd Rindvieh, Sechs Schweine, Zwanzig Schaafe, Sechszehn Himpten Roggen, Zwanzig Reichsthaler Cassen Münze, ferner ein Ehrenkleid, nebst Kiste und Kistenpfand¹⁾ nach Ortsgebrauch; wovon Ein Stüd Rindvieh, ein Schwein, Kiste und Kistenpfand gleich bey der Verheurathung, das Uebrige aber, so wie es die Reihe trifft, erfolgen soll.

Da nun die ältere Schwester (geb. . . .) zu einen gleichen Brautschatz und Abfindung erhalten hat und, 25 Jahre alt, ebenfalls als demnächstiger Annehmer des Hofes damit einverstanden sich erklärt hat, so ist dabey nichts zu erinnern befunden und wird hiedurch die Genehmigung der Gutsherrschaft ertheilt.

Bald darauf begaben sich die Beteiligten auf das Amt, um dort „schreiben zu lassen“. Die Ehestiftung oder Eheberedung wurde aufgesetzt; auch der Ausdruck Verschreibung war dafür ge-
läufig, weil gewöhnlich der Braut für den Fall, daß der Mann sie kinderlos hinterließ, der Hof verschrieben wurde.

Als Beispiel folgt die Eheberedung desselben Brautpaares.

Eheberedung zwischen . . . , Sohn des verstorbenen Herrschaftlichen Halbhöfners aus, als Bräutigam, und . . . , Tochter des verstorbenen von Weyheschen Vollhöfners aus, als Braut. Actum Moissburg, den 1835.

Das vorge dachte Brautpaar erschien vor hiesiger Hausvoigtey, und zwar der Bräutigam in Beistand seines Stiefvaters und zeitigen Interimswirths auf der elterlichen Stelle, aus . . . , und seines Vormundes, des Kleinföhnern aus, die Braut aber in Beistand ihres Stiefvaters, aus . . . , ihres Bruders daher und ihres Vormundes, des Vollhöfners daher, und gab zu vernehmen, wie sie die sich gegenseitig versprochene Ehe nächstens durch priesterliche Trauung vollziehen lassen wollten, der zeitlichen Güter wegen aber Folgendes unter ihnen verabredet und beschlossen worden sey.

1.

Die Braut heitathet zu dem Bräutigam auf seine ihm nach dem Aneberechte zustehende elterliche Halbhöfnerstelle zu . . . , welche ihm

¹⁾ Kisten-pand = „allerhand Sachen, die man in den Kästen pflegt zu verwahren, z. E. ungeschnitten Leinwand und dergl.“ (Brem Wb. II 777). Vgl. mnd. kisten-ware die in Kästen oder Truben bewahrte Ausstattung der Braut und das gleichbedeutende kisten-gerede.

nach abgelaufenen Mahljahren¹⁾ von seinem vorgedachten Stiefvater und Interimswirth aus . . . und seinem erstgedachten Vormund²⁾ aus . . . hiernit mit Schuld und Inschuld³⁾ übergeben wird, und bringet demselben alles dasjenige zu, was sie von Elternwegen zu hoffen hat und ihr laut Ablobungs-Schein de dato Böttersheim den 1834 verschrieben worden ist, und zwar:

Sechs Stück Rindvieh (u. s. w. wie oben S. 161 bis „erfolgen soll“).

2.

verpflichtet sich der Bräutigam, seinem als Häusling zu . . . verheiratheten Bruder,, die noch rückständige Abfindung als: 3 Rinder, 2 Schweine, 4 Hinten Roden und 10 Thaler Cassenmünze folgendermaßen abzutragen: Martini 1835 3 Thaler Cassenmünze, Martini 1836 1 Rind, Martini 1837 1 Schwein und 4 Hinten Roden, Martini 1838 3 Thaler, Martini 1839 1 Rind, Martini 1840 1 Schwein und 2 Thaler, Martini 1841 1 Rind, Martini 1842 2 Thaler, ferner seiner noch unverheiratheten Schwester folgende Aussteuer zu verabreichen:

4 Rinder, 4 Schweine, 8 Hinten Roden, 10 Schaaf, 15 Thaler Cassenmünze, ein Ehrenkleid, ein volles Bette und Kiste und Kistenpfand, wovon am Hochzeitstage eine unter den obigen vier Rindern mit begriffene⁴⁾ Kuh, ein Schwein, 4 Hinten Roden, 5 Schaaf, 10 Thaler Cassenmünze, das Ehrenkleid, das Bette und Kiste und Kistenpfand erfolgen, alles Uebrige aber binnen den nächsten zehn Jahren nach ihrer Verheirathung abgetragen werden solle. Ueberdem soll sie das im Hause befindliche, vom Interimswirth . . . angeschafte Webetau am Hochzeitstage erhalten.

3.

Hinsichtlich des Altentheils für den (so) jetzt angehenden Altentheilsleuten, . . . und dessen Ehefrau . . . , verwittwete . . . , geborne . . . , behält es dabei sein Bewenden, was dieserhalb in der zwischen diesen errichteten Ehestiftung vom 23. May 1821 bestimmt und festgesetzt worden ist. Es ist jedoch unter den Contrahenten die Vereinbarung getroffen, daß die dem Altvater verschriebenen 6 Hinten Hafer Aus-

¹⁾ Mahljahre sind die vom Gericht (mnd. mál Versammlung, málstat Gerichtsstätte) festgesetzten und nach der Volljährigkeit des Auerben bemessenen Jahre der Interimswirtschaft.

²⁾ Im Texte „seines Vormundes“.

³⁾ Vgl. mnd. unschuld = das Nichtschuldigsein; es wird oft mit dem Gegensatz schult verbunden, „um den ganzen Inhalt eines Besitztums nach seiner negativen und positiven Seite zu bezeichnen.“

⁴⁾ Die Brautkuh, von der noch zu sprechen sein wird. Diese soll nicht noch besonders, außer den vier Rindern, verlangt werden, daher dieser Zusatz.

saat nicht in 6 einfache (so!) Himten, sondern in 6 doppelte Himten oder 12 einfache Himten bestehen solle und daß, wenn die Altentheiler sich mit den jungen Lenten an einem Tische nicht vertragen und die ihnen verschriebene kleine Stube beziehen sollten, auch außer den (so!) ihnen alsdann verschriebenen Altentheil noch die benötigte Feurung und Licht von dem Besitzer der Stelle unentgeltlich verabreicht werden solle.

4.

Sehen beide Verlobte sich, im kinderlosen Todesfalle, mit der gemeinüblichen Regel: „längst Leib — längst Gut“¹⁾ zu Erben ein.

Er post erklärte der Stiefvater der Braut, . . . aus . . ., daß er seiner erstgedachten Stieftochter, der gegenwärtigen Braut, . . ., von seinem Vermögen 10 Pistolen in Golde zur Aussteuer, und zwar am Hochzeitstage, verabreichen wolle.

(Folgt die gerichtliche Bestätigung des Königl. Amtsgerichts Moißburg).

Nach der öffentlichen Verlobung besuchten die Brautleute zusammen die Lustbarkeiten und beschenkten sich: sie erhielt von ihm etwa eine silberne Broche (Doknadel), er von ihr ein wollenes oder ein seidenes Halstuch für die Trauung. Allmählich ging es nun an die Vorbereitungen zur Hochzeit, die etwa zwei Monate nach der Verlobung gefeiert wurde. Der Tischler wurde bestellt, um die Aussteuer auf Tagelohn zu arbeiten; das Holz wurde ihm geliefert. Ebenso kaufte man Zeug und nahm Schneider und Schneiderin ins Haus. In beiden Häusern wurde Schlachtvieh gemästet. Die Hochzeit fand grundsätzlich in dem Hause statt, das der Wohnsitz des Paares wurde; also in der Regel in dem des Bräutigams, wenn dieser aber „einheiratete“ (in-frē), in dem der Braut. Hochzeiten waren in allen Jahreszeiten, bevorzugt wurde aber, besonders bei großen Hochzeiten, der Herbst, wenn die Kartoffeln heraus waren und man die Saat bestellt hatte. Dann hatten die Leute am besten Zeit; das Eingeschlachtete hielt sich besser, und, was übrig blieb, konnte eingesalzen werden.

Das Aufgebot hatte an zwei Sonntagen zu erfolgen und wurde etwa vierzehn Tage vor der Hochzeit vom Brautpaar persönlich beim Pastor bestellt. Das erste Aufgebot hieß up-beden,

¹⁾ In der Fassung des Volkes Längst Liv — längst God oder Längst Lewt — längst arft.

das zweite af-beden. Se sünd von Dag' (heute) von de Kanzel pultert war der scherzhafte Ausdruck für das Aufgebot. Kam es aber zu einer Aufhebung der Verlobung, so hieß es: Se sünd up de Kanzel behingen blewen. An den beiden Tagen hielt sich das Brautpaar von der Kirche fern.

Ehe ein Nichteingeseffener heiratete, mußten die Bauern des Dorfes, in dem er seinen Wohnsitz nehmen wollte, sich damit einverstanden erklärt haben. Der Bauermeister befragte sie im Burmal (Gemeindeversammlung), und auf ihre Befürwortung wurde vom Amte für eine besondere Gebühr ein „Wohnschein“ ausgestellt, eine Maßregel, deren eigentlicher Zweck die Fernhaltung arbeitscheuer, der Gemeinde vielleicht einmal zur Last fallender Menschen war.

Die Einladungen und weiteren Vorbereitungen zur Hochzeit (Köst).¹⁾

Die Einladungen erfolgten mündlich durch die Hochzeitsbitter (Kösten-bidder), d. h. zwei Brüder oder nähere männliche Verwandte der Braut oder des Bräutigams. Stellenweise, z. B. in Halvesbostel bei Hollenstedt, besorgte die Braut die Einladungen im Heimatdorfe selbst. Die Hochzeitsbitter zogen in den letzten Tagen gemeinsam von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Die Einladungen im Hochzeitsdorfe selbst wurden bis zuletzt, gewöhnlich bis zum Donnerstag, aufgespart. Grundsätzlich wurde im Heimatdorfe jeder, ob reich, ob arm, geladen; war die Hochzeit weniger groß, so ergingen die Einladungen wenigstens an sämtliche Nachbarn, die in einem kleineren oder größeren Umkreise des betreffenden Hauses wohnten. Auf dem Kopf einen niedrigen Hut mit einem Kranz aus künstlichen bunten Blumen, über dem vorn von der Braut ein Taler festgenäht worden war,²⁾ vor der Brust einen Strauß mit einer langen rotseidenen Schleife und in der Hand

¹⁾ Eigentlich „Beköstigung, Speisung“, dann wurde das Wort (wie schon *mund. koste*) von jeder mit einem Schmaus verbundenen Feier und besonders der Hochzeit gebraucht.

²⁾ Der Ausdruck für die Ausschmückung des Hutes lautete *sif den Hot blank maken laten*.

einen Stoß mit eiserner Spitze, in deren Ringe die Beladenen bunte „Bändelein“ binden mußten (Fig. 27), wanderten die Hochzeitsbitter dahin. Einst war ihre Kleidung noch wunderlicher; sie



Fig. 27. Köstenbitter (Hochzeitsbitter) mit dem bändergeschmückten Speiß.

trugen einen hohen schwarzen Hut mit vier großen goldpapierenen Medaillons in Herzform, die mit einem seidenen oder rotwollenen Bande umgeben waren und an denen ein Strauß aus künstlichen

Blumen saß. Mit dem Stock klopfen sie an die Haustür, nachdem sie mit lautem Tuchen den Hof betreten hatten. Tuchend kamen sie dann in die Stube und sagten ohne vorherigen Gruß, auf- und niedergehend und sich wechselseitig ablösend, der neugierig umherstehenden Familie ihr Einladungsgedicht, ihr „Gebet“, auf. Da hieß es etwa:

Hier komme ich her zu Euch geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich geritten.
Von zwei Verlobten sind wir ausgesandt,
Deren Name ist Euch gar wohl bekannt.

(Folgt in ungebundener Rede das Einschleusen: „Es ist der Junggefelle N. N. und die Jungfer N. N.“)

Sie bitten Euch freundlich zur Hochzeit am Freitag,
So lang' es die Zeit erlauben mag.
Die nicht können gehn, die müßt ihr tragen,
Die Ihr nicht könnt tragen, müßt Ihr sehen auf einen Wagen.
So helfet uns denn alle verzehren,
Was der liebe Gott uns tut bescheren
An Speise und Trank,
Zwei lustige Tage lang!
Da wird zugerichtet fein an Bier und an Wein,
Auch fünf fette Ochsen und fünf fette Schwein,
Dreißig Paar Tauben¹⁾ . . .,
Zwanzig Tonnen Branntwein,
Daß daran wird kein Mangel sein.
Dann wollen wir mit Braut und Bräutigam
Wohl über die Heid' und die Felder gehn,²⁾
In der Kirche die Kopulation zu hören,
Wie sie einander sollen ehren.
Wenn daselbige ist geschehn,
Wollen wir wieder ins Hochzeitshaus gehn.
Da wollen wir uns setzen oben an den Tisch,
Wo der Braten und der Wein am meisten ist! —

¹⁾ Nach Aussage eines alten Mannes hat diese Stelle einst gelautet:

Dörtig Por Duwen
De lat sik in'n Awen schuwen.

Auf die Frage, ob das ganze Gedicht ursprünglich niederdeutsche Form gehabt hat, gehe ich hier nicht ein.

²⁾ Vor etwa fünfzig Jahren war schon das Fahren die Regel. Aber sehr alte Leute wissen sich der einstigen Sitte noch zu erinnern.

Dann werden die Pfeifen und Violinen klingen
 Und Jungfern und Junggesellen lustig danach springen.
 Doch müssen die Jungfern geschmückt sein,
 Ihre Schuhe blank, ihre Schnallen fein,
 Ihre Wangen rot, voll Blumen der Hut,
 Damit es den Junggesellen gefallen tut. —
 Nun müßt Ihr Euch nicht lange bedenken
 Und den Hochzeitsbittern ein klein Trinkgeld scheuten,
 Auch verehrt Ihr mir wohl ein Bändelein,
 Und verehrt Ihr mir kein Bändelein,
 So mögen in diesem Hause auch
 Wohl keine Jungfern und Junggesellen sein.

Natürlich wurde diese Drohung mit gutem Humor aufgenommen und der Aufforderung gern entsprochen. Erst jetzt begrüßten die Hochzeitsbitter mit Händeschütteln die Familie: „Und damit sage ich Euch allen guten Tag!“

Während die Einladungen erfolgten, wurde im Hochzeitshause eifrig geschafft. Mehrere Schweine und eine Starke, wohl gar auch eine Kuh, standen bereit, ihr Leben zu lassen. Große Eier- und Butternvorräte waren aufgespart. So kamen denn, wenn nach alter Sitte die Hochzeit auf den Freitag¹⁾ angesetzt worden war, am Montag die Köchin und einige verwandte Frauen, um die Hochzeit zu bereiten, d. h. die Vorkehrungen für die Arbeiten der nächsten beiden Tage zu treffen. Denn am Dienstag wurde geschlachtet und Wurst gemacht, am Mittwoch gebacken und die Hausdiene zum Tanzsaal hergerichtet. Vom Kaufmann, mit dem die Köchin das Nähere verabredet hatte, traf ein schwerbefrachteter Wagen ein, mit Rum und Wein, Kaffee und Gewürzen, Böcken und Brettern für Tische und Bänke und allerlei geliehnem Eß- und Kochgeschirr, Schüsseln und Tellern, Kochkesseln und Kaffeekannen, Kuchenplatten und Klosttüchern, Messern, Gabeln und Löffeln. Im Hofe wurde eine Feuergrube ausgeworfen und darüber ein Holzgerüst errichtet, dessen Querbalken an eisernen Ketten die großen kupfernen Kochkessel trug.

¹⁾ Kleinere Hochzeiten wurden auch auf den Dienstag gelegt, häufig mit Rücksicht auf die Köchin, die nicht zwei Paare an einem Tage bedienen konnte. Der Donnerstag wurde wegen des Donnerens gemieden (vgl. E. S. Meyer 175), aber nicht ohne Ausnahme.

Der Kistenwagentag.

Am Donnerstag wurde die Aussteuer aus dem Hause der Brauteltern in das neue Heim überführt. Die betreffenden Wagen hießen die Kistenwagen¹⁾ und darnach der Tag der Überführung der Kistenwagentag.

Am Vormittag kamen die vom Bräutigam entsandten nächsten Verwandten oder Nachbarn jenes mit zwei bis drei langen, stellenweise mit vier Pferden bespannten Leiterwagen auf den Hof. Sie brachten einige Musikanten mit, die bei der Abfahrt und in jedem Ort ihre Weisen erschallen ließen, außerdem auf jedem Wagen eine Frau, die darauf zu achten hatte, daß alles mitkam, und beim Verpacken half. Diese Männer und Frauen hießen die Kisten-füller. Die Männer hatten ein rotes Peitschenband, und jeder bekam ein rotes Taschentuch, die Pferde trugen künstliche rote Blumen am Kopf. Einer der Männer führte nach alter Sitte einen untersiegelten „Paß“ mit, der alles vom Bräutigam Beanspruchte aufzählte. Wenn die Kistenfüller mit klingendem Spiel angekommen wären, fanden sie das Heck, das zum Hofe führte, durch Ketten festgemacht und die Türen zugesteckt. Hinter der „Großen Thür“ ließ sich auf das Pochen der Brautvater hören. Er giebt in polterndem Tone seiner Verwunderung über den ungewohnten Lärm und den ihm vorgetragenen Wunsch der Fremden Ausdruck und will nicht öffnen, schließlich aber erscheint er und bequemt sich zu dem Geständnis, daß er eine Tochter des und des Namens habe, die mit dem N. N. Hochzeit machen wolle; hierauf läßt er sich den Paß vorlesen, überzeugt sich von der „Richtigkeit der Papiere“ und erklärt sich bereit, sein Haus zu öffnen und die Sachen auszuliefern. Ein derartiger „Kistenfüllerpaß“ aus dem Kirchspiel Hollenstedt lautet:

Wir Bürgermeister und Ratsherrnleut'
Wir geben hierdurch zum Bescheid:
Vorzeiger dieses kommt hier an,
Um mancherlei hier zu empfangen. *)
Hört zu, was unsere Bitte ist,
Vielleicht, daß Ihr's schon alle wißt.
Das erste ist, wonach man strebt,

*) Vgl. „Kiste und Kistenpfand“, S. 161. ?) empfahn?

Des Herren Wort, wonach man lebt,
 Das zweite das ist Fleisch und Blut,
 Daß es mag bleiben treu und gut.
 Zum dritten gebt nach seiner Vitt',
 Wie es sich hört nach Brauch und Sitt',
 Ein schönes, weiches Ehebett,
 Worunter es sich schläft so nett,
 Zehntausend Taler blankes Geld,
 Denn das liebt ja die ganze Welt,
 Ein Duzend Stühle noch dabei
 Und sonst der Sachen mancherlei,
 Als Grapen, Kessel, Feuerzang',
 Eine Mistgabel, die zwei Ellen lang,
 Ein neu Schatoll¹⁾ muß dabei sein
 Mit vielen Fächern und hübschen Pistolen darein,
 Ein schönes, hübsches Ehrenkleid,
 Das sie erfreut noch manche Zeit,
 Einen Koffer und einen Kleiderschrank,
 Die beide sein recht hübsch und blank.
 Dreihundert Ellen doppelt Linnen,
 Damit kann man schon viel beginnen,
 Ein Duzend Gabeln und zwölf Messer,
 Denn die sind gut für gute Esser,
 Einen Haspel, Spinnrad und eine Schwingen,
 Das mögt Ihr fordern und mitbringen,
 Eine Brate noch und einen Besen,
 Doch muß es hübsch sein, auserlesen,
 Und sollte was vergessen sein,
 So mag er's fordern hübsch und fein.
 Doch gebt ihm auch nach Brauch und Sitt'
 Ein schönes, gutes Trinkgeld mit!
 Kurz, daß Eure Rede kommt zu stand,
 Ihr fordert Kist und Kistenpfand. —
 Gegeben ist es in unsrer Stadt,
 Die Wein und lustig Leute hat,
 Geschehen ist es in dem Jahr,
 Als einst der große Wind mal war.

Hans Rimmerfatt, Bürgermeister.
 Jacob Immerdurst, Ratsherr.
 Michel Lustig, Gerichtschöffe.
 Paul Ochsentopf, Sekretär.
 Harm Knochenfresser, Nachtwächter.

¹⁾ Vgl. Fig. 32.

Nach einem Imbiß begann das Aufladen. Große Gegenstände, wie Kleiderschrank und Schatull, wurden von den Musikanten zum Wagen geblasen. Das Ehebett knotete man in ein großes Betttuch, so daß die Ecken der Inlette durchsahen: etwa 40 Pfund Federn und Daunen¹⁾ waren in das Unterbett, die Decke, das Pfühl, die fünf Kopfkissen und das für das Erstgeborne bestimmte „große Kissen“ (S. 3) gekommen,²⁾ und die Eltern waren stolz, wenn es bekannt wurde, daß sie luter Fellern (Federn) von lebennige Gös in ihr Bett mitkregen harr, denn die Federn der geschlachteten Gänse galten für weniger gut. Fertige Leinensachen bekam die Braut nur in geringer Anzahl mit, dafür aber eine ganze Lade voll gröberen und feineren gerollten Leinens; der Leinenschaf, der dem Hause der Braut und zum großen Teil ihrer eigenen Arbeit seine Entstehung verdankte, war ihr größter Stolz, und die Familie freute sich, wenn es nachher hieß: De La' wär so vull, se müssen se öllig todrücken. Es würde zu weit führen, alles aufzuzählen, was in Behältern oder Stroh untergebracht wurde, von den Kleidungsstücken der Braut und den Möbeln bis zum Spinn-, Küchen- und Dielengerät herab: ein schwarzes, ein blaues, ein braunes Tuchkleid, mehrere halbwollene selbstgewebte Kleider, wenigstens eins aus buntem Schirting (Schöttling), mehrere halbwollene Röcke, die das Mädchen gewöhnlich sich selbst verdient hatte, eine Schenille (frz. chenille), d. h. ein wattierter Tuch- oder Weiderwandmantel mit flanellem oder wollenem Futter und Pelerine, Rollen ungefertigten Zeuges, Laten, Hemden, Handtücher, Strümpfe, niedrige Schuhe, gedruckte leinene und baumwollene Schürzen. Zur Zimmereinrichtung gehörten auch sechs Stühle und zwei mit den Anfangsbuchstaben des Bauers und seiner Frau bemalte Lehnstühle; in ganz alter Zeit pflegte sie der Bauer selbst mit Weiden- oder Haselnußstauden (sogenannten Zweegen) zu überziehen, damals band sie bereits der Drechsler mit grünlichem Schiffgras, das freilich mit der Zeit ein weißes und gelbes Aussehen bekam (Lesch). Für den Sitz der Lehnstühle waren mit groß-

¹⁾ Nach der Hochzeit wurden aber gewöhnlich Federn herausgenommen und anderweitig verwendet.

²⁾ Also 6 Kissen, wenn die Braut alles sechsfach (vgl. später) erhielt. Andere bekamen 4 Kissen (je 2 für den Mann und die Frau) und das große.

blumigem Wollzeug überzogene, auf jeder Seite eine bunte Wollrosette (Tosß) aufweisende Federtissen, für die Stühle des bunt vermalten Ausfahrwagens mit Weiderwand oder geblütem Wollzeug überzogene und mit schlechteren Federn gefüllte Kissen bestimmt. Grapen und Pfanne, Holzlöffel, Waschbälge und Butterkarren, Plattschaukel und Äscher (Spaten), Dreschflegel, Besen, Harke, eine dreizinkige Mist- und eine zweizinkige Heuforte, alles fand seinen Platz; auf dem Schoße einer mitfahrenden Frau stand weiterhin sichtbar das Spinnrad, was an den von Niehl erwähnten deutschen Hochzeitsbrauch erinnert, daß bei der Überführung der Aussteuer zwei Brautmädchen Spinnrad und Haspel als Sinnbilder des Fleißes und traulicher Familiengeselligkeit voranzutragen pflegten. Wie an anderen Stellen Deutschlands wurde auch in der Heide von den jungen Mädchen nach vergeblichen Verbindungsversuchen der Kistenfüller eine kleine Puppe unter die Aussteuer geschmuggelt. Hinten saß oft als scherzhafte Andeutung der Braut eine große Puppe, ein betleideter Besen mit Locken von Hobelspänen.

Am Nachmittage oder gegen Abend wurde mit Musik die Rückfahrt angetreten, den Wagen folgte im Blumenschmuck die Brautkuh.¹⁾ Die reichen Bauertöchter bekamen, wie der Ausdruck lautete, süß um süß, d. h. alles sechsfach, 6 Stühle, 6 Schweine, 6 Schafe,²⁾ und so auch 6 Rinder. Die Tiere wurden gewöhnlich allmählich geliefert, aber die Brautkuh mit der Aussteuer. Die Braut suchte sie selbst im Stalle aus,³⁾ nachdem vom Bauern eine Kuh — also die beste — ausgenommen worden war. Auch eine Anzahl Hinten Roggen gehörten, wie wir sahen, zur Aussteuer. Hierbei sei bemerkt, daß überhaupt die bisherigen Angaben sich

¹⁾ Nach Tacitus (Germ. 18) schenkte der Bräutigam der künftigen Gattin unter anderen Gaben auch Rinder, während sie ihm einige Waffen zubrachte (*armorum aliquid adfert*). An die Stelle dieser Beschenkung der Braut durch den Bräutigam (oder genauer der Kaufgeldzahlung an ihren Vater) ist bekanntlich allmählich die sogenannte Aussteuer der Braut durch die eigenen Eltern getreten; so gaben denn auch die Brauteltern später die Rinder.

²⁾ Die Bollhöfnerstochter auf S. 161 sogar 20 Schafe.

³⁾ Ähnlich wurde dem Bräutigam, wenn er zu einer Holzgenossenschaft gehörte, ein Hochzeitsbaum (*Röß-bom*), gewöhnlich eine Buche, angewiesen, vgl. Jahrb. 23, 56.

auf die Aussteuer eines wohlhabenden Mädchens bezogen; schon die Tochter eines Halbhöfners pflegte nicht so viel mitzubekommen wie die eines Vollhöfners, noch weniger die Tochter eines Aubausers, Abbauers oder gar Häuslings. Es kam wohl selten vor, daß eine solche ganz neue Sachen erhielt (gans to Neen köm, zu Neuem kam); statt eines neuen Kleiderschranks (Klir-schapp) gab es einen auflackierten alten, statt des Schatulls einen Milchschrank, alte Bettstücke mit erneuerten Überzügen u. dgl. Klempner-, Porzellan- und anderen Hausrat schenkten bei derartigen kleineren Hochzeiten die Brautjungfern, die sich vorher nach den Wünschen der Braut zu erkundigen pflegten.

Gleich nach der Ankunft wurden die Aussteuerfächer an Ort und Stelle gebracht. Gleichzeitig wurde die Mitgift, die vor fünfzig Jahren bei einem wohlhabenden Mädchen etwa 150 Taler betrug, von einem der mitgeführten männlichen Verwandten dem Bräutigam überbracht, und dieser schloß den Beutel voll Münzen und Wertpapiere schmunzelnd in das neue Schatull. Im Namen der Braut überreichte die erste Brautjungfer, die dafür von jedem ein Trinkgeld erhielt, den Hausbewohnern Geschenke: dem Bräutigam ein fertiges Flachshemd, seinen Eltern und Geschwistern, den Knechten und Mägden je ein Hemd und Halstuch. Jede Schwester erhielt noch besonders eine Haube mit Silber- oder Goldbrokat,¹⁾ die Bräutigamsmutter eine dunkle. Dagegen scheint die alte Sitte der Morgengabe, bei der umgekehrt der Bräutigam die Braut (am Morgen nach der Hochzeit) beschenkte und die in der Stadt Lüneburg um 1400²⁾ und vermutlich auch noch später nachweisbar ist, auf dem flachen Lande seit langem, vielleicht seit Jahrhunderten, ausgestorben zu sein.

Am Abend wurde, aber nicht überall, Pulterabend smeten; der Sinn dieses Lärms, der die das Eheglück bedrohenden bösen Geister verscheuchen sollte, wurde kaum mehr verstanden. Ferner pflegten die ermüdet heimkehrenden Hochzeitsbitter der Köchin ein „Küchenlied“ aufzusagen. Nach dem Aufsagen wurden für sie zwei Lehnstühle mit hochaufgestapelten Kissen herbeigeschleppt, sie

¹⁾ Statt der Mühe wird neuerdings ein Kleid geschenkt.

²⁾ Kraut, Stadtrecht von Lüneburg, S. 42 u. 44.

stiegen — oft mit Hilfe einer Leiter — oben hinauf und ließen sich da in fürstlicher Weise bedienen. Ein derartiges „Rüchchenlied“ möge in der verstümmelten Form, in der es noch im Gedächtnis einiger alter Leute lebt, hier folgen:

„Nun hab' ich meine Bitte vollbracht,
Nach meiner Meinung recht gut gemacht.
Ich habe gebeten Juden und Heiden,
Türken und Christen,
In vielen Häusern hab' ich gefragt,
Doch haben mir nicht viel zugesagt:
Die einen waren aufs Feld hinaus,
Der andere war auf einen Schmaus,
Der dritte aber war garnicht zu Haus.
Ich habe aber wohl vernommen,
Es werden doch Leute genug kommen.
Nun hab' ich der Frau Köchin noch etwas zu sagen.
Will sie meine Bitte gewähren,
Geb' sie mir einen gebratenen Hasen zu verzehren
Oder ein zugerichtetes Rebhuhn,
Oder Berghuhn¹⁾ kann es auch tun.
Und dann will ich haben eine Pfeife Tabak,
Ein Pfund Fliegenfett und ein Pfund Mückenfett,
Damit ich die wunden Füße einfett'.
Dann will ich haben einen Stuhl mit zwei Lehnen,
Auch sechs Duzend Rissen,
Damit ich nach der langen Reise mich kann erfrischen!“
Und damit sage ich Euch allen „Guten Abend!“

Unter den mit diesen letzten Worten Angeredeten befanden sich auch die Gäste, gewöhnlich näher stehende Verwandte, die sich mit ihren Geschenken — meistens nützlichen Haushaltungsgegenständen — bereits am Donnerstag im Haus des Bräutigams eingestellt hatten, wo jene übersichtlich aufgebaut wurden, um am eigentlichen Hochzeitstage weitere Bereicherung zu erfahren. Vorausgreifend sei hier bemerkt, daß die Hochzeitsgabe der meisten Gäste, zumal der dem Ehepaar ferner stehenden, in einem Geldgeschenk bestand, das der Familienvater nach der Hochzeit beim Abschiednehmen dem jungen Ehemann mit einem Glückwunsch in die Hand drückte. Man unterschied zwischen Geschenk, dem Hochzeitsgeschenk im gewöhn-

¹⁾ Eine falsche Verhochdeutschung. Gemeint ist das Birthuhn, mnd. *barthôn*, jetzt *Barthen'* oder *Barthahn* (Birtheune, Birthahn) genannt.

lichen Sinne, und der Gaw, dem Geldgeschenk (de en gift en Geschint, de anner gift Gaw). Der Grund dieses Brauches¹⁾ ist durchsichtig: der Bräutigam sollte für seine Aufwendungen einigermaßen entschädigt werden,²⁾ und so kann man noch heute, wenn viele einer Einladung nicht gefolgt sind, die Bemerkung hören: De maakt'n Barg Schaden bi de Hochtid, dor hört gor to vel in (da hüten gar zu viel ein, sind gar zu viel zu Hause geblieben). Den Schluß des Ristenwagentages bildete ein Tanz der Knechte und Mägde. Die Hochzeitsbitter stießen den bändergeschmückten Speiß mit der Eisenspiße in die Decke, darunter schwangen sich die Paare.

Der Hochzeitstag.

Schon früh war es im Hochzeitshause lebendig. Aus jedem Bauerhause des Dorfes trafen als Geschenke mehrere Schalen Milch ein,³⁾ da der eigene Vorrat nicht reichte. Um zehn Uhr kamen die ersten Gäste, unter ihnen die Bräutigamsjungfern. Einst hatte nur die Braut eine Brut-dirn, später kam eine Bräutigamsjungfer hinzu; allmählich vergrößerte sich die Zahl bis auf ein Duzend. Die Kopftracht dieser Mädchen war die goldene oder silberne Haube, später ein Kranz aus künstlichen Blumen. Die Gäste setzen sich, ohne sich viel nötigen zu lassen, an den Frühstückstisch und tun sich an Schweinesfüße, gebratener Rinderwurst und Suppenfleisch gütlich; mit Bier und Grog warten die Hochzeitsbitter auf. Ist ein Trupp gesättigt, so nimmt sofort ein anderer seine Plätze ein, denn unaufhörlich füllt sich das Haus. Etwa bis ein Uhr zieht sich das

¹⁾ Der Brauch begegnet in etwas abweichender Form an anderen Stellen Deutschlands und ist schon alt. Niehl in der „Familie“ erwähnt, bis ins 17. Jahrhundert hätten auch arme Leute üppige Hochzeiten, sogenannte „Schenkhochzeiten“, gehalten: nach dem dritten Gange habe jeder in ein herumgehendes Becken ein Geldgeschenk als Beitrag zu den Hochzeitskosten geworfen; gesondert davon sei die „Haussteuer“ (Hausgerät und dergl.) am Tische der Braut niedergelegt worden.

²⁾ Nur der Pastor und der Lehrer waren frei (Fré-freTERS, wie man scherzweise sagte).

³⁾ Ähnliches wird aus dem Landkreis Kiel berichtet, Niederf. 8, 257.

Frühstück hin, dann wird die Tafel sofort zum Kaffeetisch umgewandelt; seit elf Uhr ist auch der Tanz im Gange. Während dieser ganzen Zeit sitzt der Bräutigam in seinem, vom Vater gekauften „Ehrenkleid“, einem schwarzen Tuchanzug, mit den Bräutigamsjungfern in der „guten Stube“; die linke Brustseite schmückt ein bunter Strauß mit einer Atlaschleife, in den südlicheren Gegenden trägt der Cylinder links einen kleinen Myrtenkranz. Etwa zwischen zehn und elf schießt der Bräutigam zwei der jungen Mädchen mit zwei Musikanten auf dem „Staatswagen“ fort, um die Braut abzuholen und nach dem Standesamts- und Kirchdorf zu fahren.¹⁾ An die Peitsche sind rote Bänder geknotet, den Pferden ist an das Geschirr auswärts neben dem Ohr ein Stern von buntem Papier und Rauschgold genäht, dem Fuhrmann ein rotbuntes Taschentuch auf der linken Schulter festgesteckt.

Unterdessen feiert die Braut im Hause ihrer Eltern mit den nächsten Angehörigen bei einer Mahlzeit ihren „Ausgang“ (Utgang). Für die Brautmutter, deren im Hochzeitshause, wie wir sehen werden, noch weitere Pflichten harren, ist es ein anstrengender Tag, aber das Mutterglück überwiegt, und mit Stolz hebt sie, wenn es ihre letzte Tochter ist, hervor, daß nu ehr Döchder all' beschrët (beschrien, beansprucht, weggeheiratet) sind. So vergeht die Zeit, bis der vom Bräutigam gesandte Wagen eintrifft. Die Musikanten nehmen vor der offenen Thür der Stube Aufstellung, das ist das Zeichen zum Aufbruch. Weinend verabschiedet sich die Braut von den Hausgenossen und dankt den Eltern für alles Gute. Der Allersmann (Ältermann,²⁾ gewöhnlich ein Bruder des Vaters oder der Mutter oder der älteste Bruder der Braut, auch Brutvater genannt) faßt sie an die Hand und führt sie, indem die

¹⁾ Es ist hier der Fall angenommen, daß Braut und Bräutigam nicht in dem Dorf wohnen, in dem die Trauung erfolgt.

²⁾ Der Allersmann schenkte einen kupfernen Kessel zum Aufhängen über dem offenen Herd. Sprachlich entspricht mnd. *older-* oder *alder-* man (Vorsteher einer Körperschaft), angels. *ealdor-*man (Vorsteher der Grafschaften, des Reiches) und engl. *alder-*man (Ratsherr), sachlich mnd. *brude-*knecht (Brautführer). Vgl. auch meine Beiträge S. 5, wo ich die Herleitung des nhd. Aldermann (Ältester) aus dem Englischen als verfehlt nachzuweisen versucht habe; es handelt sich vielmehr um ein altes einheimisches Wort.

Musikanten voranblasen, über die Diele durch die Große Tür zum Wagen. Der Hochzeitsbitter nimmt neben dem Fuhrmann Platz, dahinter die Braut neben dem Allersmann und einer Brautjungfer; unter Musik setzt sich der Wagen in Bewegung, oft schließt sich ein zweiter und dritter mit Brautjungfern und sonstigem Gefolge an. Die Peitschen werden tüchtig gehandhabt; je schneller es geht, desto besser. Unaufhörlich kreisen unter den Männern und jungen Leuten die Branntweinflaschen, und jeder Entgegenkommende, auch der Bettler, muß Bescheid tun. Früher warf die Braut¹⁾ unterwegs in den Dörfern Äpfel und Birnen aus unter dem Zuruf der Jugend: Brut, Brut, smit ut, smit Appel un Beren (Birnen) ut; jedenfalls von dem Apfel steht fest, daß er schon in uralter Zeit als Sinnbild der Fruchtbarkeit galt, ähnlich wie die bei den altrömischen und slavischen Hochzeiten gespendeten Nüsse.

In derselben Weise wird der Bräutigam in das Kirchdorf geleitet; vor den Augen der Hochzeitsgesellschaft steigt er auf; auch er hat einen älteren Verwandten, den Broegamsvader, seine Kranzjungfern, einen Teil der Gäste und mehrere Musikanten bei sich. Vor der Abfahrt ist ihm von der Köchin mit Nachdruck die Zeit der Rückkehr festgesetzt worden: Dat Du mi awer nich vör Klook . . . wertummt (wiederkommst). Während der nächsten Stunden spielt der Rest der Musikanten weiter zum Tanz auf; die auswärtigen Frauen gehen in das Dorf und besehen von Haus zu Haus das Vieh, die Räume, die Möbeln, die Vorräte: se nehm t Inventorn up, wie die Männer das scherzweise²⁾ nennen. Auch

¹⁾ Über das Apfelwerfen von Braut und Bräutigam in Mecklenburg-Schwerin vgl. Niederf. 8, 79. In der Südbeide (z. B. in Bergen) werfen noch heute die Braut und die Kranzjungfern Äpfel und verteilen aus Mehl mit Honig und Anis gebackene Jarfs-lauken, d. h. zu dem Fest bereitete Kuchen oder Feststücken (von mnd. garwen = bereiten), Niederf. 8, 113 und Korr. 24, 25. In einigen Kirchspielen der (Süd-) Heide schenkt die Braut am Abend vor der Hochzeit einer armen Witwe einen besonders schönen geldgespickten Apfel; einen zweiten, in den Braut, Bräutigam und alle zur Kirche mitfahrenden Gäste ein Geldstück gesteckt haben, legt die erste Brautjungfer auf den Altar als Opfer für die Armen oder den Prediger (Zeitungsnachricht 1899).

²⁾ Der Ausdruck bezieht sich eigentlich auf die Aufnahme des beweglichen Vermögens durch das Gericht, wenn eine verwitwete Bauerfrau den Hof für den minderjährigen Anerben weiter verwaltet.

Haus und Hof des neuen Paares werden besichtigt; man erkennt an oder äußert auch Bedenken: He kriegt 'n harten Staf, einen harten Staf,¹⁾ ein schweres Regiment.

Wenn die Braut einheiratete, etwa den zweiten oder dritten Sohn eines anderen Hofes auf den Hof ihres Vaters freite, so bekam umgekehrt der Bräutigam im Elternhause seinen „Ausgang“. Er hatte in diesem Falle Ehebett, Koffer, Schrank und, was sonst dazu gehörte, in die Ehe mitzubringen, entsprechend den Festsetzungen der Ehestiftung.

In einem Wirtshaus des Kirchdorfes treffen Braut und Bräutigam mit ihrer Begleitung zusammen. Unter Vorantritt der Musik begiebt man sich zum Standesamt: der Brudevater geht mit der Braut als ihr standesamtlicher Zeuge, den Bräutigam geleitet der Broegamsvater.²⁾ Zur rechten Zeit benachrichtigt die erste Brautjungfer den Pastor und den Küster (we sünd so wit), und nun geht es unter Glockengeläute und Musik mit großem Gefolge zur Kirche. In der Nähe der Kirche treten die Musikanten zur Seite und warten, um nach der Einsegnung das Paar zum Wirtshause zurückzublasen. Braut und Bräutigam gehen bereits zur kirchlichen Einsegnung als Vermählte nebeneinander. Vor der Einführung der bürgerlichen Ehe legten sie den Weg zur Kirche getrennt zurück, die Braut mit dem Brut-, der Bräutigam mit dem Broegamsvater.

Die kirchliche Feier verläuft so: Sobald die Musikanten sich abgezweigt haben, trennt sich der Hochzeitszug. Unter den Klängen der Orgel (indem dat Öddel spelt) betritt die Braut, der die

¹⁾ „Staf“ sinnbildlich als Zeichen der Herrschaft. Derartige Übertragungen aus adligen Kreisen sind beliebt. Hierher gehört z. B. der Ausdruck „regieren“ von der bäuerlichen Wirtschaft (de beiden Olen sünd dat Regären led), ferner hōmeistern (hofmeistern, de Bur hōmeistert den ganzen Dag mit de Knechen rüm); von einem, der von verschiedenen Leuten Zinsen einzukommen hat, sagt man: he is jām ehr Godsherr.

²⁾ Wohnen Braut und Bräutigam beide in dem Kirchdorfe, so entsendet der Bräutigam zur Braut mehrere Musikanten; auf ein Zeichen setzen sich beide Teile mit Musikbegleitung in Bewegung und stoßen auf dem Wege zum Standesamte zusammen.

Brautjungfern einzeln vorangehen,¹⁾ die Kirche durch die untere Thür, geht durch das Schiff, umschreitet mit ihnen den Altar, auf dem alle ein Geldstück als „Opfer“ für den Pastor und den Küster niederlegen, und nimmt dann vor dem Taufbecken, am rechten Flügel der in einem halbrunden Kreis stehenden Brautjungfern, Aufstellung. Unterdessen tritt der junge Ehemann mit dem übrigen Gefolge durch die andere Kirchthür ein und geht in das Chorgestühl. Hinter der Braut schritten früher zwei, jetzt vergessene Gestalten, die beiden Nachbarnsfrauen, in ihrem Abendmahlkleid; sie hießen Naflans-mudder oder Naflans-möhm (von einem unbelegten nå-flån = hinterherziehen abzuleiten).

Nach der Beendigung des Gesanges begeben sich die Neuvermählten ungeführt vor den Altar. Früher spielten hier der Broegams- und der Brutvader ihre Hauptrolle: jener reichte dem Bräutigam die Hand und treck em vör den Altar, dieser machte es ebenso mit der Braut, he treck se em to. Dann machte er eine einladende Verbeugung vor dem Prediger; er hat seine Pflicht getan, jener soll nun die seinige tun und die beiden trôn (trauen) oder tohop don. Dieser ganze Brauch wurde später aufgegeben, weil man ihn nicht mehr zeitgemäß fand, und zwar schon vor der Einführung der bürgerlichen Ehe; die beiden Verwandten sind dann später die standesamtlichen Zeugen geworden.

Der Glaube, daß tränenleere Augen vor dem Altar Unglück für die junge Ehefrau bedeuten, spricht für das ernste und fromme Gemüt des Volkes. Das hindert aber die Gäste nicht, darauf zu achten, wer bei dem Zusammenlegen der Hände die Hand oben bekommt; er hat auch in der Ehe das Regiment. Bedeutungsvoller aber als dies schallhafte Volksorakel ist ein Sprüchwort, das wie eine Übertragung des „Er soll Dein Herr sein“ klingt und an

¹⁾ Sonderbarerweise will keine gern die erste sein; de irst stött den Koetel üm, sagt man scherzend. Wurde eine Braut mit kirchlichen Ehren getraut, so konnte beim Küster gegen besondere Vergütung der mit der Orgel in Verbindung stehende Stern bestellt werden; das Register, das den Stern in Bewegung setzte, wurde in demselben Augenblick gezogen, wo die Braut den ersten Schritt in die Kirche tat.

das auch die Bauersfrau der Heide glaubt: Mannshand hürt bawen!

Nach der Rückkehr von der Kirche wird im Wirtshaus getrunken und getanzt; dann fahren die Wagen, nachdem den Pferden mit Branntwein getränktes Brot gegeben worden ist, in sausendem Galopp unter den Klängen der Musik zum Hochzeitshause. Ehemann und Ehefrau sitzen neben einander.

Um die Zeit, wo im Gotteshause das Amen gesprochen wird, ruft im Hochzeitshause die Köchin den Musikanten ein kräftiges „Aphören!“ zu. Auf der Großen Diele, bei besonders gutem Wetter auch im Freien unter den Apfelbäumen des Hofes, werden Tische und Bänke aufgeschlagen und die Tische mit Rollen gemusterten Leinens aus dem Schatz der jungen Frau gedeckt. Auf dem Hofe hantieren Schlachter und Bedienung unter dem Oberbefehl der Köchin, die in den mächtigen Kesseln das Essen bereitet. Da donnern die Wagen zum Dorfe herein; die Musik voran, führt der Ehemann seine Frau durch die Große Thür die hinfort ihrer Aufsicht unterstehenden Viehställe entlang zu Tische, denn sofort beginnt die große Mahlzeit. Oben an der mittelsten Tafel nimmt das junge Paar mit dem Brut- und dem Broegamsvater und den Kranzjungfern Platz. Die beiderseitigen Eltern, die an der Trauung sich nicht beteiligen, und nahe Verwandte stehen zum Aufpassen (Bedienen) bereit und bilden mit anderen Aufpassern eine fortlaufende Reihe, damit Suppen- und Braten-, Kartoffel- und Funke- (Schü-), Obst- und Klößeschüsseln¹⁾ durch der Hände

¹⁾ Diese puddingartigen Klöße (Grote Klüten) wurden auf folgende Weise bereitet: In einer Balge oder bei kleineren Hochzeiten in einer Mulde brachte man zerschnittene Semmel durch aufgelochte frische Milch zum Aufquellen. War die Masse erkaltet, so wurden folgende Zutaten mit ihr verührt: etwas Gest, abgebrühte Korinten, geschmolzene Butter, das durch einander gerührte Gelbe und Weiße von dreimal so viel Eiern, als Klöße hergestellt werden sollten, etwas Salz und feiner Kanel, viel feiner Zucker. War die Masse nicht steif genug, wurde noch Weizenmehl hineingerührt. Zur Probe setzte man einige kleine Klöße in kochendes Wasser. Gelang diese, so ging mit Hilfe mehrerer Frauen das Ausfüllen des Teiges in die Kloßtücher vor sich, während in zwei oder drei der im Hofe hängenden Kessel das Wasser bereits kochte. Jede Frau nahm eine irdene Schale, breitete das mit warmem Wasser angefeuchtete und ausgebrückte Tuch darüber und

lange Kette schnell zu den Schmauseuden gelangen. Der Suppenteller dient für das ganze Mahl. Das Ehepaar saß früher in den beiden Lehnstühlen der Aussteuer, jetzt gewöhnlich in geschenkten und bekränzten Sesseln; vor ihm stehen zwei Talglichter, die „Lebenslichter“ genannt, weil nach dem Volksglauben der, dessen Licht zuerst erlischt, zuerst sterben muß, und die geschickt geformte und bekränzte Brautbutter. Eingeleitet wird das Essen durch ein Gebet des Lehrers, beendigt durch ein von allen gesungenes kirchliches Lied und ein zweites Gebet. Während des Essens geht wiederholt ein für Trinkgelder bestimmter Teller herum: für Koetsch Mudder (die Köchin), für de Upwaschers oder, wenn nur eine Aufwascherin da ist, für Schöttelwaschers Mudder, für den Slachter, für den Tapper (den Bierverzapper), für de Musanten und für de Armen. Die junge Frau schenkt der ärmsten Frau des Dorfes ein Brot, in das sie ein Geldstück gesteckt hat. Für die Stimmung sorgen die andauernd einschenkenden Hochzeitsbitter. Die Glückwünsche sind dem Paare zum Teil bereits nach der kirchlichen Feier ausgesprochen worden; wer sich an dieser nicht beteiligt hat, bringt seine Wünsche beim Aufheben der Tafel dar: ik wünsch ok vel Glück in 'n Ehstand.

Nach dem Essen nehmen die Ehrentänze (Ehren-dänsj) ihren Anfang. Sie sind der sinnbildliche Ausdruck für die Aufnahme der Frau in die Familie ihres Gatten und zugleich die Besiegelung des neuen Verwandtschaftsverhältnisses zwischen den beiderseitigen Geschlechtsgeossen. Tische und Bänke werden fortgeräumt, die

bestreute es mit trockenem Weizenmehl, wodurch später beim Umstülpen der Kloß sich leichter und glatter ablöste. Hierauf tat die Köchin einen Schlef voll Teig auf das Tuch, eine Frau band mit Bindfaden die Zipfel des durch die Schwere des Teiges in die Schale gesunkenen Tuches so über dem Rand der Schale in eine Schleife, daß der Teig zum Aufgehen Platz behielt. Die Bindfadenschleifen wurden auf Stöcke gezogen und diese über das kochende Wasser gelegt: 5—6 Klöße hingen an einem Stock, 4—5 Stöcke über einem Kessel. Nach 1½—2 stündigem Kochen wurde jeder Kloß in einen weißen, runden Kump gestülpt, so daß das runde beste Ende nach oben kam. Zu den Klößen gehörte früher eine Tunke aus Syrup, Butter, Mehl, Wasser, Eßig und Korinten, heute eine Fruchtunke mit Rotwein. Statt der vier-eckigen, aus sogenanntem russischen (gelbweißen) Leinen gefertigten Kloßtücher benutzt man jetzt Formen.

Musikanten nehmen ihre Plätze wieder ein, alles außer der Fräulein (d. h. den Verwandten) zieht sich in angemessene Entfernung zurück. Das Ehepaar läßt sich in einer Ecke der Tanzdielen auf den Lehnstühlen oder Ehrensesseln nieder, vor sie wird ein Tisch mit den weiter brennenden Lebenslichtern gesetzt. Hinter jeden Stuhl stellt sich eine ältere Verwandte; sobald sich einer der Vermählten erhebt, hat sie den Platz einzunehmen, denn wenn ihn während der Ehrentänze ein anderer besetzt, wird das Haus bald einen neuen Herrn oder eine neue Herrin erhalten. — Jeder Ehrentanz (d. h. Tanz mit der jungen Ehefrau) besteht aus zwei kurzen Rundtänzen, zwischen denen ihr jedesmaliger Tänzer den Musikanten ein größeres Geldstück (neuerdings einen Taler) zuwirft. Zunächst tanzt der eine Hochzeitsbitter, ihr Bruder, dann der andere mit ihr. Hierauf führen beide — und zwar beginnt wieder der Bruder der Ehefrau — der Reihe nach ihre Verwandten zum Ehrentanz heran, Brüder, Väter, Onkel, Vettern und Schwäger; selbst der etwa noch lebende Großvater wird geholt und sträubt sich nicht lange, die alten Glieder noch einmal nach dem Takt der Musik zu bewegen. Ist ausnahmsweise die Reihe der Verwandten bald erschöpft, so wird auch wohl dieser oder jener gute Bekannte der Familie (Kaufleute, Nachbarn) zu einem Tanz mit der jungen Frau aufgefordert, ein bedauerliches Durchbrechen der verwandtschaftlichen Schranken aus Rücksicht auf die Kasse der Musikanten. Wer mit der Neuvermählten getanzt hat, fordert bei den nächsten Tänzen der Reihe nach die Brautjungfern auf, so daß von Tanz zu Tanz mehr Paare auftreten; schließlich stellen die Tanzenden die beiden ganzen¹⁾ Sippen dar und tanzen, in zwei Reihen aufgestellt, sich ansehend und vorwärts und rückwärts schreitend, „gegen einander.“ Bei den Ehrentänzen feiert auch die deutsche Trinkfestigkeit ihre größten Triumphe; in jeder Pause wird für die Frauen leichter Wein-, für die Männer der stärkste Rumrog herumgereicht. Unaufhörlich trinken die Männer sich zu und gießen unglaubliche Mengen des dampfenden goldgelben Gebraues hinunter. Durch den Tanz, die Musik, die aufregenden Getränke wird das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit all-

¹⁾ Nur der Ehemann fehlt dabei, s. weiter unten.

mählich zur höchsten Festesfreude gesteigert. — Den Höhepunkt und Abschluß der Ehrentänze bildet der Tanz des Ehemannes mit seiner jungen Frau, die von ihrem Bruder zu ihm geführt wird. Die Musikanten erheben sich, und ganz allein tanzt das Paar dahin. In der Zwischenpause spendet ihnen jeder der Ehegatten — wenigstens heute — ein Goldstück, und einer der Gäste bringt auf das Ehepaar ein Hoch aus, dem ein Tusch und allgemeines Zutrinken folgt. Da die beiderseitige Verwandtschaft gewöhnlich sehr ausgedehnt ist, oft der größte Teil einer Ortschaft in verwandtschaftlichem Verhältnis steht, so begreift man, daß die Ehrentänze nicht selten viele Stunden beanspruchen.

Auf die Ehrentänze folgt wieder allgemeines Tanzen. Zugleich wird in den Stuben für den efluftigen niederdeutschen Magen der Tisch zum Abendessen und später in der Nacht nochmals zum Kaffeetrinken gedeckt. Flott klingen die Weisen der „runden“ und „bunten“ Tänze über die Tenne, und unter fröhlichem Schmausen und Trinken wird bis zum frühen Morgen gefeiert. Gewöhnlich trät schon der Hahn auf dem Wiemen, wenn die letzten Gäste sich verabschieden; erst jetzt begiebt sich das Ehepaar zur Ruhe. In den nächsten vier bis sechs Wochen darf die junge Frau das Haus ihrer Eltern nicht auffuchen: anners wohnt¹⁾ se nich (wohnt sie nicht). Das etwaige Heimweh schwindet, wenn sie erst en Schepel Ruggen oder en Spint Sult im neuen Hause verzehrt hat.

Die Art der Feier ist seit Jahrzehnten im ganzen dieselbe geblieben, im einzelnen macht sich aber neuerdings ein gewisser Luxus bemerkbar. Die wohlhabende Braut schenkt dem Bräutigam eine goldene Kette, er ihr eine goldene Uhr mit Kette. Die Braut erhält einen Phaethon (Phait hon) in die Aussteuer; dieser wird mit Laub- und Blumengewinden bekränzt, und Pferde mit silberbeschlagenem Geschirr ziehen ihn. Der Altar ist mit Blumen besetzt; vor ihm liegt ein Kranz, in den das junge Paar hineintritt. Da ein Phaethon höchstens sechs Personen trägt, so haben Braut und Bräutigam eine größere Anzahl Wagen im Gefolge. Auch Brautbouquet und Handschuhe beginnen schon ihren Einzug zu halten.

¹⁾ wahren im eigentlichen Sinne von Haustieren und Vögeln, die sich dauernd im oder beim Hause ansiedeln.

Wesentlich anders gestaltet sich das Bild, wenn wir in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehen. Man feierte drei Tage. Die Gäste brachten Klappmesser, Gabel¹⁾ und hölzerne Löffel selber mit. Die auswärtigen schliefen in den Nachbarhäusern auf Strohlagern mit übergebreiteten Laten, und da die Frauen selbst säugten, so wurden die Säuglinge zu den Hochzeiten mitgenommen. In großem Kreise saßen die Frauen, die Kleinen säugend, um das rauchige Feuer des damals noch mitten auf dem Vorplatz stehenden Herdes. Das Mitbringen der kleinen Kinder war so eng mit einer Hochzeitsfeier verbunden, daß man sagte: wenn't na Hochtid geiht, de ken lütt Kind hett, de lehnt (leibt) sit en. Am ersten Tage, dem der Trauung, gab es Sülze und Würste als Frühstück, als Hauptmahlzeit in irdenen Schalen, in deren jede immer mehrere Zusammensitzende mit den Holzlöffeln langten, Suppe mit Klößen, Suppenfleisch, später Kaffee mit Semmel und Feinbrot, am zweiten Tage von Brotresten Warmbier (Warmber, schon mnd. warm-bêr), eine in Dünnbier gekochte Brotsuppe mit Syrup und etwas Salz, außerdem Würste, Speck und Kaffee, am dritten Schwarzsauer, greiße Buchweizenklöße und Schwarzbrot. Die junge Frau erschien am zweiten Tage in goldener oder silberner Mütze. Das Fest schloß am dritten Tage mit einem Brauch, der lebhaft an die uralte dreimalige Umführung der Frau um den Herd, den Mittelpunkt ihres Schaffens und der Familie, erinnert: die Hochzeitsgesellschaft, unter ihr die Braut, reichte sich die Hände und drehte sich tanzend in einem großen Kreise um den Herd und den Mittelpfosten der Großen Tür.

Die Frau trägt fortan den Namen ihres Mannes, außerdem aber den Namen des Hauses, in das sie hineingeheiratet ist. Jedes Haus hat nämlich seinen eigenen Namen; dieser bleibt für alle Zeiten, mögen die Besitzer noch so oft wechseln. Der Hausname ist in der Regel der Name desjenigen, der die Hoffstelle gegründet und das Haus gebaut hat. Hieß der Erbauer Mend oder Mende, so heißt das Haus für immer Mendens oder Mindens

¹⁾ Statt der Gabeln wurden aber in manchen Gegenden noch gespitzte Holzstäbchen (Spielen) oder Stricknadeln (Knütt-sticken) verwendet.

Hus,¹⁾ hieß er Lange, Langens Hus, hieß er Holst, Holsten oder Hulsten Hus, während der augenblickliche Inhaber vielleicht ein Meier, Cohrs oder Heins ist. Mit diesem Hausnamen²⁾ wird fortan die Frau im täglichen Leben bezeichnet und angeredet: ist sie z. B. in Langens Haus geheiratet, so heißt sie fortan Langens Mudder,³⁾ wie ihr Mann Langens Vater und ihre Kinder Langens Hans, Langens Trina; auch die etwa im Hause noch lebenden Geschwister des Mannes und das Gefinde werden nach dem Hause benannt.

Wenn der Bauer von seiner Frau sprach, sagte er gern unſ' Mudder, sie ebenso unſ' Vater; beides wurde von ihnen genau so auch in der Anrede gebraucht. Ebenso drückten sich die Kinder und das Gefinde aus; als ehrenvolle Anrede galt daneben das Zi (Ihr), stellenweise das He und Se. Für Va(de)r und Mudder hieß es in alter Zeit Voar (mit Zerdehnung aus Var) und Möhm (Muhme,⁴⁾ später, wohl unter hochdeutschem Einfluß, Va(de)r und daneben Mudder. So versteht man es, daß in manchen Häusern Großvater und Großmutter als Voar und Möhm, Vater und Mutter als Va(de)r und Mudder bezeichnet wurden.

¹⁾ Richtiger würde man vielleicht umgekehrt sagen: heißt ein Haus heute Minkens Hus, so darf man auf einen Menck oder Mende als Erbauer schließen.

²⁾ Auch die kleineren Besizer (Anbauer, Abbauer, Brinkfeger) werden nach dem Hausnamen genannt, dagegen die Häuslinge nach dem Hause ihres Bauern, z. B. Minkens Hüffel Mudder (die Frau von Minkens Häusling.)

³⁾ Ebenso giebt ein Mann, wenn er „einheiratet“, den bisherigen Hausnamen gegen den Hausnamen seiner Frau auf.

⁴⁾ So auch im Sprichwort: Rik Voar, rik Möhm, geht bei' barft (gehen beide barfuß; von Leuten, die ohne Grund mit ihrer Herkunft prahlen).

Dritter Abschnitt.

Eignes Haus und eigener Herd, Altenteil und Tod.

Der Landmann baute lieber um als neu. Das Festhalten am Altgewohnten bestimmte ihn wohl am meisten dazu, außerdem kostete nach dem Sprüchwort Bauen Geld. Auch glaubte man, daß nach dem Bau eines neuen Hauses bald einer der Gatten sterben müsse. Neuere Verordnungen,¹⁾ die für Neubauten Ziegeldächer vorschrieben, haben jene Neigung in dem sein Strohdach liebenden Bauer noch verstärkt.

Ein Neubau pflegte sich lange hinzuziehen, und mancher verlor die Geduld dabei. Dem rief man zu:

Dat Hus ward noch ihr trecht,
Ihr de Katt en Ei legt,

d. h. Habe nur Geduld, das Haus wird schon fertig werden, noch ehe ein Wunder geschieht. Das im Winter gehauene und von den Zimmerleuten verarbeitete Holz blieb bis zum zweiten Frühjahr zum Trocknen liegen. Erst dann ging es an die Aufstellung und die Aufstellung des Fachwerkes. Das Richten gestaltete sich zu einer besonderen Feier, de Hus-börn (nord. hús-boringe, wörtlich Hausaufrichtung). Die Knechte des Dorfes wurden zum Richten bestellt (ansetzt), die verschiedenen Familien zur Richtfeier

¹⁾ „In stadähnlich zusammenhängend gebauten Orten dürfen die Dächer bei Neubauten oder völliger Erneuerung des Dachverbandes nicht mit Stroh, Schindeln oder ähnlichem leicht Feuer fangenden Material gedeckt, auch die Ziegeln nicht mit Stroh unterdockt werden“ (Feuerordn. f. d. Fürst. Lüneb. vom 14. Nov. 1865 (Lüchow 1875), S. 15.)

eingeladen (to Husbörn nödigt); der Montag wurde als Richttag vermieden (Montag wird nicht wochenalt). Schon am Sonntag hatte der Geistliche auf Antrag in der Kirche des Baues gedacht und um gutes Gelingen gebetet. Auch der Meister sprach beim Beginn des Richtens entblößten Hauptes ein Gebet. Während die Zimmerleute und Knechte richteten, aßen und tanzten die anderen in einem Nachbarhause. Es ging wie bei einer Hochzeit zu. Am Nachmittag, wenn das Richten beendet war, zog die Festgesellschaft zum Bau. Die Musik voran, dahinter im Schmucke kostbarer Hauben mehrere (gewöhnlich sechs) Kranzmädchen (Kranzdirns), Verwandte des Bauherrn, von denen zwei einen der Erntefestkrone ähnlichen Kranz an einer Stange trugen. Der Zimmermeister, der soeben [am Giebel die von den Kranzmädchen geschenkten Pferdeköpfe¹⁾] befestigt hatte, stand mit den Gesellen den jungen Mädchen gegenüber, und die eine sprach:

Ik bring den Meister un Gesellen en Kranz,
Dorför hürt mi de irste Danz.
He schall dormit de Trepp 'nupgahn
In²⁾ grade an den Bo anslahn.

Nachdem die Stange mit dem Kranze befestigt war, erklang vom Giebel aus dem Munde des Meisters oder eines Gesellen eine Rede (Gebett). Dem Danke an Gott, „den Baumeister der ganzen Welt, ohne den kein Sperling vom Dache fällt“, folgte die Bitte um Segen für das Haus und seine Bewohner:

„Gott wolle diesen Bau bewahren
Vor Feuer und vor Wassernot.“

War seinerzeit beim ersten Urthieb Feuer aus dem Holz gesprungen, so galt das als Vorzeichen, daß das Haus bald abbrennen werde. Etwas gezwungen klang es dann vielleicht von oben:

„Hochgeehrter Herr Bauherr, ich frage mit frohem Mut,
Wie Euch der Bau gefallen tut“,

aber der froh in die Zukunft schauende Besitzer antwortete mit

¹⁾ Daneben war eine Art Säule mit einem Morgenstern (Abbildung in Niederf. 9, 285) als Giebelzierde in Gebrauch. Stellenweise pflegte man auch gemalte Glasscheiben zu schenken, eine auch in anderen deutschen Gegenden (vgl. E. S. Meyer 22, 209) bekannte Sitte.

²⁾ Viell. Em grade (ihn gerade)?

einem kräftigen „Sehr gut“. In den Pausen ging unter den Zimmerleuten, die während des Nichtens auf geistige Getränke hatten verzichten müssen, die Branntweinflasche herum; der Meister hatte sie aus dem Kranze, in dem sie unter Dornen schallhaft versteckt gewesen war, vorsichtig herausgeholt. Auch das Lob der Zimmermannskunst wurde von einem Gesellen in launiger Weise gefeiert:

Als ich noch ein junger Knabe war,
Rechnen und schreiben gelernt zwar,
Da gedachte ich in meinem Mut,
Ein Handwerk zu lernen und fassen wär' wohl gut.
Ich gedachte hin, ich gedachte her,
Welches wohl das beste wär'.
Zum Barbierer konnte ich mich nicht finden,

Das Schusterhandwerk konnte ich auch nicht lernen,
Denn ich konnte nicht das Leder gerben
Und den übeln Geruch vertragen,
Denn der ging mir durch Kopf und Magen.
Zum Baden hatt' ich auch kein Belieben,
Hatte keine Lust, die Semmel in den Ofen zu schieben,
Aber wenn ich sie sollte schieben ins Maul,
Dann war ich hurtig und nicht faul.
Endlich aber bekam ich Liebe und Gunst
Zu der hocherhabenen Zimmermannskunst.
Die ist mir gefallen ins Herz hinein
Gleichwie der Anker in den Rhein.
Dabei will ich nun bleiben
Und die Zeit damit vertreiben. —

Ein geistliches Lied begleitete oder schloß die Feier. Die geleerte Flasche wurde hinabgeworfen und zerschellt. Die Musik blies die Schar zurück, hinter den Musikanten gingen mit den Kranzmädchen der Meister und die Gesellen, die Hauptpersonen des Festes. Der „großen Mahlzeit“ folgte wieder Tanz. Der Meister und die Gesellen, mit den im Kranze verborgen gewesenen Geschenken (jener mit einem Halstuch, diese mit bunten Taschentüchern) geschmückt, tanzten zunächst einige Ehrentänze mit den Kranzmädchen. Beim Fortgehen gab jede Familie, ähnlich wie bei der Hochzeit, ein Geldgeschenk.

Bald nachher wurde das Haus mit Saunwänden versehen.

Auch hier half nachbarliche Freundlichkeit aus. Das ganze Dorf, selbst benachbarte Dörfer, wurden dazu angefangt: Männer und Frauen, Knechte und Mägde kamen, soweit sie abkömmlich waren. Die Männer besorgten vorzugsweise das Tünen (Zäunen); sie ließen in die quer liegenden Balken Staken oder Sleten und durchflochten diese dicht mit auseinandergerissenen Zweigen (Ewäg). Die Frauen machten sich mit dem Lehmen oder Klewen zu schaffen: sie klappten den von den Knechten zubereiteten und mit kurz geschnittenem Stroh zur besseren Bindung vermengten Lehm gegen das Zaunwerk und glätteten ihn. Auch der Lehmfußboden wurde an diesem Tage hergestellt; später erfolgte das sogenannte Wellern des Stuben- und Flettbodens mit strohummickelten und in Lehm umgewälzten Holzstäben und die Herstellung der Brandmauer aus Back- oder Lehmsteinen. War die Arbeit getan, so folgte eine Bewirtung, die sich aber einfacher als bei der Husbörn gestaltete.

Das Haus der alten Zeit war etwa 80—90 Fuß lang und 40 Fuß breit. Der Vorplatz (dat Flett,¹⁾ vgl. bereits Fig. 31) war von der Großen Diele (Grote Del) nicht getrennt. Nur vereinzelt hatte man, wie der Ausdruck lautete, „absheren lassen“, d. h. eine brusthohe, oft oben vergitterte Holzwand mit einer Tür oder richtiger Pforte (Gadder-dör, Gattertür) in der Mitte zwischen Vorplatz und Diele gezogen. Eine solche Holzwand hieß ein Windfang; sie wehrte aber gleichzeitig den Hühnern, die sonst ungehindert von der Diele in das Flett kamen, zum Ärger der Frau auf die Börte flogen, den Kalkwurf der Wand abhocken und sonstigen Unfug trieben. Von den Wohnräumen war der Vorplatz durch die Stubenwand (Dönzen-wand) getrennt. Auf beiden Seiten des Vorplatzes befand sich eine horizontal gebrochene Tür, die im Gegensatz zu der nach der Straße gelegenen „Großen Tür“ Lütt Dör oder Blaugendör²⁾ (Seitentür) heißt. Der Vor-

¹⁾ Auch mnd. vlet war sächlich; neuerdings dringt, durch „Vorplatz“ begünstigt, das männliche Geschlecht vor. Außer Flett sagt man Bör-del (Vordiele, als Gegensatz zur Großen Diele.)

²⁾ Auch die Namen Swinhofs-dör und Kuhofs-dör begegnen, nach dem Schweine- oder Kuhlhof, die bei manchen Häusern vor den Seitentüren lagen. Im Süden der Heide heißt die Seitentür gewöhnlich Klingel-dör.

platz war mit kleinen, oft bestimmte Muster bildenden Feldsteinen gepflastert. In seiner Mitte lag die große Feuerstätte (Für-stä), von einem rahmenähnlichen Holzwerk, dem Rehmen,¹⁾ überdeckt.

Der Rehmen (Fig. 28) bestand zunächst aus zwei Balken, die von der Stubenwand her gleichlaufend 3—4 Meter vorstießen und voneinander im lichten Raum etwa 30 Centimeter entfernt waren. Sie bildeten mit den entsprechenden Stubenbalken ein Stück, lagen auf der Kante und waren vorn durch mehrere aufrechte Riegel an dem starken Balken befestigt, der, von zwei Hölftständern getragen, sich von der einen Seitentür zur anderen zog. Beide Balken liefen in einen Pferdekopf oder, wie auf unserer Figur, in einen gekerbten Stern²⁾ aus. Über diesen Balken ruhte vorn, etwa $\frac{1}{2}$ Meter von den Pferdeköpfen oder Sternen entfernt und ebenfalls auf der Kante liegend, ein Querbalken. Ein zweiter Querbalken, gewöhnlich ein runder, war etwa über die Mitte gelegt. Dieser hatte in der Mitte eine Kerbe, in der ein Ring lag; an dem Ringe hing der verschiebbare eiserne Kesselhaken (Kettel-haken)³⁾ mit dem Kessel, in dem für Menschen und Vieh gekocht wurde. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts haftete dem Kesselhaken wenigstens hier und da etwas von der Verehrung der uralten Zeit an; so kannte man in der Raubkammer noch den Brauch, Kesselhaken als Grenzmarken zu verwenden und sie auch bei einem Neubau nicht von der Stelle zu rücken, und ebenso alt ist der in derselben Gegend damals noch bekannte Glaube, daß das Herdfeuer niemals erlöschen dürfe und sein Erlöschen ein Unglück bedeute.⁴⁾ Auf dem Gebälk

¹⁾ *Rad.* *reme* oder *rame* bedeutet eigentlich „Rahmen“ und ist dann auf dieses rahmenartige Balkenwerk übertragen worden.

²⁾ Derselben Abwechslung begegneten wir bei der Siebelverzierung (S. 186).

³⁾ Eigentlich bezieht sich die Bezeichnung nur auf den schräg herabhängenden Haken, der, wenn die von ihm umgebene senkrechte Zahnstange höher oder tiefer geschoben werden soll, zuerst mit dem unteren Ende etwas emporgehoben und dann wieder gegen die inzwischen verschobene Zahnstange geschlagen wird. Daher erklärt sich der Ausdruck *ènen* (*twè.*) *höger slan* = (den Haken) um einen Zahn (zwei Zähne) höher schlagen, höher einstellen.

⁴⁾ Diese wertvollen Nachrichten finden sich in dem mehrfach benutzten *Aussatz* *Benedes* (*Lün. Anz.* 10. 9. 1904). Der Kesselhaken begegnet als



Fig. 28. Stett mit Feuerfäße und Rechen barber. Rechts Stroßfranz und Feuerfüßer.
Aus Mothorst (Sirdhp. Sollenfecht).

des Rehmens standen Säcke mit Bratbirnen und Zwetschen, auch eine Tonne Salz. In den Stirnbalken waren vorn gewöhnlich einige Zapfen eingelassen; an diesen hingen Eimer, Kartoffelkörbe, auch die naßgewordenen Kleider, Stiefel und Schuhe. Bei den Hochzeiten segte wohl ein Spaßvogel nach den Ehrentänzen den Rehmen mit dem Besen rein und schrieb mit Kreide an, was das junge Paar den Eltern als Altenteil zu geben habe, etwa „Das beste Stück Fleisch“ u. s. w. An einem in das Gebälk eingeschlagenen Nagel hing der Krüsel. Quer über den Längsbalken lagen oft Rientlöche, die zwischen dem Torfe gefunden waren und aus denen die zum Leuchten verwendeten Rienspäne geschnitzt wurden. In der Nähe des Herdes war auf dem Fußboden ein dicker Kranz aus Haferstroh (Fig. 28) festgebunden, auf den der schwere, heiße Kessel nach dem Auskochen gesetzt wurde; so blieben Kessel und Flett unbeschädigt. Der Boden oberhalb des Rehmens, der Für-boen (Feuerboden), war entweder, wie erwähnt, „unterwellert“, oder die Bretter waren mit Hülse von Ruten und entsprechenden Ausfüllungsteilen so fest zusammengeschlagen (in-sloept, eingeschleift), daß die stiebenden Funken und das Licht kein Unglück anrichten konnten.

Der Herd bestand aus Feldsteinen, die aufgehäuft waren und in der Mitte ein Loch für das Feuer freiließen. Späterhin wurde der Rand gern rund mit Lehm- oder Ziegelsteinen gemauert, um diese legte man einen alten Wagenreifen und gab so dem Ganzen festen Halt (Fig. 28). Nach der Mitte zu senkte sich der Herd trichterförmig, und in einiger Vertiefung war ein Rost angebracht. Hinter der Umfassung war ein schräg nach dem Rost führendes Loch (Aschen-loch) zum Zuführen des Zuges und zur Beseitigung der Asche gegraben; in dem Loch stand ein Aschen-putt, über ihm lag gewöhnlich ein Brett. Neben dem erwähnten großen Kessel hatten die Frauen mehrere kleinere, mit Füßen versehene Grapen, die zum Warmhalten der Speisen dienten und unmittelbar auf das Feuer gesetzt wurden, auch einen Teekessel, den sie gelegentlich statt

Grenzmarke im Lüneburgischen auch in Grimms Weistümern III S. 225, wo das Gaugericht in Salzhausen 1577 die Gaugrenze festsetzt: . . . von dar in Brauwels kesselhacken zu Garstede (heute Garstedt), von dar nach dem einen hoffe zum Borstel in den kesselhacken.

des großen Kessels über das Feuer hängten. In anderen Häusern hingen ständig zwei große Kessel über der Feuerstätte.

In dieser Stelle, inner den Rehmen, spielte sich vorzugsweise das häusliche Leben ab. Hier schaffte die Frau, gleichzeitig über Diele und Hof spähend und das Gefinde beaufsichtigend, hier spielten und lernten die Kinder, hier spannen und plauderten die Mägde, hier fanden sich nach dem Abendessen auch der Bauer und die Knechte ein, zumal im Winter, da der Stubenofen, wenn überhaupt einer vorhanden war, nur selten geheizt wurde, hier lauschte man im Rauch und beim Licht eines Rienstanz, der in einem am Rehmen befestigten Stück Blech steckte, und später des Krüfels den Rätzeln, Döntjen, Kriegs- und Spukgeschichten. Allmählich war dann das Feuer heruntergebrannt. Die Frau warf noch einen Torfsoden oder etwas losen Torf ins Feuerloch, berakte ihn mit Asche und deckte zum Schutz gegen Ragen und Hühner und gegen aufsteigende Funken den großen trichterförmigen eisernen Stülper (Fig. 28) darüber. Für gewöhnlich glimmte am anderen Morgen das Feuer noch; andernfalls entnahm die Frau, der stets diese Arbeit zusiel, zum Feueranmachen der Zunderlade (Tunner-la) Stahl, Stein und Zunder; später kamen statt des Zunders die etwa 15 Centimeter langen, auf beiden Seiten mit Schwefel versehenen Swovelsticken auf.

Der Rauch zog durch die Seitentüren, die Große Tür oder die Giebellöcher (Allen-löcker, Eulenlöcher) ab, je nach der Windrichtung. Schornsteine fehlten noch,¹⁾ abgesehen von den nichtbäuerlichen Häusern, etwa den Lehrerhäusern. In diesen befand sich über dem offenen Herde nicht selten ein Rauchmantel, etwa von der Form eines kleinen schrägen Daches, der den Rauch nach Möglichkeit aufnehmen und dem Schornstein zuführen sollte. Gewöhnlich überließ man den Rauch sich selber; wurde er zu schlimm, so öffnete man die obere Hälfte²⁾ einer Seitentür. Der Rauch räucherte die Schinken, Speckseiten und Würste, die unter dem Flettboden an einem Stangengerüst (in 'n Wiemen) hingen, wärmte

¹⁾ Ein schornsteinloses Haus wird besonders seit dem Aufkommen der Schornsteine als Röl-hus (Rauchhaus) bezeichnet.

²⁾ De boewerfte lütt Dör; die untere Hälfte hieß de nerste (nederste) l. D.

das Vieh und schützte die Getreidevorräte, zu denen er durch die Luke und die Bodenrizen drang, daß sie nicht feucht (slummig) wurden. Er war zugleich Wetterprophet; sein Verweilen im Hause deutete auf Regen, ebenso sicher wie der vom Boden träufelnde Ruß (Sott) oder die gleich Nadelspitzen auf dem Ruß unten am Grapen sitzenden Funken. Er schwärzte das Stroh des Daches und gab dadurch im Winter den langen Eiszapfen (Is-joekels) ihr gelbbraunes Aussehen.

Etwa bis 1840 kannte man nur den runden Herd in der Mitte. Damals wurde in den meisten Häusern ein Feuerherd mit einem Kesselhaken daneben errichtet (vgl. Fig. 28). Er wurde an der Dönzenwand¹⁾ aufgemauert, und zwar immer so, daß das Loch des Stubenofens auf ihn mündete; der Ofen wurde vom Herde aus geheizt, eine eiserne Stehtür mit Gegenständer schloß das Loch, ein Abzugslot oben im Ofen mündete nach dem Flett. Fortan wurde das Essen für die Familie auf dem Wandherd bereitet, während der große Kessel unter dem Rehm für Viehfutter und Börnwasser, beim Schlachten und bei der Wäsche Benutzung fand. Auf dem Wandherde waren sehr häufig zwei Roste. Auf dem einen wurde dauernd das Feuer unterhalten; der zweite diente zur Aushilfe: Kohlen wurden vom ersten Rost fortgenommen und auf ihn geführt, und man kochte dann auf einem Stridde (mnd. stridde) oder Dre-fot, einem runden oder dreieckigen Untersatz.

Der Wandherd der größeren Häuser war gewöhnlich breit und offen; kleine Leute pflegten ihren Bedürfnissen entsprechend einen weniger breiten Wandherd zu haben, dafür ließen sie aber auf ihn nicht selten einen verschließbaren, Hühner und Katzen vom Feuer fernhaltenden Aufsatz mauern; auch größere Wandherde sind hier und da mit einem natürlich entsprechend größeren Aufsatz versehen worden. Ein solcher Aufsatz glich etwa einem Schrauke. Ihn verschloß eine Tür, bei größeren Aufsätzen auch wohl eine Doppeltür oder eine Tür mit einem Scharnier zum Zurückklappen der einen Hälfte; die Tür war mit Vorliebe rotbraun angestrichen. Oben vereinigten sich die beiden Wände zu einem Schwibbogen, in dem einige Steine, etwa in der Form eines Kreuzes, ausgelassen waren,

¹⁾ Die Dönzenwand hieß davon auch Herd-wand.

um dem Rauch Abzug zu gewähren; aus demselben Grunde befand sich auch wohl oben in der Tür eine herzförmige Öffnung. Ein derartiger überwölbter Herd hieß ein Dingen;¹⁾ den Schwibbogen



Fig. 28a. Herd mit Schwibbogen (Hagen bei Lüneburg).

nannte man Swi-bagen oder verstümmelt Swi-ba (mnd. swi-boge), eine Bezeichnung, die auch für den gesamten Herd gebraucht

¹⁾ Auch Dicken ist mir begegnet. Solche „Dikken“ kannte man auch in den Vierlanden, dem Altten Lande und im Schleswigschen, vgl. J. W. Voigt, *Korr.* 25, 5. Voigt meint, man habe es für zweckmäßig erachtet, „die Seiten des Herdes zum Schutze gegen Zugwind mit einem Seitenaufbau zu versehen

wurde. Stellenweise hatte man auch die Bezeichnung „Ramin“ dafür. Fig. 28a zeigt einen derartigen Herd; die Tür fehlt, aber die beiden Stützhaken links und der Verschlussbogen rechts sind noch sichtbar.

Von 1840 etwa bis 1860 bestanden der Herd unter dem Röhren und der Wandherd nebeneinander. Nur begann jener gleichzeitig mit dem Röhren mehr und mehr zu verschwinden. An seine Stelle trat der eingemauerte Kessel (Mür-ketel), der bei der nach dem Hof führenden Seitentür oder neben dem Wandherd seinen Platz erhielt (vgl. Fig. 31). Schließlich schritt man zum Bau einer eigenen Küche mit einem Sparherd und einer Waschküche (Pladder-koel), in der auch der eingemauerte Kessel zu stehen kam.

Die eigentliche Arbeitsstelle der Frau war fortan die Küche. Bisher hatte sie bei der Arbeit vom Flett aus die Diele übersehen, und auch über die Brüstung, die sich hier und da fand, hatte ihr Blick beobachtend gleiten können. Jetzt aber baute man nicht nur eine besondere Küche, sondern errichtete obendrein zwischen Flett und Diele eine bis an die Decke reichende Wand mit Tür und Fenstern und zerriß damit den Zusammenhang zwischen der Arbeit der Frau und des Gesindes. Die Frau hatte aufgehört, im alten Sinne das Auge des Hauses zu sein.

An einigen Stellen ist bereits des Stubenofens gedacht worden. In Anknüpfung daran mögen hier auch einem anderen Wärmemittel, der Für-kiek (mnd. kike Feuerstübchen zum Fußwärmen, auch vrouwen-kike), einige Worte gewidmet werden. Mit der Feuerkiele wärmte sich die Frau bei sitzender Arbeit, etwa dem Kartoffelschälen, die Füße, die Feuerkiele kam im strengen Winter (vgl. Fig. 1, S. 5) mit auf den Kirchwagen, ja sie wanderte auf den Tanzsaal mit. Sie ersetzte auch die Fußbank, denn eine besondere Fußbank kannte man im Bauerhause nicht. Die Feuerkiele ist ein Kasten von etwa 20 cm Breite, Tiefe und Höhe. Die eine Seite ist aufklappbar zum Hineinsetzen eines kleinen irdenen Topfes (Für-putt) mit glühenden Torfkohlen; dieser hat ringsherum Zuglöcher und ist mit einem Handgriff versehen. Damit

und zu überwölben.“ E. Walthers vermutet (Korr. 25, 7), daß das Wort ursprünglich das Aschenloch der ältesten, mitten auf dem Flett liegenden Feuerstätte bezeichnet habe.

sein Feuer nicht gefährlich wird, ist die Kiste inwendig mit Eisenblech ausgeschlagen. Auch die Seitenplatten haben je ein Zugloch. Die obere Seite bildet ein Holzrahmen, in den mehrere Stäbe gitterartig eingelassen sind; durch die Zwischenräume dieser Stäbe entströmt die Wärme. In dem Holzrahmen ist ein Eisendraht zum Tragen der Kiste befestigt.

Für die Beleuchtung gilt, was für manche andere Gebiete auch zutrifft. Bis ins 19. Jahrhundert finden wir Verhältnisse, die bis in die älteste Zeit des Niedersachsentums zurückreichen, dann folgt eine schnelle und immer schnellere Verdrängung des Alten durch die erfindungsreiche Neuzeit. Beim Licht des oben erwähnten Kienspans hat man sich schon von Arminius und den Römern und noch von dem ersten Napoleon erzählt. Mit dem Kienspan mußte auch der Hirte beim Füttern und Streuen leuchten; er durfte dabei aber nur bis zur Grenze von Flett und Diele gehen, niemals das Für-fack (mund. vür-vaſ, Feuerfack, d. h. das Flett, als Raum des Herdfeuers und Kienlichtes) verlassen.

Dem Kienspan folgte der Krüsel.¹⁾ Der Krüsel, der, wie erwähnt, im Nehmen an einem Nagel hing, bestand aus Eisen (Fig. 29, 1a u. b): sein Hauptteil war eine kleine Pfanne, etwas länger als breit (etwa 8 u. 7 cm); an sie setzte sich, aus demselben Stück gearbeitet, ein aufrechter Anfaßer, in dessen umgebogenem Ende ein Haken (Krüsel-haken) angebracht war. Als Brennstoff diente Tran, in diesem lagen mehrere abgezogene Binsen (Besen), die man auch als Besen-perk (Binsenmark) bezeichnete. Gewöhnlich wurden aber Tran und Binsen nicht in die Pfanne selbst, sondern, vor allem wohl aus Gründen der Sauberkeit, in einen entsprechend gearbeiteten Einfaß aus gewelltem Blech getan. Ein zweiter Krüsel

¹⁾ Nach Breusing's Ansicht haben baskische Trantierjäger Wort und Sache über die See nach Niederdeutschland gebracht. Später hat Andree die Vermutung aufgestellt, der Name sei eine Weiterbildung des niederdeutschen *krôs* (= Krug) und erkläre sich aus der annähernd krugförmigen Gestalt des Gerätes. Gegen diese Deutung, die übrigens Andree selbst aufgegeben zu haben scheint, spricht auch der Umstand, daß die krugförmige Gestalt nicht die älteste gewesen ist. Neuerdings hat man den Ursprung des Wortes im romanischen Sprachgebiet gesucht (altfranz. *croisuel* = Nachtlampe und Schmelztiegel, neufranz. *erouset* = Schmelztiegel). Wegen des Näheren verweise ich auf Andree S. 255, Kort. 22, 61, Grimms Wb. V 2096.

pflegte im Zimmer zu hängen: entweder an einer langen, schrägen, nach allen Seiten drehbaren Stange oder an zwei vom Boden herabhängenden, durch zwei Querriegel verbundenen und höher und niedriger zu schiebenden Hölzern. Allmählich wurden derartige Krüsel auch aus Messing hergestellt. Diese messingnen Krüsel hatten teilweise dieselbe Gestalt wie die geschilderten eisernen. Andere waren viereckig, jede Ecke hatte eine kleine, zum Hineinlegen von je einer Binse bestimmte Ausbuchtung (Fig. 29, 2a u. b). Auch

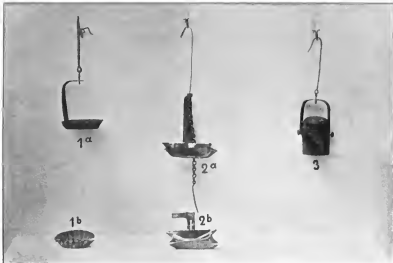


Fig. 29. Krüsel der Heide. Nach Exemplaren des Museums in Lüneburg.

hier diente der eine Krüsel als Untersatz, auf ihm kam ein entsprechender und ebenfalls aus Messing gearbeiteter Einsatz für Tran und Binsen zu stehen. An die Stelle dieser älteren Formen trat später der bekannte krugähnliche blecherne Krüsel, bei dem statt der Binsen ein baumwollener Docht und gewöhnlich statt des Tranes das sogenannte Brennöl (raffiniertes Rüböl) Verwendung fand (Fig. 29, 3). Sparsame Frauen lösten auch wohl ein altes Stück Barchent auf, um so Dochte zu gewinnen. Dieser Krüsel wurde auch mit einem breiten Fuß versehen; eine derartige Stehlampe hieß ein Tran-funzel; der Name erklärt sich wohl daher,

daß nach alter Weise in diesen Krüfeln zunächst noch Tran gebrannt worden ist, bis das Brennöl ihn verdrängt hatte. — Dann folgte die zunächst sehr einfache Laterne mit Brennöl, schließlich das Petroleum, dessen Verwendung etwa gleichzeitig mit dem Bau besonderer Küchen begann.

Auf dem Flett der meisten Häuser sah man die Rolle mit dem Handtuch an dem einen Hoftständer, Koffer, Laden und Schränke, ein Schlafgelaß für Dienftboten und einige Börte an der Wand der Stubenseite, der Dönzenwand. In dem einen,



Fig. 30. Allerlei Hausrat (vgl. den Text).

höheren, oberhalb des Rehmens hinlaufenden Bört standen allerlei Zierrate, vorzugsweise Hochzeitsgeschenke, große irdene weiße Teller, mit gelben, grünen, blauen Blumen bemalt (irn Foet = irdene Gefäße), allerlei Zinngerät (tennen Foet), auch ein Bierkrug (Krös) mit dem Sachsenroß. Ein anderes, gewöhnlich etwas tiefer hängendes Bört enthielt das täglich gebrauchte Geschirr. In anderen Häusern hatte man für derartige Gegenstände ein stehendes Bört, das auf einer Anrichte stand (Fig. 28, S. 190). Auf dem Flett gebrauchte man aber noch mancherlei anderen Hausrat, wie ihn Fig. 30 auf engem Raume vereinigt zur Anschauung

bringen soll. Das Bört (Schöttel-bürt) im Hintergrund (a) diente zum Trocknen und Aufbewahren des Geschirrs; es bestand in der Hauptsache aus Leisten, zwischen denen das Wasser abfloß; oben standen die umgestülpten Milchschalen, die Kümpe und an sie gelehnt die Teller, auf der tieferen Leistenlage Grapen und Milcheimer. Das Löffelbrett (Lepel-brett, b) diente zum Hineinstecken von Löffeln. Der weidene Speck-anhinger (c) vertrat in der alten Zeit den Bindfaden. Auf dem Teller-brett (d) lagen die Schinkenteller. Der große Kochlöffel (Slef, e) war gleichzeitig das Zeichen des weiblichen Regiments; wenn der Vater den Hof an den Sohn abtrat, gab die Mutter, wie man sich ausdrückte, den Schlef an die Schwiegertochter ab. Stöt-ammer (f) und Stötter (g) werden uns beim Schlachten, Bodder-larrn (h) und Bodder-sticken (i) beim Buttern, das Bül-hult (k) beim Waschen und der Ketüffel-moser (l) beim Kochen begegnen.

Um die Lage des Kellers deutlicher bezeichnen zu können, ist zunächst auf die Räumlichkeiten hinter der Dönzenwand einzugehen (vgl. für die folgenden Seiten Fig. 31). Dort liegen in der Regel zwei Stuben (Dönzen), die durch einen Zwischenraum (Zwischen-kommer) mit einander und durch je eine Tür mit dem Flett verbunden sind. Die eine Stube heißt einfach de Dönz, die andere de Blangen-dönz (Nebenzstube); aber eine bestimmte Regel über die Lage von Dönz und Blangendönz bestand nicht: bald lag die Dönz auf der rechten Seite (vom Flett aus gerechnet) und die Blangendönz auf der linken, bald war es umgekehrt. Der Keller pflegte nun unter der Blangendönz¹⁾ angelegt zu sein, vielleicht, um die vorzugsweise benutzte Dönz nicht unnötig fußkalt zu machen; seine Klappe lag unmittelbar vor der Tür der Blangendönz.

In der Mitte der Dönzenwand befand sich eine Tür. Hinter ihr führte eine kleine Treppe zu dem Dönzen-boen²⁾ empor, einem Boden, der seinen Namen davon hatte, daß er sich über den beiden Stuben ausdehnte. Bekanntlich ist nun die Höhe der Stuben verhältnismäßig gering; daraus erklärt es sich, daß der Boden, der

¹⁾ Daher heißt diese auch Keller-dönz.

²⁾ Boen (mnd. boene, vgl. das hochd. Bühne) bedeutet das obere Stockwerk (so hier), dann die das obere und untere Stockwerk scheidende Bretterlage.

über der Großen Diele und dem Flett in gleicher Höhe läuft, bei der Dönzenwand sich der Stubenhöhe entsprechend senkt. Auf dem Dönzenboen bewahrte die Hausfrau das fertig geräucherte Fleisch, das teils an einem Gestell hing, teils in einer Lade lag; dort lagerten auch — trocken über den Wohnräumen — in den „Kornkämpen“ (vgl. S. 79) das ausgedroschene Getreide, daher hieß dieser Boden auch Kurn-boen.

Über ihm lag noch ein anderer Boden, zu dem man aber nicht von dem Kurnboen, sondern von der Großen Diele her gelangte. Man mußte dort zunächst auf den Boden steigen und sich durch die über dem Flett lagernden Heuvorräte hindurcharbeiten: dann stand man vor dem Bodenraum, der über dem Kurnboen lag; dieser Raum wurde auf beiden Seiten von der Schrägung des Daches und hinten von einem Stück der Giebelwand mit dem Eulenloch begrenzt. Der Raum war nur niedrig, doch um ihn nicht unbenutzt zu lassen, stapelte man auch dort Heu auf. Gewöhnlich konnte man sich nur kriechend in ihm bewegen, und daher hieß dieser Boden der Kroepel, eigentlich wohl Kroepel-boen (von kroepeln = ein Krüppel sein, kriechen).

Nehmen wir die Dönz auf der rechten Seite an! Durch eine kleine Tür mit einer Klinke und einem länglichrunden Fenster trat man in einen vielleicht acht Fuß hohen viereckigen Raum. Die Lehmdiele war mit dem Reifig- oder Ginsterbesen (Ris- oder Bräm-bessen) sauber ausgefegt worden und mit weißem Sand bestreut. Rechts von der Tür stand vielleicht ein kleiner Tisch mit einem Stuhl, in der Ecke stand oder hing die Wanduhr (Klock). An der rechten Längsseite waren zwei Fach niedriger Fenster in Bleifassung mit blauen Papierrouleaux (Pepier-rullosen) angebracht, an der Wand lief eine Bank mit durchbrochener Lehne¹⁾ hin. Auch vor den beiden Fenstern der dem Eingang gegenüberliegenden Seite stand eine Bank, als Fortsetzung der vorher genannten; sie ließ aber in der Ecke links Platz für die „Schatolle“ (das Schetull, Fig. 32). In dem oberen Teile des Schetulls standen buntfarbige Tassen, eine Zuckerdose, ein Milchtopf, Kannen

¹⁾ Bisweilen war der untere Teil der Bank als Lade zum Aufbewahren des Tischtuches und anderer Gegenstände hergerichtet; der Sitz ließ sich dann aufklappen. Die Lehne pflegte bei solchen Bänken zu fehlen.

und Leuchter, alles Hochzeitsgeschenke der Brautjungfern, in den Schubladen lagen Leinensachen, der mittlere, durch eine Klappe geschlossene Teil war der Geldschrank des Bauern. Zwischen den



Fig. 32. Schetull (Schatulle.)

Fenstern der rechten Längsseite hing der beim Einkauf der Aussteuer vom Kaufmann zugegebene Spiegel; er war gewöhnlich schräg angebracht, und der Platz zwischen ihm und der Wand diente zur Aufnahme von Zeitungen und allerlei Schriftstücken, soweit sie dem Auge anderer nicht entzogen werden sollten; unangenehme Mitteilungen fanden anderwärts ihren Platz, und von solchen hieß es deshalb: dat ward he wol nich achtern Spiegel steken. Hatten die Frau und die Mägde sich im Flett gewaschen und abgetrocknet, so gingen sie in die Stube, um sich vor dem Spiegel das Haar zu machen (de Mäh upto-
setzen, S. 99). Die Kämme steckten in dem selbstgefertigten Kammfutteral (Kammfutter), das unter dem Spiegel hing. Dieses war ein Stück Pappe, an das mehrere kleine Pappstücke als Taschen

schräg mit starkem Zwirnu genäht worden waren. Darauf war die Pappe mit buntem Papier und Rauschgold beklebt worden.

Die Wand zur Linken war mit Brettern verschalt, die ebenso wie die Tür, die Fenster und die Bänke einen blauen (graublauen, gelben) Anstrich zeigten. An dieser Wand befanden sich zwei

Schlafstätten (Buzen), zwischen denen eine Tür nach der Zwischenkommer führte. In der einen schliefen die bejahrten Eltern, in der anderen das junge Ehepaar (de jungen Lü'). Diese Verschläge befanden sich so hoch über dem Fußboden, daß die Benutzer hinaufsteigen mußten (Fig. 33). Vor der Buzen war eine Schiebetür



Fig. 33. Buzen (Schlafraum) mit Kartoffellager darunter.

(Schüwer). Die Decke und Seiten waren geweißt, wie die Stube. Der Raum unter den Brettern ward in manchen Häusern, besonders im Winter, in eigenartiger Weise ausgenutzt: hinter einer Klappe lagerte dort immer ein Haufen Eßkartoffeln, der Hausfrau für den täglichen Gebrauch bequem zur Hand und vor dem Verfrieren geschützt. Die Buzen waren nicht lüftbar. An das Aufmachen des Bettes dachte man gewöhnlich erst in der Abenddämmerung,

da fand sich noch am ehesten die Zeit dazu: die Stücke wurden auf Stühle gepackt (raf kregen) und das Stroh mit dem in der Ecke stehenden, unten zugespitzten Bett-stock aufgeschüttelt; dann kamen jene wieder hinauf (würden wedder 'nupmaft). Einmal im Jahre wurde die Buße gelegentlich einer Wäsche gründlich gereinigt; man seifte die Bretter mit der bei dieser benutzten Buchenlauge und erneuerte Anstrich und Stroh. Ebenso „schlichtete“ man einmal die älteren Betten im hellen Sonnenscheine, d. h. man bürstete die Jaletts außen und innen mit einem aus Weizen- oder feinem Roggenmehl hergestellten Kleister; die Überzüge wurden dadurch widerstandsfähiger und ließen keine Federn durch. Hatte gerade eine Kuh gekalbt, so bürstete man statt mit Kleister mit der ersten Milch, der Best-melk. Allmählich traten an die Stelle der Schiebetüren Türen, die bis auf den Fußboden reichten; man nannte solchen Schlafraum *Altawen* nach dem *Altoven* der höheren Stände. In Wirklichkeit war aber beim *Altawen* alles — bis auf die Tür — beim *Alten* geblieben; erst eine spätere Zeit brachte eine wesentliche Verbesserung, die Vergrößerung des Schlafraumes und die frei hinter der Tür stehenden Bettstellen, wie sie heute die Regel sind.

Links von der Stubentür stand gewöhnlich der eine Lehnstuhl, dann folgte der auf Eichenlögen stehende Ofen, unter und in dem gern das Fußzeug und die Wäsche getrocknet wurden, hinter dem Ofen der andere Lehnstuhl: hier saßen die Frau als Wöchnerin und erkrankte Hausgenossen, hier war der Lieblingsplatz der Großmutter. Vor der benachbarten Buße stand eine pritschenartige Ruhebant (*Rauh-bank*), auf der der Bauer seine Mittagsruhe hielt, eine rohgearbeitete, mit Vorliebe rotbraun angestrichene Holzbant, deren schräges Kopfende dem zweiten Lehnstuhl zugewandt war. In anderen Häusern stand die Ruhebant so, daß die Füße des Ruhenden unmittelbar den Ofen berührten; daher bedeutete *he warmt sik de Tön* (wärmt sich die Behen) so viel, wie „er liegt auf der Ruhebant“. Hier und da diente die Ruhebant, wie wir das oben bei der Sitzbank sahen, gleichzeitig als Lade.

Über der dem Ofen näheren Buße war in der Wand ein Milchschrank (*Melk-schapp*) angebracht. Da die Balken unter der Decke lagen, hatte man weitere Bräte dadurch hergestellt, daß

man überstehende Latten unter die Balken nagelte und mit Brettern belegte; die betreffende Milch stand allerdings frei und war arg dem Staube ausgesetzt. In anderen Häusern hatte man auch stehende Milchschränke, deren Türen hier und da sogar mit Schnitzwerk versehen waren. Unter einem der Balken war der Krüsel befestigt. An der Decke hingen aus Eiern zurechtgemachte Vögel, wie wir sie vom Erntefeste kennen.

Über der anderen Buze, auch wohl über dem Schetull und in den Ecken, hing allerlei Wandschmuck (Schilleratsen, d. h. Schildereien, Malereien), Darstellungen der Jahreszeiten, Frauenköpfe, eingerahmte Einsegnungsverse, biblische Darstellungen, neuerdings auch Photographien. Haussegen, denen man heute hier und da in den Bauerhäusern begegnet, waren noch nicht bekannt, wohl aber besaßen manche in Abschrift einen sogenannten Haus- und Schutzbrief oder Himmelsbrief, der vor allen Gefahren, Dieben, Mördern, feindlichen Geschossen und Gefangenschaft feite und den die ausziehenden Krieger zu ihrem Schutz mit ins Feld nahmen. „Vom Himmel gesandt ist dieser Brief, im Holsteinischen ist er gefunden worden 1724. Er war in goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte zu Radagina (in einer anderen Abschrift Viatagier) über der Taufe. Wer ihn ergreifen wollte, dem wich er zurück, bis 1791 einer sich den Gedanken machte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen, zu dem neigte sich der Brief.“ Auch als Bilderbogen wurden ähnliche Schutzmittel verbreitet; so befindet sich in meinem Besitz ein „Haus- und Schutzbrief vom Jahre 1724“ mit Waffen und Geschossen, Sprüchen und Gebeten.

Vor den Bänken stand der große viereckige Eßtisch aus Eichenholz. Seine vier Füße waren etwa in der Höhe von 4–5 Zoll durch Leisten verbunden: diese gaben dem Tisch festeren Halt, dienten zum Messerschärfen und besonders zum Aufsetzen der Füße (daher der Name Fot-listen). Eine besondere Fußbank war, wie früher (S. 195) erwähnt worden, nicht bekannt. Sonnabends wurde der Tisch mit Sand geschauert, wodurch er im Laufe der Zeit eine ganz weiße Farbe erhielt. Auf den Bänken (achtern Tisch) saßen die Diensthoten, auf Lehnstühlen (vörn Tisch) der Bauer und seine Frau, die Kinder auf Stühlen, in Familien mit viel Kindern und wenig Diensthoten auch auf den Bänken. Es leuchtet

ein, daß hier die uralte Sitte fortlebte, nach der auf dem Hochsitz der Herrscher und auf den Bänken das Gefolge seinen Platz hatte. Auch der Gast mußte sich auf einem Stuhle niederlassen. In den bäuerlichen Gastwirtschaften wird noch heute jeder, dem eine gewisse Ehrerbietung erwiesen werden soll, ausdrücklich gebeten, sich auf einen Stuhl zu setzen: *fett Di doch nich up de Bank, fett Di doch up 'n Stohl!* Die Eindrücke, die man auf alten Tischen sieht, stammen aus der Zeit der dreifüßigen Pfanne; diese stand gewöhnlich auf Torfstohlen und wurde dann unmittelbar auf den Tisch gesetzt. Die Magd pflegte zwar vorher mit den heißen Pfannenfüßen einigemal auf dem sandigen Fußboden hin und her zu streichen, aber jene waren doch nicht immer hinreichend abgefühlt. Als nach der Einführung der Sparherde die Füße fortfielen und die „glatte“ Pfanne aufkam, legte man ein Stück Holz oder einen eisernen Ring unter. In der Ecke, auch zwischen den Fenstern, waren Streifen von Leder angebracht: durch diese steckte das Gefinde¹⁾ nach der Mahlzeit den abgeleckten und im Tischtuch abgetrockneten Löffel. Jeder hatte seinen eigenen, durch eine Kerbe oder ein sonstiges Zeichen kenntlich gemachten Löffel; überall gab es Leute, die aus Alhorn (Alhurn) mit dem eigenartig gekrümmten Löffelmesser (Lepel-mest) Löffel zu schnitzen verstanden und verkauften. Auch die oder, wie man sagte, „der“ Gabel (Gawel) hatte dort ihren Platz; aber es dauerte lange, bis sie zur allgemeinen Einführung gelangte (vgl. S. 183). Ein Messer trug jeder in der Tasche (ebd.), selbst die Dienstmädchen, die es noch heute ebenso wie die Knechte zum Zerschneiden der Speisen mit aufs Feld nehmen.

Wir gehen jetzt durch die mit alten Läden und Schränken besetzte Zwischenkommer und werfen einen Blick in die Blangendöng: Koffer und Läden, für die Dienstmädchen bestimmte Buzen, die denen der Stube zugekehrt liegen, das Ganze macht den Eindruck einer Kumpelkammer.²⁾ Nur wo die Altenteiler ein besonderes Zimmer für sich verlangten, ging man vielleicht an eine würdigere Ausstattung dieses Raumes.

¹⁾ Löffel und Gabel der engeren Familie pflegte die Hausfrau mit einem nassen Tuch abzuwischen und nachzutrocknen und in die Schublade (Schuf) des Tisches zu legen.

²⁾ Diese Stube wurde denn auch oft nur „Kammer“ genannt.

Zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen, das verstand die Bauerfrau nicht. Vor den Fenstern der Stuben sah es meistens öde aus. Kein Blumenschmuck, höchstens ein Teller mit einem Vergißmeinnichtkranz (S. 21) und ein Topf mit Hauslauch (Hūs-lô), dessen Blätter und Saft gegen Brandwunden, Warzen und Geschwüre Verwendung fanden; andere hatten dort einen „Brandbaum“ stehen, ein Zwiebelgewächs mit dicken, fleischigen Blättern, die, ebenso wie der Hauslauch, durchgeschnitten und mit der Innenseite aufgelegt, Brandwunden heilten. Auf dem Dach über der Kleinen Tür befand sich eine Schale mit Donnerkraut, die nach vorne zu durch breite Stäbe oder Stöcker fest und gerade gehalten wurde und über die das Gewächs nach allen Seiten weit hinausgewuchert war. Dieses Donnerkraut auf dem Dache (auch Dach-lô genannt) schirmte das Haus vor Blitz; außerdem lasen bei schwerem Gewitter alle Hausgenossen im Gesangbuch: eine eigenartige Verquickung heidnischen und christlichen Denkens.

Blumenzucht wurde nur in bescheidenen Grenzen getrieben. In den ersten Monaten des Jahres zogen Männer aus dem lüneburgischen Bardowick, die mit kleinen Beuteln gefüllte Kiepe auf dem Nacken, von Dorf zu Dorf und verkauften die Wirtschaftsfamereien, Kuntel-, Steckrüben- und Kohlsamen. War gut eingekauft worden, so gaben sie für de Kinner en beten Blomen-saat to, und lediglich, um diesen eine Freude zu machen, legten die Eltern, etwa vor den Fenstern der Döng, ein Blumenbeet (Blomen-bleck, von mnd. blet = Platz, Stelle) an. Dort wuchsen denn bald die mannigfachsten „Rosen“, womit, wie in anderen Teilen Deutschlands, alle rosenähnlichen Blumen und überhaupt Gartenblumen bezeichnet wurden. Dort blühten Reseda und Goldlack, die Päonie (Pings-ros', Pfingstrose) mit ihren handgroßen Blüten, die riesige Sonnenblume (Sünn-ros'), der Mohn (Mahn-ros') und die nelkenartigen Klüster-negel mit den im Klüster oder Klumpen stehenden Köpfschen. Die Kinder rochen an dem scharfen Rük-busch, zogen lachend ihre gelbgefärbten Näschen aus den Feuerlilien, den Gelen-Resen, zurück, betrachteten behutsam am giftigen Eisenhut oder Venuswagen (Blaue Schoh) die schubförmigen Blütenblätter und in den Blüten das Wägelchen mit den beiden Täubchen und naschten von dem dazwischen gepflanzten

Stachelbeerstrauch (Stichbeern-writ). Auch der Salbei (Salwei) stand dort, dessen Blätter die Mutter dem Hausmittelschäze einverleibte.

Die Baumzucht fand bessere Pflege. An Stelle einer gefälltten Eiche wurde sofort eine neue gepflanzt; so blieb die Zahl der Eichen stets dieselbe, oder sie vergrößerte sich gar, während heute die kurzfristigen Enkel den langsam wachsenden und spät nutzbaren Baum zu wenig nachpflanzen und so das niedersächsische Landschaftsbild eines schönen Reizes mehr und mehr verlustig geht. Die Eichen waren der Stolz und die Freude des Landmanns, und mancher besaß einen besonderen „Eichhof“; ein alter Bauer meiner Heimat, wegen seines Baunreichtums weit und breit der Eichenkönig genannt, lehnte einmal die Zumutung, seine Eichen zu fällen und das Geld auf die Sparkasse zu tun, mit den Worten ab: Dat Gild kann ik nich sehn, awers de Eken kann ik alle Dag' sehn. Der „Grashof“ stand voll Obstbäume,¹⁾ unter denen im Sommer oft die Göffel weideten. Neben den Eichen umgaben Obstbäume, Schatten spendend, das Wohnhaus. Auch der Hollunderstrauch war auf vielen Höfen zu finden, und hier und da lebte noch der Glaube, daß unter seinen Wurzeln die Zwerge, die guten Holden, wie sie andernwärts hießen, sicher aber auch in der Heide einst genannt wurden,²⁾ ihre Wohnung hätten und das Abhauen des Strauches Unglück für das Haus heraufbeschwöre.

Von der Großen Diele (vgl. Fig. 31, S. 200) führte eine Treppe auf den Boden (Boen), auf dem vorzugsweise das Heu (daher der Name Hau-boen), daneben ein Teil des Getreides aufgestapelt war. Die Treppe lag der Bequemlichkeit wegen stets in der Nähe des Vorplatzes. Oft war neben ihr in der Wand ein Verschlag zum Schlafen angebracht. Die Diele entlang stand das Vieh. Schon Tacitus (Germ. 5) erzählt von den Germanen,

¹⁾ „Obst“ drückte man durch Appel un Beren, also nach den häufigsten Obstsorten, aus, oder man gebrauchte Aft (mnd. avet), das aber jetzt durch „Obst“ mehr und mehr verdrängt wird.

²⁾ Ich habe Jahrb. 23, 55f. den Nachweis zu führen versucht, daß durch den Nordwesten der Heide sich eine noch heute in den Ortsnamen wahrnehmbare Spur alter Holdenverehrung ziehe (Hollenstedt, Hol-linde, Hol-vede, Hol-torf und das schon im Stadischen liegende Hollen-beck).

daß die Rinder ihr „alleiniger und liebster Besitz“ (solae et gratissimae opes) seien: dem entspricht es, wenn in der Heide das Vieh, besonders das Rindvieh, das Gut, das Gute, genannt wird. Und wenn Tacitus an derselben Stelle sagt, die Germanen hätten vor allem an der „Zahl“ der Rinder ihre Freude (numero gaudent), so stimmt hierzu genau, daß der Heidebauer mit Vorliebe von seinem Vieh-stapel spricht, denn Stapel bezeichnet den aufgeschichteten Haufen, die Menge. Die Kühe waren mit der Halskette an einen Ring gefesselt, der um den bis an den Boden reichenden Stallbaum auf und nieder lief und so dem Kopfe freie Bewegung gestattete. Häufig lagen auf der einen Seite die Ställe für die Kühe, ein Stall für Kälber und Jungvieh, ein anderer für einen Teil der Schweine (soweit diese nicht in der Scheune untergebracht waren, also etwa für eine Muttersau mit ihren Ferkeln) und der Pferdestall. Wohl ausnahmslos hatte der Pferdestall unten auf der Diele bei der Großen Tür seine Stelle, damit die Pferde beim Hinaus- und Hineingehen möglichst wenig die Diele beschädigten. Nicht selten war auch besonders in der Nähe des Fletts diese und jene „Kammer“ zur Aufbewahrung von landwirtschaftlichen Geräten oder als Vorratskammer oder Schlafgefaß abgetrennt. Unmittelbar vor den Köpfen der Tiere standen sogenannte Höft-stinner, paarweise, durch das ganze Haus verteilte Ständer, von denen etwa 5—6 Paar auf ein Bauerhaus kamen. Jeder Ständer hielt 18 Zoll ins Geviert, war kantig beschnitten und bestand aus Eichenholz. Als Beispiel für die Haltbarkeit dieses Holzes sei angeführt, daß ein von einem mir bekannten Zimmermann vor einiger Zeit herausgenommener, „noch ganz kerniger und gesunder“ Höftständer die Inschrift „Anno 1590“ gehabt hat. Auf beiden Seiten der Diele, unmittelbar vor den Viehställen, lag ein auf Feldsteinen ruhender eichener Lagesbalken (de Leg), in dem die Ständer standen (Fig. 34). Diese Balken waren von der gleich hohen Diele verdeckt; sie bildeten gleichzeitig die Vordschwelle der 1—2 Fuß tiefer liegenden Viehställe. Die beiden Höftständer des Fletts standen nicht in einer Lege, sondern hatten ihre besondere Basis. Über den Höftständern jeder Seite liefen Längsbalken; je zwei starke, mit Zapfen eingelassene Kopfstreben hielten einen Höftständer mit dem Längsbalken zusammen. Auf den Längsbalken,

den Luchten,¹⁾ lagen, Diele und Flett überspannend, Querbalken, die ihrerseits die Bretter des Bodens trugen. Jeder Höftständer war nun aber auch mit dem betreffenden Querbalken durch eine Strebe verbunden. Die drei genannten Kopfstreben hießen

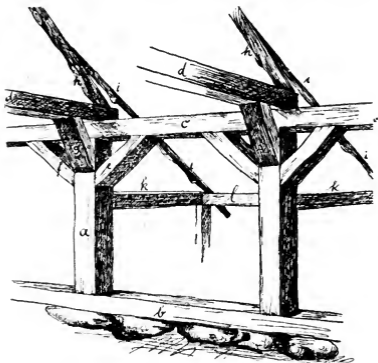


Fig. 34. Konstruktion des Gebälks.

a. Höftständer (Höft-stänner). b. Lagebalken (Lag'). c. Längsbalken (Luch). d. Querbalken. e.—g. Kopfstreben (das Wand-hult). h. Hauptsparen (Sporen). i. Ausläufer (Äp-löper). k. Regel (In-tog). l. Oberster Balken der Außenwand (Mur-platen).

zusammen das Wand-hult (Verbindungsholz). Die Querbalken ragten auf jeder Seite etwas über; an ihrem Ende waren die

¹⁾ Lucht hängt sicher mit mnd. luchten aufheben zusammen und bezeichnet die Längsbalken als die Emporheber oder Träger der Querbalken und des gesamten Bodens.

Hauptsparrn (Sporen) befestigt. So ruhte denn (vgl. Fig. 35) die Hauptlast des Gebäudes auf den Höftständern, und hieraus erklärt sich auch ihr Name; denn Höft ist das mnd. höft und bedeutet das „Haupt“, also Höft-stinner sind die Hauptständer. Bei dieser Bauart, bei der, wie man sagte, das Haus „auf Höftständern gebaut“ war, reichte denn auch für den unteren Teil des Daches leichter gearbeitetes Sparrenwerk aus, sogenannte Schleten, einmal durchschnittenes Tannenholz; diese begannen ein gutes Stück unterhalb des Mur-platens (der Mauer-platte), d. h. des oberen

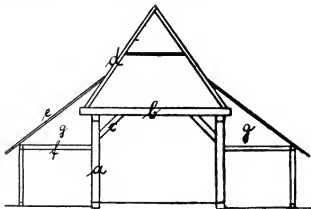


Fig. 35. Querschnitt des Bauerhauses.

a. Höftständer. b. Querbalken. c. Kopfstrebe. d. Hauptsparrn. e. Aufläufer.
f. Intog. g. Hille.

Balkens der Außenwand, denn das Dach pflegte weit hinabzu- reichen, so weit, daß ein zwölfjähriges Kind bequem hinanreichen konnte; mit den Hauptsparrn wurden die Schleten nicht schon in der Höhe der Querbalken verbunden, sondern erst an einem höheren Punkte; sie liefen zuerst noch eine Strecke überher, näherten sich mehr und mehr und liefen schließlich gleichsam auf die Hauptsparrn auf, daher wurden sie *Uplöpers* (Aufläufer) genannt. Die Hauptsparrn und die Aufläufer waren die Unterlage für die Latten, die mit Weiden festgebunden wurden und dann ihrerseits wieder die Unterlage für das Strohdach bildeten. Die Hauptsparrn ließ man so, wie der liebe Gott sie hatte wachsen lassen, nur die obere

Seite, auf der die Latten zu liegen kamen, wurde gerade zugehauen; auch die Längs- und die Querbalken behieb man nur, soweit es nötig war.

Mit dem oberen Rand der Außenwand verband jeden Höfständler ein sogenannter Riegel, der an Stärke etwa einem viertel Balken entsprach. Dieser Riegel hieß der In-tog, da er die Außenwand vor dem Ausweichen nach außen bewahrte, sie gleichsam nach innen zog (vgl. Fig. 34 u. 35). Quer über diesem Riegel lagen Schleten, die die Decke der Viehställe und gleichzeitig den Boden der Hille bildeten. Nämlich der Raum auf beiden Seiten der Diele oberhalb der Ställe, den seitwärts ein Teil des Daches und oben das Ende der Querbalken begrenzte, hieß de Hill (mnd. hilde). Hier, up de Hill, stand das geschüttete Dachstroh, lagen Heideplaggen mit Moorerde (Schuppen), die, getrocknet, ein gutes Feuer gaben, und für die Milchkühe bestimmtes Heu, hier hockten auf Eichstangen, dem Wie men, die Hühner; an den Balken standen und hingen Strohnester und alte Bienenkörbe, in die die Hühner legten.

Die Bretter des Bodens waren gewöhnlich recht dünn gelegt, und Heu und Getreide lugte neugierig durch; auf diese Weise sparte der Bauer Geld und gewährte dem so dienlichen Rauch leichteren Zutritt zu den Vorräten. Etwa in der Mitte befindet sich die zum Hinauf- und Hinabschaffen des Heues und des Getreides dienende Luke (Luk').

Der Diele gewähren die beiden in der Höhe der Großen Tür angebrachten und ein Fach füllenden Fenster (vgl. Fig. 1) und die Fenster des Fletts ein sehr spärliches Licht, aber die Große Tür steht, zumal im Sommer, fast den ganzen Tag offen. Sobald Wagen durch die Große Tür fahren sollen, müssen zuvor der Mittelständler (de oder dat Döffel, mnd. dorstel) der Tür und ihr Lagenbalken (de Dör-leg') fortgenommen werden.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf den Raum zwischen dem Hause und der steinernen Hofmauer oder dem aus kreuzweis stehendem Eichenspaltholz gefertigten Zaun! Hinter einer der Kleinen Türen, oft in bedenklicher Nähe des Viehstalles, lag der Ziebrunnen (Sot, von mnd. sēden = sieden, kochen, aufwallen, also eigentlich die Quelle, Fig. 36). Hier stand die Frau oder die

Magd, drückte die am Querbalken (Sot-swinger, d. h. Brunnen-
schwengel) durch ein Kettenglied befestigte Stange nicht ohne An-
strengung hinab, bis der Schöpfseimer sich füllte, ließ Stange und



Fig. 36. Der Sot (Ziehbrunnen).

Eimer durch die Wucht des hinten durch einen Grapen und Steine
beschwerten Querbalkens, der in der Gabel eines eingegrabenen
starken Stammes um einen eisernen Bolzen sich bewegte, leicht
emporgleiten ¹⁾ und goß dann das Wasser in die mitgebrachten Eimer.

¹⁾ Die kleinen Leute, soweit sie einen eigenen Brunnen besaßen und
nicht den eines Bauern mitbenutzten, hatten oft keinen Sotswinger, sondern

Oder sie füllte den neben dem Sot-geflink,¹⁾ dem unteren vier-eckigen Brunnenrahmen aus Eichenbalken, stehenden langen Börn-trog, damit die von der Weide kommenden Tiere ihren Durst stillen konnten. Auf jenem Rahmen erhoben sich vier gleiche senk-rechte Balken, rings mit eichenen Brettern benagelt und oben in halber Manneshöhe mit halbdicken Ständern umgeben. Unter diesem Rande befestigte die Wasserträgerin nach getaner Arbeit den Schöpfeimer und kehrte, indem sie die Eimer mit der um die Schulter gelegten Dracht²⁾ (oder Dracht-hult) trug, trockenen Fußes — dank dem Feldsteinpflaster an der Ausgußseite des Brunnens — ins Haus zurück.

Bekanntlich lag die Große Tür gewöhnlich nach der Straße zu, also im Bör-hus, während das eigentliche Wohnhaus hinten lag, weshalb es auch das Achter-hus hieß.³⁾ Man darf nun diese Anordnung der Wohnräume nicht, wie es wohl geschieht, als eine Folge des in sich gekehrten und sich von der Welt abschließenden niedersächsischen Sinnes hinstellen. Das Maßgebende war die Lage der Großen Diele und der Großen Tür: beide sollten naturgemäß so liegen, daß die Dung- und Erntewagen möglichst bequem die Straße erreichten.⁴⁾ So erklärt sich die obige Anordnung zunächst aus wirtschaftlichen Gründen; ethische Rücksichten haben dabei keine ausschlaggebende Rolle gespielt.

Vor der Großen Tür lag auf der einen Seite, stellenweise auf beiden Seiten, der Misthaufe (Meß-hümpel, Meß-miet).⁵⁾

zogen den Eimer mit einer in einen Haken auslaufenden Stange empor; diese lag gewöhnlich quer über dem Geländer.

¹⁾ = Brunnen-schlund (vgl. mnd. slunk = Schlund).

²⁾ Eigentlich die Vorrichtung zum Tragen (mnd. dragen).

³⁾ Lag das Haus weiter von der Straße ab, so baute man auch anders. Die bequeme Anfahrt (vgl. im folgenden) war in diesem Fall auf dem großen Hofraum ja bei verschiedener Bauart möglich.

⁴⁾ Aus demselben Grunde liegt in der Elbmarsch (z. B. in Ober- und Nieder-Marschacht und Umgegend) die Große Tür nach der Feldseite zu, so daß ein bequemer Koppelweg unmittelbar von den Feldern zu ihr führt; die Wohnräume sind dort infolgedessen nach der hinter den Häusern laufenden Hauptverkehrsstraße, dem Deiche, gewandt.

⁵⁾ Wenn in manchen Dörfern die Große Tür als Miffen-dör bezeichnet wird, so liegt dieser Bezeichnung wohl die Sitte, den Dünger aus dem Stalle in eine Grube zu werfen (mnd. miste Düngergrube), zugrunde.

Der Heidhaufe (Heid-hümpel) hatte gewöhnlich auf dem Hofe unter einem Baume seinen Platz; im Winter waren zum Schutze Bretter herumgesetzt. Besondere Schuppen zur Aufbewahrung der Heide (Heid-schur) sind wohl erst in neuerer Zeit errichtet worden. Das Gleiche gilt von den Holz- und Torfschauern (Hult-, Törf-schur). Manche besitzen auch einen gemeinsamen Schuppen für Holz, Torf und Heide.

Holz wurde früher fast nur zum Backen verwendet (Backerhult). Man packte es dahin, wo gerade Platz war, ebenso wie den Torf. Eine bestimmte Menge Holz wurde den Mitbesitzern einer Waldung unentgeltlich geliefert; den Bedarf an Torf deckte die eigene Wirtschaft. Arme Frauen lasen mit ihren Kindern im Holze die Windbrüche auf; de Hult-sökers nannte man sie.

An Nebengebäuden werden in einem Weistum der Reformationzeit¹⁾ die Scheune und das Backhaus genannt, und in dieser Hinsicht ist es bis ins 19. Jahrhundert im ganzen beim Alten geblieben. In der Scheune (Schün) hat sich die uralte Banse (Bans'), der Aufbewahrungsort für Getreide neben der Tenne, bis heute erhalten.²⁾ Der Fußboden der Banse wurde und wird an manchen Orten mit kleinen Steinen gepflastert oder mit gutem Lehmstrich überzogen; auf ihn kam zunächst eine Lage Stroh, um die Körner vor der Bodenfeuchtigkeit zu schützen. Auf dieser Unterlage wurde dann das Getreide regelrecht aufgeschichtet (banst). Gewöhnlich wurde zuerst aus der Banse gedroschen, und zwar auf der ebenfalls mit festem Lehm versehenen Tenne, so mit Vorliebe zur Saat im Herbst; das Getreide war dort zur Hand, man brauchte es nicht erst vom Boden des Wohnhauses herunterzuwerfen. In manchen Scheunen war auch, zumal, wenn die Räume neben der Hausdiele nicht reichten, ein Verschlag für die Schweine (Ewin-kawen) gemacht. Besondere Häuser für die Schweine (neben Wohnhaus und Scheune) waren in der alten Zeit unbekannt oder jedenfalls

¹⁾ In dem von mir veröffentlichten Weistum der Holzmark Hollenstedt, das 1533—44 der Pastor Heinrich Lange im Einverständnis mit den damaligen Bauern niedergeschrieben hat. In diesem heißt es (Jahrb. 23, 54 ff., § 6): wol (wer) holt houwet . . . thom huse, schune efft backhuse.

²⁾ Vgl. meine Mitteilungen Korr. 23, 85, 86, die ich beim Folgenden zugrunde lege.

selten; erst neuerdings hat jeder bessergestellte Bauer ein Ewin-
hus, das bald einfacher, bald besser (mit Futterlücke) ausgestattet
ist. Hier und da errichtete man auch Speicher zur Aufbewahrung
des gedroschenen Getreides (Spiker, Kurn-spiker). Wohl auf
keinem Hofe fehlte in der alten Zeit der Bienenzaun (Immen-
tun, in der Sübheide auch Lie, f.,¹⁾ doch war die Anzahl der
Stöcke sehr verschieden und richtete sich im ganzen nach dem übrigen
Besitze; der eine hatte en grote Lag' (Schicht) Immen, der
andere en lütte. Aborte sind auch in diesen Gegenden erst in den
letzten Jahrzehnten gebaut worden; man ging ins Freie²⁾ oder
benutzte, durch Krankheit an das Bett gefesselt, den Eimer.

In dem erwähnten Weistum geschieht auch des „Bachhauses“
Erwähnung, und an einer anderen Stelle spricht es von den
„in Bachhäusern wohnenden“ Leuten (de yn Bachhusen woneth,
§ 16). Diese Bachhäuser, die Häuslingshäuser des 16. Jahrhunderts,
in denen der Häusling mit seiner Familie wohnte und zugleich der
Bachtrog und der Backofen des Bauern³⁾ standen, sind bis in das
19. Jahrhundert in der gleichen Weise benutzt worden. Außer
Bachhausbewohnern kennt das Weistum nur Höfner und Rötner
(hovener, koter), und zwar hatte der Rötner in jeder Beziehung
die halben Rechte des Höfners.

Die spätere landbautreibende Bevölkerung gliederte sich mannig-
facher: die Höfner schieden sich in Voll- und Halbhöfner, die Rötner
in Groß- und Kleinkötner. Die Rötner (Roeter) pflegten in alter
Zeit den Herren nur Handdienste zu leisten; ein Teil von ihnen
verbesserte aber seine Verhältnisse und begann dann Spanndienste
zu leisten; diese aus der Zahl der übrigen hervorragenden Rötner
waren die Großkötner oder, wie man stellenweise (z. B. in Fintel)

¹⁾ Über die Herkunft des eigenartigen Wortes (eigentlich Hütte, dann
Schutz, Schutzhütte) verweise ich auf meine Ausführungen Korr. 24, 21 f.

²⁾ Auf manchen Höfen waren hinter der Scheune zwei Pfähle ein-
gerammt, und darüber lag ein Knüppel; hier (oewer'n Knüppel) verrichtete
das ganze Haus seine Notdurft.

³⁾ Das Brot des Häuslings wurde unentgeltlich mitgegeben. Stellen-
weise scheint es auch ein öffentliches Bachhaus gegeben zu haben; so bestand
in dem Flecken Lofstedt früher ein „Bauernbachhaus“ (Bur-bachhus);
über derartige öffentliche Bachhäuser vgl. Heyne, Hausaltert. I 195, 297,
III 268.

sagte, Pflugtötner (Plog-koeter). Seit der Vertoppelung, also der Mitte des 19. Jahrhunderts,¹⁾ umfaßte ein Vollhof (Vullhoff) mit Ackerland, Wiesen, Weide und Heide etwa 360—400 Morgen, ein Halbhof 180, das Besitztum (Kat, Kat-stü') eines Großtötners 90, eines Rötners 45. Diese Zahlen können aber nur einen ganz allgemeinen Anhalt geben. Im großen und ganzen wünschte jeder auf der Stufe, der er einmal angehörte, zu verbleiben, eine zunächst auffällige Erscheinung, deren Erklärung darin liegt, daß nach der obigen Gliederung sich die Höhe der Kirchensteuern richtete. Zu diesen Gruppen traten noch die den Dorfrand, den Brink, besiedelnden Brinkfiser, stellenweise, z. B. in Fintel, Neubauern (Ne-böern) genannt, mit etwa 25 Morgen, die Anbauer, die sich außerhalb des Dorfes einige Morgen kauften und darauf anbauten, und die Abbauer, die sich im Dorfe auf einem von einem Hofe abgetrennten Stücke niederließen.²⁾ Neben diesen überwiegend neuen Gruppen dauerte die der Häuslinge fort.

kehren wir nunmehr zum Backhaus der Heide zurück! Eine Vorstellung von diesen alten Häuslingshäusern gewinnt man aus Fig. 37. Das Haus, dessen Grundriß hier geboten wird und das dem Vollhöfner Peter Prigge in Hollenstedt gehört, ist 1801 gebaut worden, es darf aber ohne Zweifel als Typus des alten Backhauses gelten. Die Länge des Hauses beträgt etwa 8½ m. So ist denn auch der Wohnraum sehr beschränkt; „wir wohnen hier

¹⁾ In der Zeit, wo Heide und Weide sich noch im gemeinsamen Besitz befanden, waren die Zahlen natürlich entsprechend kleiner. So giebt H. Dehning in einem Artikel der Harb. Anz. u. Nachr. (2. 8. 1898 „Aus d. Län. Heide“) für die alte Zeit, und zwar zunächst wohl für die Südheide, 4 Hufen zu je 30 Morgen als Besitz des Vollhöfners an.

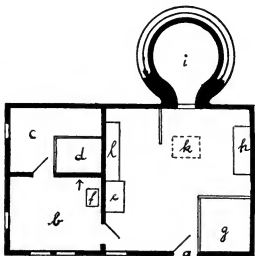
²⁾ In der Südheide begegnen zum Teil andere Benennungen. Der Vollhöfner heißt dort auch Vull-meier oder Vull-spänner, da er sein Besitztum mit einem „vollen Spann“ (vier Pferden) beackern läßt, der Halbhöfner auch Halbmeier oder Halbspänner. Rötner, Brinkfiser und Anbauer gehören auch der südlichen Heide an. Daneben kommen einige Sattelhöfe und Schriftsaffengüter vor. Jene haben, wie es scheint, lange einen Mann im Sattel zu unterhalten gehabt; sie waren von Herrendiensten befreit. Die Schriftsaffengüter hatten hinsichtlich ihres Gerichtsstandes besondere Vorrechte. Gering war die Zahl der nach Lehnrecht besessenen und vererbten Bauerlehne (nach dem in der vorigen Anmerkung genannten Artikel).

in einer Hütte, gerade wie Abraham“, meinte einst ein Backhausbewohner, als ich ihm einen Besuch machte.

Andere Backhäuser dehnten sich mehr der Länge nach aus. Auf der einen Langseite lagen die verschiedenen abgeschorenen Räume, als letzter die Wohnstube. An der Wohnstube wand befand sich der Herd, dicht dabei, an der anstoßenden schmalen Seite des Hauses, der Backofen. Auf der anderen Langseite blieb nichts als ein verhältnismäßig schmaler Gang über.¹⁾

Fig. 37.
Das Backhaus
(alte Häuslingshaus)
der Heide.

- a. Haustür (kleine Tür).
- b. Döns.
- c. Plangendöns.
- d. Buge.
- e. Herd.
- f. Ofen.
- g. Stall.
- h. Badtrog.
- i. Backofen.
- k. Lufe.
- l. Bank für Wasser und Geschirr.



Das Häuslingshaus hieß Hüffel-hûs (von Hüffel Häusling), daneben Lütt-hûs (das kleine Haus); so hieß es: ik will mal na unsen Lütten Hus. Danach nannte man den Häusling auch Lüttenhüser, z. B. Mindens Lüttenhüser. War das betreffende Häuslingshaus ein Backhaus,²⁾ so hieß der Häusling

¹⁾ Später sind diese Häuser gewöhnlich verbreitert und dann mit einer Großen Tür versehen worden. Damit näherten sie sich demjenigen Häuslingshaus, das nur als Wohn-, nicht auch als Backhaus gebaut war und von dem hernach noch zu sprechen sein wird.

²⁾ Daß dieses nicht immer der Fall war, wird unten näher erörtert werden; vgl. bereits Anm. 1.

auch Bachhüfer, und man sprach von Bachhüfers Vater, Bachhüfers Mudder, Bachhüfers Fris, auch in verkürzter Form von Baders Vater.

Wenn auch im 16. Jahrhundert jedes Häuslingshaus gleichzeitig Bachhaus gewesen zu sein scheint, so war das jedenfalls in der Zeit, der unsere Darstellung gewidmet ist, nicht mehr der Fall. Neben dem Bachhaus begegnet noch ein anderes Häuslingshaus, das den landwirtschaftlichen Bedürfnissen der Bewohner

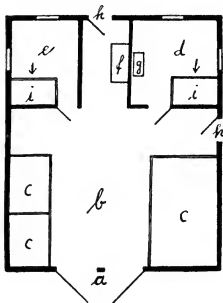


Fig. 38.
Das neuere Häuslingshaus.

- a. Große Tür.
- b. Diele.
- c. Ställe und Kammern.
- d. Döng.
- e. Stangenböng.
- f. Herd.
- g. Ofen.
- h. Kleine Tür.
- i. Dugen.

besser entsprach und im ganzen sich als ein verkleinertes Abbild des Bauerhauses darstellt. Dieses Häuslingshaus hatte im Gegensatz zu dem Bachhaus, in das nur eine Kleine Tür führte, wie das Bauerhaus auch eine Große Tür (Fig. 38); durch diese trat man auf eine verhältnismäßig geräumige Diele, auf deren Seiten Ställe und sonstige Räume sich befanden; im Hintergrunde lag rechts und links eine Döng, und zwischen den Wänden der Döngen, an der Wohnstube wand, stand der Herd. Ein Bauer, der seinem

Häusling ein derartiges Haus gebaut hatte, besaß zum Backen einen besonderen Ofen im Freien auf seinem Hofe. Andere hatten ihren Backofen auf dem Flett, entweder unter oder neben dem Wandherd. Dem im Freien liegenden Backofen gegenüber ergab sich hier der Vorteil, daß der Rauch nicht nutzlos entwich, sondern wie der Herdrauch zum Räuchern und anderen nützlichen Dingen diente. Wenn so der Bauer des 19. Jahrhunderts mehr und mehr aufhörte, im Häuslingshaus zu backen, so pflegte er doch das Brot nach wie vor in diesem aufmachen zu lassen; dazu diente in vielen Häuslingshäusern ein besonderer Raum, die Backkammer, die an manchen Stellen sogar ihren eigenen Eingang vom Hofraum her hatte.

Vor etwa 30 Jahren ging nun die Regierung gegen die Backhäuser vor, da durch die Luke oder die dünngelegten Bretter des Bodens leicht Funken mit dem Getreide in Berührung kommen konnten. Wollte man die Bodenträume hinfort benutzen, so mußte das Backen im Backhause aufhören; wer aber dort weiter backen wollte, mußte den Boden unbenutzt lassen. Die Folge war, daß die Backöfen der meisten alten Backhäuser abgerissen und gleichzeitig — vermutlich auf das Drängen der Bewohner — die Häuser zweckmäßig umgebaut wurden (vgl. S. 218, Anm. 1). Die Besitzer dieser Häuslingshäuser errichteten nunmehr vielfach in der Nähe des Hauses ein besonderes Gebäude, in dem der Ofen und der Backtrog standen. Andere ließen das Brot fortan vom Bäcker backen. So ist das alte Backhaus der Heide neuen Verhältnissen zum Opfer gefallen. Aber noch heute giebt es Dörfer, in denen jedes Häuslingshaus, auch wenn niemals in ihm ein Backofen gestanden hat, als „Backhaus“ bezeichnet wird.

Wir haben den Rahmen kennen gelernt, in dem Mann und Frau ihre Kräfte zu bewähren hatten. Von Haus und Hof, auch vom Häuslingshaus ist gesprochen worden. Von dem einzelnen Hauswesen haben wir den Blick auf die Gliederung der ländlichen Bevölkerung gelenkt. Nunmehr gilt es, den Rahmen auszufüllen und zu fragen: welche Pflichten traten im eigenen Haus an den Mann und vor allem an die Frau heran? Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß die Frau den eigentlichen Mittelpunkt des

Bauerhauses und seiner Arbeit bildete. Gewiß, das Mädchen, das von dem Anerben eines Hofes geheiratet worden war, hatte sein höchstes Ziel erreicht: es war Bauerfrau geworden, aus einer Dienenden eine Herrin. Gleichwohl war das Leben der Frau nur eine Fortsetzung des mühevollen Mädchenlebens, und der beste Teil ihrer Mitgift war ihre Arbeitskraft. Die Arbeit wurde noch schwerer und vielseitiger, dazu trat die große Verantwortung. Sie sollte sparsam wirtschaften (allens to Rat holen), ihre Sorge war es zum großen Teil, das vom Manne Erworbene zu Gelde zu machen (to Giln to maken); sie beaufsichtigte das Füttern oder besorgte es selbst (S. 76), sie mästete, sie sorgte für Milch und Butter, Hühner und Gänse, Spinnen und Weben, und war teilweise auch in der Landwirtschaft mit tätig. Dazu kamen die Sorgen des Haushaltes. Sie sollte keinen riven (verschwenderischen) Haushalt führen; einer der schlimmsten Vorwürfe war es, wenn von einer Frau gesagt wurde: Dat is en ullen Katenverterer (Hausverzehrer). Sie sollte nicht nur arbeiten, sondern vor allem etwas beschicken; sonst hieß es leicht: Se kummt nich wider as von'n Puttstirt na'n Pann'stirt. Das laute Herumarbeiten (Kamenten) war verpönt; eine viel und laut scheltende Frau hieß ein Höllenbrand. — Für gewöhnlich fand die Frau sich leicht in die ihr seit der Jugend vertraute Arbeit; ihr war die Arbeit, selbst die schmutzige, keine Last, sondern eine Ehre: De mi nich ankielt, wenn ik in den Kohdreck klei, den kiel ik nich an, wenn ik na Karl gah (im Sonntagsstaate). Ihre Arbeit wurde aber auch anerkannt. Es hieß zwar: Frogenslüd' hebbt lange Hoor un kotten Verstand oder Den Burn geiht got, wenn de Röh stah (trächtig werden) un de Frogens starwt, aber der Bauer hielt es im Ernst mit einem anderen Wort: Wot en düchdige Burfro is, de is dusend Daler wirt.

Ein großer Teil ihrer Arbeit wiederholte sich tagtäglich. Um 4 Uhr (im Winter um 5) stand die Frau auf, trug die Asche hinaus und schürte das Feuer. Während der Bauer die Arbeit der Dienstboten beaufsichtigte und jedem seine Arbeit für den Tag sagte (Du schaft von Dag' . . .), bereitete jene die „Morgenzeit“ (Morden-tit). Sie kochte Milch auf und briet Kartoffeln, denen oft etwas Binsenlauch (Bes-luck) zugesetzt wurde; hierauf schnitt

sie in eine große irdene Schale (irn Fatt) Brot,¹⁾ zu dem kochenden Wasser, etwas Salz und schließlich die kochende Milch getan wurden. Schüllt wot eten! damit wurde zum Essen gerufen, doch pflegte der Tisch nur zum Teil besetzt zu sein: die Mägde waren oft mit der Arbeit noch nicht fertig und aßen nach, die Altenteiler ruhten noch. An vielen Stellen war ein Morgengebet oder eine Morgenandacht üblich. In der Mitte des mit einem „dickdrahtschen“ Laken (S. 122) gedeckten²⁾ Tisches stand die Schale mit der Lepel-kost (Löffelspeise, Suppe). Man aß gemeinsam aus ihr, ebenso wie aus der dann auf den Tisch kommenden Pfanne mit Bratkartoffeln. Der noch nicht Gesättigte schmierte sich zum Abschluß ein Butterbrot (Bødder). Nunmehr ging es aufs Feld. Die Knechte und Mägde trugen das Frühstück³⁾ im Eßtuch (Etel-dot), die Knechte waren mit Schnaps, die Mädchen mit schwarzem Kaffee oder „Brotwasser“ (Wasser mit geröstetem Brot) versehen. War das Haus leer und, wie es oft geschah, auch die Kleinmagd sofort mitgegangen, blieb der Hausfrau nichts anderes übrig, als selbst Stube und Vorplatz zu fegen und das Geschirr abzutragen (von'n Tisch to maken) und aufzuwaschen.

Dann galt es bald, den Grapen „zu Feuer zu setzen“. Ein Stück Rauchfleisch, schon am Abend vorher in Wasser gelegt, damit das Salzige und Räucherige herausziehe, wurde gekocht, Reis und Suppentraut daran getan; das war die „Löffelkost“ für den Mittag. Um 12 Uhr, wenn die Betglocke (daher scherzhaft de Klüten-klock genannt) schlug, mußte das Essen fertig sein. Etwa eine halbe Stunde vorher wurden die Kartoffeln gekocht und dann in einer verdeckten Schale hingestellt. Einige Schaumkellen voll Kartoffeln tat die Frau in die kleine, zum Klöbheanrühren bestimmte Mulde; diese wurden mit dem Ketüffel-moser (Fig. 30, I, S. 198) gequetscht (m öst) und etwas von dem salzigen Kartoffelwasser dazu-

¹⁾ Zur Abwechslung gab es Buchweizengrüne, auch Hafergüne, in Wasser und Milch gekocht; beide Suppen wurden in den kälteren Jahreszeiten auch zum Abendessen gegeben.

²⁾ Für die drei Hauptmahlzeiten pflegte ein Laken aufgelegt zu werden, nicht aber für die Zwischenmahlzeiten.

³⁾ Das zweite Frühstück hieß im Gegensatz zur Mordentit Fröh-tit (we wülkt F. holen = frühstücken).

gefeht; dann rührte sie mit dem hölzernen Kloßmesser (Klüttenmest) greises Buchweizenmehl dazu und kochte die Klöße im Kartoffelwasser gar. Das Fett vom Rauchfleisch wurde abgefüllt, um als



Fig. 39. Beim Mittagessen.

Tunke (Stippels) zu dienen. Zuerst kam die irdene Schale mit der Suppe auf den Tisch (Fig. 39). Der Bauer oder einer aus dem männlichen Gesinde betete; erst wenn der Bauer den Löffel zum

Munde geführt hatte, begannen die übrigen zu essen. Nun wurden die Funke, die Schale mit Kartoffeln und das Stück Rauchfleisch aufgesetzt. Während jeder auf einem besonderen Holzsteller sich das Fleisch schnitt, kam die Frau mit dem Grapen voll heißer Buchweizenklöße (Bokweten-klüten, auch Bur-jungens¹⁾ genannt) und füllte von Zeit zu Zeit eine Anzahl auf die Kartoffeln oder in eine besondere Schale; inzwischen stand der dreibeinige Grapen auf dem Boden, von dem Hunde sehnfüchtig umlauert. Besonders die Klöße sollten sättigen; man schlachtete damals weit weniger ein als jetzt, vielleicht den vierten Teil, und kaufte frisches Fleisch höchstens für Festtage; daher hieß es auch: Fleisch wat (Fleisch nur etwas), Klüten satt!

Bald nach dem Essen ging das „Volk“ mit Kaffee und mit einem Butterbrot zum Vesper²⁾ wieder hinaus, aber auch die Arbeit der Frau nahm ihren Fortgang. Auf alles erstreckte sich ihre Fürsorge. Sie übernahm an eiligen Tagen sogar das Füttern des Hundes, füllte den Napf (Treier³⁾) der Katzen und fütterte die Hühner. Sie hatte schon vormittags Kartoffeln „aus dem Hof“ geholt, Blätter für die Schweine gebrochen (gebladet), zwischendurch das Jüngste gefäugt und gewartet, einige frischmelkende und deshalb zurückgebliebene Kühe gemelkt und vielleicht, damit der Stall mittags in Ordnung war, sogar gestreut. Vor dem Wiederaustrieb ging sie nun den Stall entlang und scheuchte die Kühe auf, damit ihr Dung dem Stall nicht verloren ging. Sie benutzte nicht selten einen Teil des Nachmittags zum Buttern, für das am Vormittag keine Zeit geblieben war. Sie schnitt den Kindern, die sie mit dem „Mudder, gif mi'n Bodder!“ umlagerten, ein Butterbrot und mit derselben Hand Gras und Disteln für das Vieh und half dann und wann auch ein Fuder mit abbringen oder ging in der Heuzeit nicht selten selber mit auf die Wiesen.

¹⁾ Die zweite Benennung z. B. in der Gegend der Raublammer, vgl. Län. Anz. 10. 9. 1904.

²⁾ Vesper ist sächsischen Geschlechts, daneben sagt man Vesper-tit, als Zeitwort vespern.

³⁾ Unter einem Treier versteht man einen aus einem Stück gefertigten, ausgehöhlten, viereckigen, unten abgerundeten Napf (Katten-treier, Hühner-treier; auch Immen-treier giebt es). Im Braunschweigischen heißen solche kleinen Tröge Trüel, vgl. Andree 262.

Zur Abendmahlzeit (Awend-tit)¹⁾ gab es gewöhnlich mehrere Schalen dicker Milch, in eine große zusammengegossen, mit geröstetem Schwarzbrot darin und darübergegossener süßer Milch,²⁾ hinterher in einer irdenen Schale Quetschartoffeln mit ausgebratenem Speck, die mit Wasser feinig gerührt waren und zu denen jeder ein Stück trockenen Brotes aß; auch gab es statt der dicken Milch kalt über die Muskartoffeln gegossene Buttermilch. Vor dem Schlafengehen pflegte das ganze Haus nochmals zusammenzukommen, um mit einer Andacht das Tageswerk zu beschließen.

Kaffee wurde regelmäßig nur nachmittags getrunken.³⁾ Man kochte ihn im Teekessel; der gemahlene Kaffee wurde in das Wasser gegeben und stark Cichorien (Ciguren) zugesetzt. Die Cichorien baute man selber; die Wurzeln wurden in Stücke geschnitten, diese im Kaffeebrenner gebrannt und auf der Kaffeemühle gemahlen. Der Einfachheit wegen kam der Teekessel, schwarz wie er war, auf den Tisch. Als Untersatz diente ein rundes Brett oder ein runder Strohkranz, auch ein besonderes Gerät (Wippel), bei dem das Brett sich um ein mitten darunter befindliches Gestell drehte, so daß der Kessel, ohne aufgehoben zu werden, niedergedrückt und aus ihm eingeschenkt werden konnte. War Besuch da, so fand die Messingkanne Verwendung. Aus dem in der Tasse umherschwimmenden gemahlene Kaffee machte man sich nichts. Lat man, sagte der Bauer, wenn die Frau etwa den Saß ausspülen wollte, daß Dicke hett das meiste Gild löst. Die umgestülpte Tasse war das Zeichen, daß der Betreffende „nicht mehr mochte.“

Am Sonntag traten an die Stelle der Buchweizenklöße kleine Weizenklöße (Weten-klüten) und als Zugabe getrocknete Zwetschen, Birnen oder Äpfel, auch dicker Reis; das Wasser, in dem das Obst gekocht war, verstand man nicht zu verwerten, sondern goß es unbenutzt fort.

¹⁾ Stellenweise hieß die Abendmahlzeit Nacht-vesper, während die vorangehende Mahlzeit Awend-vesper genannt wurde, so in der Gegend der Raublammer, Län. Anz. 24. 9. 04.

²⁾ Auch als Mittagsuppe im heißen Sommer viel geessen. Ein großer Teil der Dickmilch, auch die Reste, fand bekanntlich als Schweinefutter Verwendung.

³⁾ Von den Altenteilern auch wohl morgens, vgl. später.

Die Tunkte wurde auch aus kochendem Wasser, ausgebratenem Speck und einem tüchtigen Schuß Essig (Sur) bereitet, auch aus Milch, Mehl, Speck und Binsenlauch. Von Zeit zu Zeit schlachtete man ein Schaf, und dann gab es statt des Rauchfleisches Schaffleisch. Bei Fleischmangel halfen ausgebratene Grieben, auch leicht angebratener Speck aus. Pellkartoffeln (Slü-ketüffeln, d. h. Kartoffeln mit der Slü, der Schale) wurden nach alter, auch in den besseren ländlichen Kreisen nicht unbekannter Sitte auf das Tischtuch geschüttet und so gegessen. Als Eierspeisen sind, von gekochten Eiern abgesehen, Spiegeleier (Eier in de Pann') und Rührei zu nennen; dieses, das gewöhnlich mit Speck (statt Butter) und einem Zusatz von Mehl hergerichtet wurde, hatte den Namen Rühr- oder Eier-bodder, weil es oft wie Butter aufs Brot gestrichen und so gegessen wurde.

Oft erschien der Buchweizenpfannkuchen (Bokweten-panntoken) auf dem Tische.¹⁾ Jede Frau hatte einen sogenannten Panntokens-putt im Gange, einen Topf mit backfertigem Teig, zu dessen nicht ausreichendem Rest immer neuer Teig zugerührt wurde. Den Teig rührte man aus Dick- oder Buttermilch und Buchweizenmehl mit etwas warmem Wasser und Salz an. Der Topf erhielt seine Stelle auf dem Herde in der Nähe des Feuers und wurde durch mehrfaches Umdrehen gleichmäßig in 1—2 Stunden angewärmt. Hierauf buk man die Pfannkuchen in Talg und aufgelegten dünnen Speckscheiben. Wurde der Pfannkuchen nur mit lauwarmem Wasser und Salz, ohne Milch, angerührt, so wurde Bärme (Best) oder, wenn diese nicht zu erhalten war, etwas Sauerteig zugesetzt, und das Aufgehen dauerte länger. In der Ernte wurde der Pfannkuchen oft am Abend angerührt und am Morgen zum Mitnehmen gebacken.

Während man in den südlicheren Gegenden Preiselbeeren (Krons-beren) zum Buchweizenpfannkuchen ißt, stippte und stippt man ihn im Nordwesten beim Mittagessen in eine aus Syrup, Essig und Wasser zusammengerührte Tunkte, die in einer kleinen, flachen irdenen Schüssel mitten auf dem Tische stand; an eiligen Tagen

¹⁾ Stellenweise wurde er auch Puffer genannt, so in der Gegend der Raubkammer, wo er mit der Buchweizengrübe die „Morgenzeit“ bildete, vgl. Lün. Anz. 24. 9. 04.

wurde auch einfach Syrup zum Aufstreichen hingesezt. Jedenfalls darf der Buchweizenpfannkuchen in gewissem Sinne als das Nationalgericht der Heide¹⁾ gelten. Als 1810, wie Friedrich Freudenthal erzählt, zwei hannöversche Jungen aus der Lüneburger Heide bei der spanischen Legion dienen, blicken sie eines Abends, in Heimatsgedanken versunken, zum südlichen Himmel auf. Der eine denkt seufzend an die Liebste daheim und vermutet den Freund auf ähnlichen Gedankenpfaden, doch dieser erwidert: O — ne —, ik doch, wenn ik hier doch man mal so 'n Bokwetenpannkoken harr, as min Mudder se jümmer to backen pleg.

Die oben erwähnte Tunte, gelegentlich noch mit fein geschnittenem, ausgebratenem Speck, fand auch zu Salat (Slat, Schlat) Verwendung, der gemeinsam aus einer großen, flachen irdenen Schale gegessen wurde.

Im Sommer wurde ferner oft kalte Buttermilch mit eingebroctem Brod gegessen. Als Mittagsvorspeise²⁾ war auch Boddermelks-warmbeer beliebt; während das „Warmbier“ (S. 83) eine Biersuppe und das „Wasserwarmbier“ (S. 2) eine Wasser-suppe war, hat man unter dem „Buttermilchwarmbier“ eine Buttermilchsuppe zu verstehen. In der Buttermilch kochte Brod entzwei; etwas Salz und Syrup wurde daran getan. Auch kannte man Boddermelks-ris, eine Buttermilchsuppe mit Reis. Weitere Abwechslung in der Suppe brachte die Erbsenzeit: nach dem Abziehen der Fasern wurden die Schoten (Palen) mitten durchgeschnitten und so gekocht; dazu kam etwas Speck und Kartoffeln, das Ganze wurde als Suppe gegessen. Auch Suppen aus frischen Bohnen, ebenso aus getrockneten Erbsen und Bohnen waren bekannt; ein Topf Bohnen pflegte auch eingemacht zu werden. In der Schlachtzeit kam die Wurstsuppe an die Reihe. Ferner wurde in dem Stoßeimer (Stöt-ammer, Fig. 30, f, S. 198), dem Vorläufer der Hackmaschine, der zum Stoßen des Wurstfleisches diente, mit

¹⁾ Der Buchweizen hat übrigens keine Bezeichnung Heidekorn nicht, wie man gelegentlich liest, von der Heide, sondern Heidekorn, richtiger Heidekorn, bezieht sich auf die Herkunft der Getreideart aus heidnischen, genauer türkischen Gegenden (frz. blé sarrasin); vgl. die Wörterbücher.

²⁾ Auch zur „Morgenzeit“ wurde sie gelegentlich gegessen.

dem Stoßeisen¹⁾ (Stöter, Fig. 30, g) grüner Kohl gestoßen²⁾ und mit etwas Hasfergrüße in der Brühe des Wurstfleisches (Züchen,³⁾ mnd. juche) gekocht. Von dieser „Kohlsuppe“ bereitete man einen ganzen Kessel voll und aß etwa eine Woche lang davon. Der grüne Kohl (Sproßentkohl) war auch am Grünen Donnerstag, der schon im Mittelalter als Tag der grünen Gerichte (dies viridium) gefeiert wurde, stehendes Gericht. Sonstige Gemüse waren besonders Steckrüben und Wurzeln, die mit einem Stück Fleisch oder Speck darin gekocht wurden.

Das Schlachten begann gewöhnlich im November. Erst vom Gallustage (16. Oktober) an hielt sich, wie man glaubte, das Pöckelfleisch. Zuerst wurde ein Schwein, später ein Jungtier geschlachtet, dann vielleicht noch ein Schwein und zum Schluß die Mastkuh. Beim Schlachten half nach alter Sitte der Nachbar dem Nachbarn das Schwein oder die Kuh an 'n Haken, und am Abend fanden sich die Nachbarn und einige Verwandte, gewöhnlich nur die Männer, zum Schlachtschmaus (Slachtel-köst, Slacht-köst) ein. War ein Schwein geschlachtet worden, so aß man Buchweizengrüßsuppe (S. 222, Anm. 1) und hinterher Beutelwurst (daher auch die Bezeichnung Bü(de)lwust-awend), beim Rinderschlachten „Fleischsuppe“ und gebratene Fleischwurst.⁴⁾

Dem frohen Abend ging aber ein saurer Tag vorher. Schlachter und Mägde, Frau und Bauer hatten auf dem rauchenden Flett alle Hände voll zu tun. Das schnitt und stampfte und knetete und klopfte und stopfte den ganzen Tag. Vom Schweine wurden folgende Arten Wurst hergestellt:

Mettwurst (Mett-wust). Das magere Fleisch (Mett, Mettfleisch) wurde geschnitten und, mit etwas Speck vermengt, im Stoßeimer durchgestoßen. Dann knetete man die Masse in einer Mulde mit Salz und feinem schwarzen Pfeffer (heten Peper), auch einigen heißen Körnern, durch. Die Stäbchen zum Zusammenstecken

¹⁾ Es ist ein Stiel mit einem S-förmigen Eisen unten; der Stößer dient außerdem zum Zerkleinern der Rüben und des Grünfutters.

²⁾ Daher hieß der Eimer auch Kohl-ammer.

³⁾ Auch die Brühe, in der Rindfleisch gekocht war, wurde als Züchen bezeichnet; jede andere Brühe hieß Supp.

⁴⁾ Über die Würste vgl. unten.

der Wurstenden (Wust-proeckel, Wust-spielen) wurden gewöhnlich aus dem Holz des Spindelbaumes (Spill-bom, Evonymus L.) geschnitten, als Wurstbänder fanden die uns früher beim Weben begegneten Enden des Aufzuges Verwendung.

Fleischwurst (Fleisch-wurst). Das dazu bestimmte Fleisch wurde fein gestoßen und Salz, ausgebratenes Zwiebelfett und feiner Nelkenpfeffer (groten Peper) hinzugegeben. Daran schloß sich das Kochen.

Grüdwurst (Grütt-wurst). Man nahm einen Topf voll von der Brühe des Wurstfleisches und weichte darin Hafergrüße auf. Dann kochte man die Leber und rieb sie auf der Reibe, tat sie zu der Grüße, mengte Reste von Fleisch, Salz und Pfeffer dazu, stopfte die Wurst und kochte sie.

Beutelwurst (Büdel-wurst, auch Büll-wurst). Eingeweichte Grüße, die letzten Fleischreste, die Schwarte, Zwiebeln, etwas Blut, Salz und Roggenmehl wurde in einen genähten leinenen Beutel gestopft und mehrere Stunden gekocht. Diese Wurst brieten die Frauen scheibenweise zum Mittags- und Abendessen in der Pfanne (hüt gift' en Pann' vull Büdelwurst).

Über die Herstellung der Blutwurst (Rot-wurst) ist nichts Bemerkenswerthes zu sagen, nur verdient Erwähnung, daß früher auch etwas Weizen- oder Roggenmehl bei ihr Verwendung fand. Auch die Herstellung der Sülze (Pfeß-sülten) erfolgte in der bekannten Weise.

Vom Rinde stellte man Kopfwurst (Kopp-wurst), Fleisch- und Grüdwurst her. Die Kopfwurst wurde aus dem Kopffleisch des Rindes gemacht und war die beste; sie ward nach dem Stopfen gekocht, aber kalt gegessen. Die Grüdwurst, die ebensoviel Grüße wie Fleisch enthielt, hängte man auf dem Roste über Kohlen an; sie kam ohne Fett auf den Tisch und war so hart, daß sie abgebrochen werden mußte.

Von dem übrig gebliebenen Schweine-, aber auch dem Rinderblut wurde Schwarzfauer (Swatt-sur) gekocht. Das Fleisch wurde zu Feuer gesetzt, etwas Pfeffer und einige Zwiebeln (Zippeln) daran getan. Nachdem die Brühe etwaiger Knochen wegen durchgeseiht war, kochte man sie mit Essig auf. Dann wurde das in einem großen Steintopf aufbewahrte Blut mit etwas Essig durch-

gerührt und langsam unter fortwährendem Rühren zu der Brühe gegeben; sobald die Brühe rundlich wurde, nahm man sie ab und goß sie über das Fleisch.

In derselben Weise, aber ohne Blut, wurde Weißsauer (Wittfur) gekocht. Zum Dickwerden setzte man zuletzt etwas Mehl mit Essig zu.

Wenn das Fleisch in der Salzbrühe (Pekel) gelegen hatte, Schweinefleisch drei Wochen, Rindfleisch zehn Tage, kam es in den Wiemen. War das Rindfleisch durchgeräuchert (rökert Fleisch = Rauchfleisch), so wurde es auf den Kornboden (S. 201) zu den geräucherten Mettwürsten gehängt oder in eine Lade gelegt. Auch die Speckseiten wurden von manchen mit der Zeit auf den Kornboden gebracht. Dagegen blieben die Schinken im Rauche hängen und trugen vom April an wegen der Brummerfliegen einen Überzug (Schinken-büdel), bis der Kuckuck rief und die Gaffel einen Schinken nach dem anderen herunterholte.

Zu den Pflichten der Hausfrau gehörte auch das Brauen des Braunbieres (Brun-ber). In dem mehrfach erwähnten Hollenstedter Weistum der Reformationszeit begegnet als Strafe die Lieferung von „rotem“ und „Hamburger Bier“ (schal breken, soll als Strafe zahlen, 1 tunne Hamburger beers, straff 1 tunne rodeß beers u. dgl. Jahrb. 23, 60). Während das „Hamburger Bier“¹⁾ offenbar ein Weißbier gewesen ist, dürfte das „rote“ Bier dem einheimischen Braunbier entsprochen haben, wie es bis ins 19. Jahrhundert in jedem Hause gebraut wurde. Zunächst²⁾ brannte die Frau Gerste im Kaffeebrenner und mahlte sie. Dann kochte sie Wasser und goß dieses, sobald es etwas abgekühlt (lauwarm) war, auf die gemahlene Gerste. Außerdem kam Hopfen dazu, der vorher in der Sonne getrocknet war. Hatte die Mischung

¹⁾ Auch in Lüneburg war dieses beliebt; um 1566 schenkte man es dort in drei Wirtshäusern (Korr. 24, 47).

²⁾ Das folgende Rezept stammt aus der Umgegend von Soltau. Soltauer Bier ist auch früh schon zum Handelsartikel geworden: 1324 begegnet am Hofe Herzogs Otto von Braunschweig und Lüneburg „cervisia Soltw.“, und 1381 trinkt Albrecht, Herzog zu Sachsen und zu Lüneburg, in Soltau ynnebrown ber (Hausbier), Sudendorf, Urkundenbuch I S. 220, V 229.

eine halbe Stunde gekocht und war abgekühlt, kam etwas Wärme (Gest) dazu (auf 10 Liter Bier für 2 Pfennig). Dann mußte sie 24 Stunden gären und wurde durch ein leinenes Tuch gefeilt. Das fertige Bier kam in fest verkorkten Flaschen in den luftigen Keller.

Auch die Bereitung des Mets (Mä oder Honnig-ber) lag in der Hand der Frau. Wenn im Herbst die besten Scheiben des Heidehonigs aus den Körben genommen waren, machte man aus den halben Scheiben und dem Buchweizenhonig den sogenannten Seimhonig (Sem-honnig), indem man alles presste und dann (wegen der kleinen Wachsstücke, die sich vielleicht noch in der Masse befanden) durch ein Sieb lecken ließ. Aus den Rückständen bereitete man das Honigbier. Man goß die Masse zunächst, damit sie sich etwas löste, in kaltes¹⁾ Wasser und klärte sie dann durch einen leinenen Beutel. Dieses Honigwasser mußte ohne jeden Zusatz 3—4 Stunden kochen und wurde dann abgeschäumt und auf Flaschen getan. Den Met trank man ebenso wie das Braumbier aus den früher erwähnten Kröfen. Daneben fand der Met zum Süßen von Suppen, z. B. des Warmbieres (S. 83), Verwendung. Die Güte des Mets, von dem manche Bauernhäuser „200, ja 300 Liter“ jährlich herstellten, war sehr verschieden:²⁾ „man konnte in dem einen Hause einen wahren Göttertrank finden, und im Nachbarhause war labberiges Zeug im Mettraufe.“³⁾ Als Beweis für das hohe Alter des Mets in diesen Gegenden sei angeführt, daß Herzog Magnus als Schutzherr der Amtsvogtei Soltau (seit 1069) in jedem Jahre einmal bei seinem Kommen dorthin unter anderem 50 Kannen Met geliefert erhielt.⁴⁾

Das Wachs wurde an die Kaufleute verkauft; gewöhnlich erhielt es derselbe Kaufmann, dem der Bauer seine Wolle überließ. Nur einige Stücke behielt die Frau zurück, besonders zum Wachsen des Zwirnes, der dadurch haltbarer wurde. So pflegte

¹⁾ In heißem Wasser würde sich das Wachs aufgelöst haben und mit durch den Beutel geflossen sein.

²⁾ Der Met wurde z. B. um so besser, je mehr Honig bei der Herstellung des Seimhonigs zurückgelassen wurde.

³⁾ Niedersf. 9, Nr. 7.

⁴⁾ Ebenda.

man auch, wenn ein neues Bett zur Aussteuer gestopft werden sollte, sämtliche Inlette inwendig zu wäshen, dann drangen die Federn nicht durch.

Beim Backen fiel die Hauptarbeit den anderen Hausgenossen zu. Nachdem am Abend — gewöhnlich im Häuslingshaus — angesäuert war (süren), wurde etwa um 4 Uhr nachts mit Backerhult geheizt. Beide Knechte, die Häuslingsfrau und ein Mädchen kueteten aus (knörn, ut-knörn), während das andere Mädchen melkte und fütterte. Dann folgte das Gnistern¹⁾ oder Bräunen, wodurch das Brot gehaltvoller und glatter wurde. Etwa 6 Bröte wurden auf ein Brett gelegt und auf der oberen Seite mit einem in einen Eimer voll Wasser getauchten leinenen Tuch übergewischt. Hierauf „ratte“ man die glühenden Holzkohlen des Ofens mit der Kruet (einem Brett mit langem Stile, vgl. S. 62) nach beiden Seiten des Ofens und schob das Brett mit den Bröten dazwischen ein. War nach einigen Minuten die obere Seite braun, so wurden sie herausgezogen und gewendet. In der gleichen Weise wurde die untere Seite gebräunt. Dann folgte das Gnistern der übrigen Bröte. Nach dem Gnistern wurde das Feuer herausgenommen und der Ofen mit einem langen angefeuchteten Besen gefegt. Inzwischen war der Tag herangekommen. Der Bauer schob sämtliche Bröte auf dem Schüssel (vgl. S. 50, Anm. 2) zum Backen ein und setzte die Tür vor, das Gefinde ging an die Arbeit, und die Frau überwachte das weitere. Mit Hilfe eines Mädchens nahm sie die Bröte heraus, die im Backtrog oder in den beiden Backtrögen aufbewahrt wurden. Das in Gebrauch genommene Brot lag auf der Bank neben dem Großknecht, und zwar stets auf der flachen Seite (die umgekehrte Lage bedeutete Krankheit für das Haus); der Großknecht hatte die Pflicht, für den ganzen Tisch Brot zu schneiden, und das selbstverständliche Recht, am Schluß

¹⁾ Gnistern (= knistern) ist wohl von dem Knistern der neben den Bröten liegenden Kohlen auf den ganzen Vorgang übertragen worden (zunächst sagte man die Kohlen gnistert, dann als terminus technicus wie moet nu gnistern, schließlich transitiv dat Bröt gnistern). Der mnd. Ausdruck gasseln, der sich auf das Bestreichen des Brotes bezog, ist stellenweise auch noch im Gebrauch, ebenso die Zusammensetzung dat Gassel-brett.

der Mahlzeit ein besonders großes Stück für seine Pferde mitgehen zu heißen.

Die Anzahl der gebackenen Bröte war auf den einzelnen Höfen und zu den verschiedenen Zeiten natürlich nicht dieselbe, schon wegen der verschieden großen Backöfen. Gewöhnlich wurden früher 4 Himten Roggen (= 200 Pfund) jedes Mal verbacken, das nannte man ein Backels;¹⁾ in diesem Sinne wird das Wort noch heute als Rechnungseinheit gebraucht: so schenkten 1903 einige Bauern abgebrannten Leuten zu Appel (Kirchsp. Hollenstedt) ein „Backels Brot“ (d. h. 4 Himten Roggen in natura). Man backte von einem Backels etwa 20 bis 25 grobe Bröte (Grave Brö, Einheit Grof-brot oder Swatt-brot) aus grobem Roggenmehl (Ruggen-grofmehl). Nur ein Brot wurde von der Frau selbst für die Familie aus feinem Roggenmehl (Ruggen-finmehl), aus dem die Kleie beseitigt worden war, hergestellt; dieses Feinbrot (Finbrot) schob der Bauer zuletzt in den Ofen, da es früher als die übrigen Bröte gar wurde.

Weizen- und überhaupt besseres Gebäck wurde im Hause selten hergestellt. Weizenbrot backte man eigentlich nur bei Hochzeiten. Dagegen war es in der Südheide Sitte, in der Erntezeit flache Bröte aus Roggen- und Weizenmehl (Luffen) zu backen. Die Topfkuchen hießen, wenigstens im Nordwesten, Puffer; man benutzte keine Form, sondern eine Schale und zerschnitt die Kuchen nicht stück-, sondern scheibenweise. Daneben kamen noch, besonders als Festkuchen, die auf Eisenplatten aufgemachten Butterkuchen (Bodder-koeken) in Betracht. Im übrigen kaufte man beim Bäcker oder bei der von ihm herumgesandten Stuten-mudder; da gab es größere Semmel (Stuten), die langen, knusperigen Zuckerbröte, die weichen, runden Hedwige (eigentlich heiße Wecken, von heter Weck), die der Berliner Schrippe entsprechenden Rundstücke, die schmalen, länglichen Klöwen, die beim Verkaufen und Essen erst auseinandergerissen (Klöwt, eigentlich gespaltet) werden mußten, die quadratischen, reichverzuckerten Maulschellen (Mulschellen) und die Zuckerkrengel (Kringel).

¹⁾ So schon mnd. *backels* „soviel als man zu einer Zeit backt, in den Ofen schiebt.“

Un das Baden möge sich eine kurze Darstellung der Milch- und Käsewirtschaft schließen. Das Einseihen der Milch in die Schalen geschah durch ein Seihtuch (Seh-dok), ein Stück ganz losen, selbstgefertigten¹⁾ Leinens, das um den Milcheimer gelegt und an den Seiten zusammengedreht wurde. Für den Rahm (Rohm) hatte die Hausfrau einen Rahmtopf von der Größe, wie er für ihre Verhältnisse paßte; durchweg wurde nicht so viel gebuttert wie heute, da die Kühe nicht so gut im Stande und Äcker und Wiesen weniger ergiebig waren, ferner große Töpfe des gerngeessenen Schmalzes von den selbstgeschlachteten Schweinen zur Aushilfe bereit standen. Der Rahm wurde mit dem Rohm-lepel abgeschöpft;²⁾ von Zeit zu Zeit hieß es dann: we moet of boddern, de Putt is vull. Im Sommer, wo die Mägde draußen zu tun hatten, besorgte die Frau das Buttern, im Winter mehr die Mädchen. Das vom Küfer gefertigte Butterfaß (Bodder-larnn, mnd. larne = Gefäß, Fig. 30, h, S. 198) wurde aus dem Keller geholt und, nachdem es durch Wasser gekühlt oder (im Winter) angewärmt worden war, der dicke saure Rahm hineingegossen. Nun galt es, die Butterstange (Bodder-sticken, Fig. 30, i) mit ihrer durchlöcherten, die Buttermilch durchlassenden runden Scheibe auf und nieder zu bewegen. Spritzte es durch den Deckel, so wurde ein leinenes Tuch um diesen gelegt. Etwa nach einer Viertelstunde zeigten sich die ersten Butterteilchen um die Butterstange: dat boddert all!

War die Butter fertig, so wurde zunächst die Buttermulde (Bodder-mull) gekühlt, dann der Deckel des Butterfasses schräg gesetzt und alles, was an Butterstückchen an ihm saß, mit dem kalten Wasser der Mulde in das Faß gespült. Nach dem Herausheben des Stickers tat man die Butterstücke in die Mulde und

¹⁾ Seltener kaufte man sogenanntes russisches Leinen zu dem Zweck. Heute handeln die Kaufleute mit fertigen Sehtüchern, die zum zweiten Durchseihen, also nach dem Durchgeben durch den modernen Siebeimer, benutzt werden.

²⁾ Das Abnehmen des Rahmes hieß röhmen; de Meik röhmt flecht (oder dat r. f.) = die Rahmbildung geht ungenügend vor sich. Ein derbes Sprüchwort sagte: De mit 'n Mund röhmt, de mit 'n D. boddert, d. h. wer den süßen Rahm austrinkt oder den sauren zur Bereitung der Speisen verwendet, hat nichts mehr, womit er buttern kann.

füllte auch die kleinen, noch auf der Buttermilch schwimmenden Stückchen ab. Dies Abfüllen geschah mit dem hölzernen Butterlöffel (Bodder-slef), der auch bei der erwähnten Abspülung der Deckelstückchen Verwendung fand. Etwa dreimaliges Waschen mit kaltem Wasser und Durchneten mit dem Butterlöffel beseitigte den Rest der Buttermilch. War die Butter gesalzen und durchgeknetet, so wurde sie bis zum folgenden Tage in den Keller gestellt. Dann beseitigte ein nochmaliges Durchneten die Salzlake, und nun konnte die Butter auf dem Butterteller aufgemacht (up't Bodder-fatt kregen) werden. Wer viel Butter hatte, schlug auch wohl für längere Aufbewahrung einige Pfund in einen Steintopf. Der feststehende Preis für ein Pfund Butter betrug 8 Schilling, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielfach nur einen Doppelschilling (12 $\frac{1}{2}$ Pfennig). Das Butterfaß kam, wenn es ausgespült und mit der Heibbürste geschruppt worden war, für einen Tag über den Jaun und dann wieder in den Keller.

Von der Verwendung der Dick- und der Buttermilch ist schon gesprochen worden (S. 225). In manchen Häusern wurde ein Teil der dicken Milch auch abgekäst, d. h. warm gestellt, um Wasser und Milch zu scheiden. War durch einen Durchschlag das letzte Wasser beseitigt, so tat man den Käse in eine Schale und setzte Salz und Rummel zu, auch süße Milch, wenn die Masse noch zu dick war. Das Ganze wurde tüchtig durchgerührt und als Käsebutter (Res-bodder, vgl. mnd. kesebotter „eine Art Schmierkäse von getrockneter, saurer Milch, auch pot-kese“) statt der Butter auf das Brot gestrichen.¹⁾

Die große Bedeutung der Milchwirtschaft für das Leben der Landbevölkerung macht begreiflich, daß dieses Gebiet mehrfach zum bildlichen Schmuck der Sprache beigeuert und auch den Sprichwörterchatz bereichert hat. He is afmelt, sagt man von einem, bei dem nichts mehr zu holen ist. Um das Buttern ist es bekanntlich ein eigen Ding; man hängt dabei vom Wetter und anderen Zufälligkeiten ab, und so ist es zum Bild des glücklichen Erfolges geworden: bi den hett dat boddert = der hat Glück gehabt.

¹⁾ Der richtige Rummelkäse war wenigstens in den schlichteren bäuerlichen Haushaltungen noch unbekannt.

Der Mürrische, Verdrießliche maht en Gesicht as sure Boddermelt. Vom trägen Löffel heißt es: Wenn't Boddermelt regent, liht he sin Näpp (Napf) üm,¹⁾ von dem sich über-eifrig Vordrängenden: He is de irste Mann an't Bodderfatt. Der Verlegene, kein Beigebende steht da as Bodder an de Sünn.

Die Gesundheitspflege vollzog sich auf dem flachen Lande vorwiegend noch im Rahmen alter Volksüberlieferung und lag begreiflicherweise besonders in den Händen der Frauen. Höchstens größere Kirchdörfer (Flecken) hatten vereinzelt bereits einen Arzt, die kleineren hier und da einen ausgedienten Fild-scher (Feldscherer), der zur Aber ließ, Schröpfköpfe setzte, Zähne zog, aber gewöhnlich nur bei bedentlichen Krankheiten, wie der Halsbräune (Hals-brei), gerufen wurde.

Für besonders gefährlich hielt und hält das Volk das 7., 14., 21. und so jedes weitere siebente Lebensjahr; alle soewen Johr ännert sik de Natur. Besonders der Beginn der sehr gefürchteten Brustkrankheiten²⁾ fällt in diese kritischen Jahre, und der Verdacht verstärkt sich bei trockenem Husten, wenn der Mensch aufhört, „feucht“ zu sein;³⁾ hol Di fuchdig ist geradezu zum Abschiedsgruß geworden (halt Dich gesund); offenbar haben wir hier ein Nachbleibsel jener alten Auffassung, die in dem Menschen eine gewisse natürliche, lebenerhaltende und das Temperament bestimmende Feuchtigkeit annahm.⁴⁾ Gegen schwache Brust half außer ausgebratenem Hundefett eine Roggenbreitur. In einen kleinen, dreifüßigen Stieltopf (Stert-putt) wurden einige Löffel groben Roggenmehles getan und mit kaltem Wasser angerührt. Darauf goß man kochendes Wasser, und nun brodelte der auf glühenden Torfstohlen stehende Brei langsam unter beständigem Rühren gar. Der bräunliche Brei

¹⁾ Daneben aber auch, an die durch Goethe geläufige Fassung anklingend: Wenn't Bre regent, hett he tenen Level.

²⁾ So sagt man auch, wenn man ausdrücken will, daß man etwas durchaus nicht vertragen kann: dat kann ik in de Vost nich verdregen.

³⁾ So auch bei dem Westfalen Karl Prümer (Dähnhardt I 142): Dat schad nig, so lange Du noch spiggst, büßt Du noch fucht.

⁴⁾ Vgl. die Wörterbücher unter feucht, Feuchte, Feuchtigkeit.

mußte mit der darüber gegossenen frischen Milch unmittelbar aus dem Topfe gegessen werden. Daneben kam als Mittel gegen Hals- und Brustleiden der Flieder (Fleder, Flidder, auch Elhurn, sambucus) in Betracht. Von den getrockneten Blüten wurde Tee,¹⁾ aus dem Saft der Beeren (Fleder-saft) Muß oder mit Zucker und kochendem Wasser Grog bereitet. Die Blumen pflückte man um Johannis, trocknete sie, auf Bindfaden gezogen, auf der Sonnen- seite des Hauses und hängte sie zum Nachtrocknen auf den Dönnen- boen; zuletzt wurden sie in einen Beutel gesteckt, der ebendort neben anderen Kräutern seinen Platz fand.

Durch Erkältung verursachte Anschwellungen faßte man als ein Anwachsen, Festwachsen der betreffenden Stelle auf; he is anwossen, lautete der Ausdruck. Bei Halschwellungen wurde Bungeltee (vom Ehrenpreis, = mnd. punge?) gegeben; die Pflanze war im Johannismonat zu pflücken. Die Anschwellung des Säpfchens (Sül) wurde als ein Versinken oder Niederschießen des Gliedes aufgefaßt (de Hul is mi dalschaten, dalsackt, versackt), eine richtige Beobachtung, da die mit der Schwellung oft verbundenen Schluckbeschwerden durch die Verlängerung des Säpfchens hervorgerufen werden. Man ging dann zu einer Frau, die sich mit derartigen Dingen abgab, und ließ sich de Hul uptehn. Dieses mit kleineren Abweichungen weithin über Niederdeutschland und Holland verbreitete²⁾ Aufziehen geschah in der Heide so: Die Frau zog dreimal drei gewisse Haare des Wirbels (in 'n Dwardel); wenn es beim dritten Male knackte oder klappte, war de Hul wedder hoch. Andernfalls mußte der Vorgang jeden dritten Tag wiederholt werden. Gegen Anwachsung des Rückens, wenn zwischen den Schulterblättern erbsengroße Klümpchen zu fühlen waren, wurden Einreibungen mit Fett oder Schmalz angewendet, ebenso gegen das oft damit verbundene Hattspann, die Schwellung und Spannung der Herz- und Magengegend; auch legte man weichgezupfte und angewärmte weiße Schafswolle auf Herz und Rücken.

Dem Magen wird besondere Bedeutung für die Gesundheit

¹⁾ Daher die Bezeichnung Tee-blomen für die Fliederblüten. Auch trank man von Zeit zu Zeit, ohne krank zu sein, lediglich zum Schweißtreiben, Fliedertee (mit Milch).

²⁾ Vgl. Korr. 22, 44. 57. 61.

beigelegt. Ausdrücke wie he hett en bannigen Magen, he hett en Magen as en Perd oder as en Slachterhund bezeichnen überhaupt die denkbar beste Gesundheit. Als stopfende Mittel verwandte man bei Menschen und Schweinen den Tee der Schafgarbe (Röllken)¹⁾ und des Ragenpfötchens (rode oder ruge Heinerich, ruge Jungens,²⁾ grise Ratten, Stopp-ors, Gnaphalium dioicum L.). Der Tee der zuletzt genannten Pflanze (kurz griser Tee) wirkte auch bei Mastdarmaustritt kleiner Kinder; sie mußte um Bartholomäi (24. August) gepflückt werden. Auch der gegen Magenschmerzen getrunkene Wermut (Wörm, Wörmh) soll in der Frühe des Bartholomäustages geschnitten werden. Ein geschätztes Mittel gegen Kolik bei Menschen, Pferden und Rühen war der Tee des Rainfarn (Rain-fan, mnd. reine-vane), gegen schneidendes Wasser der Tee der Glockenblume.

Bei Nasern (Masseln) wurde als schweißtreibendes Mittel Schafmist, der durch einen leinenen Lappen ausgepreßt war, dem Kranken ohne sein Vorwissen in gekochter Milch gereicht. Das Wasser, mit dem das geschlachtete Schwein abgebrüht worden ist (Brüh-water), heilt, so lange es noch heiß ist, hineingehaltene Frosthände. Rächterner Speichel beseitigt Hühneraugen (Kraih-nogen). Gegen Augenleiden wurde außer dem Ofterwasser (S. 38) der Saft der Birte angewendet.

Der von einem tollen Hund Gebissene aß von der noch heute weithin verschickten Tollhundsbutterm (Dullhunns-bodder) der Goldbecker Mühle (jenseit der lüneburg-stadischen Grenze). Nach Sonnenuntergang am 23. Juni, am Vorabend des heilkräftigen Johannistages, wird der aus dem ganzen Dorf zusammengeholtte saure Rahm von einer Reihe Mädchen auf dem Flett der Mühle gebuttert. Um 12 Uhr nachts muß die Butter fertig sein. Nach dem Kneten wird sie in einem großen Kessel den ganzen 24. Juni bis Mitternacht gekocht. Zu der kochenden Butter kommen zweierlei frischgepflückte Kräuter, von denen das eine Tausendgüldenkraut

¹⁾ Andere tranken Röllkente bei Brustleiden, noch andere gebrauchten ihn als Anversalmittel (he wür allerwegen got för).

²⁾ Unter einem rugen Jungen versteht man eigentlich einen durchtriebenen Schlingel, einen „ruppigen“ Jungen, wie der Berliner sagt. Hier bezieht sich der Ausdruck ebenso wie die grisen Ratten auf die Samen.

(Dullhunns-krut) fein soll; dieses gedeiht üppig im Garten der Mühle selbst und wächst fast zum Fenster hinein, während das zweite ein kleines Beet des Gartens füllt und dort sorgfältig gehütet und gepflegt wird. Schließlich wird die Butter, die durch die entzwei kochenden Kräuter ein grünes Aussehen erhalten hat, in Steintöpfe getan und im Keller verwahrt. Der Sage nach sind zu der Zeit, da es noch keine Wirtshäuser gab, eines Tages zwei Männer durch die Gegend gekommen. Sie treten zu dem Müller, der auf dem Felde arbeitet, und fragen, wo sie wohl zu essen bekämen. Da ladet der Müller sie in sein Haus und speist und beherbergt sie. Auf ihre Frage, was sie schuldig seien, antwortet der Müller: nichts. Da haben ihn die beiden Männer, die in Wirklichkeit Engel waren, aus Dankbarkeit das Mittel gelehrt und hinzugesetzt, es solle an der Goldbecker Mühle bleiben, so lang' as de Hahn kreiht un de Wind weih't.¹⁾

Im großen Umfang wurden sympathetische Kuren angewendet. Der Hexenglaube war noch lebendig, und man glaubt hier und da auch heute noch an Hexen; ich entsinne mich noch deutlich, wie in der Mitte der siebziger Jahre sich eines Tages wie ein Lauffeuer in meinem Heimatsort das Gerücht verbreitete, in einem bestimmten Garten habe sich eine Hexe gezeigt. Glaubte nun der Bauer, daß das Vieh behert wäre, so wurde ein pulverartiges Mittel aus der Bendestorfer Mühle bei Hittfeld geholt. Man streute es auf eine Schaufel voll glühender Torfcohlen und beräucherte das Tier. Dann tat man ein Beutelchen, vermutlich auch mit Pulver gefüllt, in den Lageballen der Stalltür, nachdem vorher ein Stückchen Holz herausgemeißelt war, und keilte das Loch wieder zu. Nach einigen Tagen war der Schaden beseitigt. Auch kleinen Kindern, die infolge eines bösen Blickes oder aus anderen Gründen nicht gedeihen wollten, half dieselbe Mühle.

Auch die frühere Papiermühle zu Starsbeck (Kirchspiel Hollenstedt) war im dauernden Besiz eines Mittels, dem weit und breit

¹⁾ Die hier gemachten Mitteilungen entstammen mündlicher Auskunft. Vgl. auch Niedersf. 8, 123 und die dort genannte ältere Literatur über den Gegenstand. Der obige Reim ist übrigens eine schon sehr alte Formel, vergl. Brem. Wb. V 164.

eine Heilwirkung bei Fallsucht zugeschrieben wurde. Am Johannis-
tage¹⁾ gesammelter Bärlappsaamen (vgl. S. 9) wurde mit abge-
schabten Teilchen einer Elentierklaue, einigen Körnern Erbsilbers
und drei Körnchen Salz vermengt und das Ganze als Pulver ein-
genommen. Der Preis des Mittels (acht Schilling) stand fest;
zwei Nonnen sollen es in alter Zeit der Mühle zum Geschenk
gemacht haben. Erbsilber wird noch heute als heilkräftig angesehen;
Fallsüchtige bitten in den Häusern darum und lassen sich aus ihm
ein Kreuz anfertigen.

Beim Besprechen der Rose, das dreimal geschehen mußte,
war Stille erforderlich; nur die Frau flüsterte, kreuzweise mit einem
Messer über die Stelle streichend, einige Worte. Geld wurde von
ihr nicht genommen, ein nachträgliches Geschenk aber nicht zurück-
gewiesen.

Auch Feuer und Blut wurden besprochen. So hieß es in
Moisburg:

Feuer, ich gebiete dir,
Daß du sollst stille stehn
Und nicht weiter gehn.

Selbst ein Prediger, der Träger eines bekannten hannoverschen
Namens, stand bei seiner Gemeinde in dem Ruf, das Feuer be-
sprechen zu können. Augenzeugen haben mir erzählt, sie hätten
ihn wiederholt beobachtet, wie er, die Besprechung murmelnd, das
brennende Feuer umschritten hätte. Das Blut wurde auch durch
Zunder oder Spinnweben gestillt; auch ließ man, wenn es nicht
stehen wollte, einige Tropfen auf einen kleinen Keil lecken und
schlug diesen in die Wand. Ein Tropfen Blut, in einer Frucht
von jemand ohne sein Wissen genossen, hatte nach einem im Kirch-
spiel Moisburg herrschenden Glauben zur Folge, daß dieser
dem anderen, von dem das Blut stammte, auf Schritt und Tritt
folgen mußte.

Mit dem früher erwähnten Glauben von der Übertragbarkeit
einer Krankheit auf einen Baum oder Strauch (S. 8 u. Anm. 2)
berührt sich die noch heute nicht ganz ausgestorbene Sitte,²⁾ daß

¹⁾ Man vgl. die mnd. Bezeichnung der Fallsucht als *St. Johannis
ovel*.

²⁾ Beispielsweise lebt sie noch in Regesbostel (Kirchspiel Hollenstedt).

Sichttranke am Johannismorgen vor Sonnenaufgang einen Strauch schwarzer Johannisbeeren (Sicht-beren) pflanzten; nur erfolgte hier die Heilung nicht beim Ausgehen, sondern beim Angehen des Strauches.

Eigentümlich ist der Glaube, daß das Nesselfieber aufhört, wenn der Kranke die Hühner durch sein Hemd füttert. Einen vom kalten Fieber Befallenen entreißt man den Unnererdtschen (schon mnd. de undererdtschen die Zwerge, Gnomen), indem man den Frost affchriwen¹⁾ läßt. Der Schreiber schreibt in drei Nächten an einsamer Stätte Namen, Geburtsort und Geburtsjahr des Kranken nieder; in Frage kommen nur die drei Nächte, die zwischen zwei „Tagen“ liegen, also die zwischen Sonntag und Montag, zwischen Montag und Dienstag und zwischen Donnerstag und Freitag. Warzen und blinde Beulen, auch Magenkrämpfe verschwinden, sobald man mit einer Totenhand darüber streicht; Warzen entstehen, wenn man die Warzen eines anderen zählt. Gegen Warzen und sonstige Auswüchse, z. B. am Ohr, erwies sich auch das Regenwasser, das sich in den Höhlungen großer Feldsteine sammelte, als heilkräftig; man mußte es nach einem Regen mit der hohlen Hand schöpfen und über die Stelle streichen und zwar an drei Tagen. Oder man bestrich die Warzen mit einer Speckschwarte und warf diese unter eine Dachtraufe; mit der Schwarte vergingen die Warzen. Im Kirchspiel Moissburg sah man den zunehmenden Mond an und sprach, indem man dreimal kreuzweise über die Warzen strich:

Wat it anseh, dat gewinn',
Wat it wasch, dat verswinn',

oder man kniff die Warzen mit dem Finger ab und sprach:

Wat it knip, vergeiht,
In wat it seh, dat blivt.

Rückwärts über den Kopf geworfene Zähne wachsen bald wieder. Ausgekämmte Haare soll man nicht aus dem Fenster werfen, denn sobald die Vögel sie forttragen, geht dem Betreffenden das Haar aus. Hat eine Kuh das laufende Feuer (dat löpen FÜR), wobei

¹⁾ So in der Gegend der Raubkammer, nach Benecke in der mehrfach angeführten Aufschreibung (Lün. Anz. 10. 11. 04).

die Panze wie eine Trommel aufschwillt, so wird ihr ein Strohseil in das Maul gelegt und im Nacken zusammengebunden.¹⁾ Röhren, besonders Stärken, die gekalbt haben, legt man stillschweigend einen Bindfaden um Bauch und Rücken und läßt ihn sitzen; dann verhält sich die Kuh beim Melken vollkommen ruhig und schlägt nicht aus. Sollen die Röhre bei Tage kalben, so muß man sie zuletzt an einem Sonntag melken. Kocht die Milch ins Feuer über, so droht Gefahr, daß die Röhre die Milch verlieren; dem wird vorgebeugt, wenn man stillschweigend etwas Salz, das nach uraltem Glauben jedem Zauber wehrt, ins Feuer wirft. Der Mahr (dat Unhür,²⁾ der durchs Schlüsselloch kommt, kann dem Menschen nichts anhaben, wenn die Schuhe so vor dem Bett stehen, daß dem Mahr die Spitzen zugewandt sind. Die Pferde dürfen nie im Schweinestall oder überhaupt auf Schweinemist stehen, sonst reitet sie der Mahr und slicht ihnen das Haar ein, daß es „kraus durcheinander“ ist.³⁾

Die Fähigkeit der Hellseherei geht auf denjenigen über, der einem Spötkieker im Augenblicke eines Vörlats über die Schulter sieht.⁴⁾ Auch Hunde besitzen nach dem Glauben des Volkes diese Fähigkeit; so setzen sie sich, wenn sie einen Leichenzug voraussehen, nieder und beginnen zu heulen; wer einem Hund in einem solchen Augenblick durch die Ohren blickt, wird ebenfalls zum Hellseher. Der Glaube an Vorgesichte ist bei Männern und Frauen gleich verbreitet. Die Hellseher sehen oder hören das Bevorstehende entweder selbst (einen Toten im Sarge, einen Leichenzug, ein brennendes Haus oder Dorf, eine mit Kistenwagen angefüllte Diele, das

¹⁾ Man kann zweifeln, ob das Mittel als ein sympathetisches zu betrachten ist; durch das dauernd geöffnete Maul sollen nämlich die Darmgase verhältnismäßig leicht entweichen und damit Erleichterung und Genesung eintreten.

²⁾ Vgl. mnd. de un(ge)huren die bösen Geister, Unholden, spötkungehure Sputungengehuer.

³⁾ Der Ausdruck Weichselzopf ist nicht bekannt; in mnd. Zeit sagte man elf-klatte (Albenzopf); das Brem. Wb. IV 749 hat die Bezeichnung Sellken-steert, vermutlich Seelchen-zopf, wie ich in meinen Beiträgen S. 15f. nachzuweisen versucht habe.

⁴⁾ Vgl. auch Germania 37, 117f.

Läuten der Sturmglocke) oder ein Zeichen: Ein Licht¹⁾ zeigt sich in der Ferne (dor hett en Licht gahn), ein Anzeichen, daß an der Stelle ein Unglück geschehen wird. Der Tischler hört in der Werkstatt nachts die Sägen klingen oder die Haustür gehen, jemand die Treppe hinauffschleichen und oben zwischen dem Sargholz suchen: am anderen Morgen wird jemand kommen und einen Sarg bestellen. Die Symbolik, die sich an manche Vorzeichen knüpft, etwa an den belleideten Zaun und den hinausfahrenden Düngertwagen in den Zwölften, das beim ersten Urthieb aus dem Balken springende Feuer, das Spinngewebe²⁾ (S. 44, 186, 156), ist sinnreich, und mit dem Grübelsinn, der alle möglichen Geschehnisse als göttliche Vorausverkündigungen betrachtet, paart sich ein gutes Stück dichterischer Anschauung. — Ein Börlat, das frühmorgens sich zeigt, geht bald in Erfüllung, ein gegen Abend gesehenes erst später. Ein angekündigtes Unglück glaubt man unter Umständen durch kirchliche Fürbitte abwenden zu können; so wird noch heute in der Hollenstedter Kirche jeden Sonntag um Beschützung der Dorfschaft Eversdorf vor Feuergefähr gebetet; vor Zeiten hat jemand den Ort im Feuer stehen sehen, da sind die geängstigten Bauern um jene stehende Fürbitte eingekommen und lassen sich die Sache sogar jährlich eine Anzahl Fuder Torf kosten. Auch ein Hofbesitzer im benachbarten Halvesbostel, dem ein Börlat sein Haus im Feuer gezeigt hatte, ließ für ein halbes Fuder Holz jährlich an jedem Sonntag für sich beten; als aber eines Tages sein Backhaus Feuer gefangen hatte, wollte er nicht mehr.

¹⁾ Von einem derartigen Licht (Irdlicht Erdlicht) sind die Irlichter (mnd. irren = hindern, stören, auch Glümmlichter genannt) wohl zu unterscheiden. Diese sehen sich in moorigen Gegenden auf die Augenwimpern und hindern am Sehen; je mehr man scheuert, je mehr werden ihrer. Auch auf den Wädhnen der Pferde zeigen sie sich. Sie verschwinden an windigen Stellen, auch bei scharfem Atmen und, wie ein Bauer behauptete, bei kräftigem Fluchen.

²⁾ Auch der Glaube, daß, wenn sich jemand unversehens mit Fett begießt, dieses ein großes Glück bedeutet, geht wohl auf die alte figürliche Bedeutung „reich“, die neben anderen Bedeutungen dem mnd. vet eigentümlich war, zurück. Der Glaube, daß viele Haselnüsse in einem Jahr viele Zwillingssinder bedeuten, erklärt sich daraus, daß gewöhnlich zwei Haselnüsse zusammenhängen.

Wir gingen von der Gesundheitspflege aus, haben aber im Laufe dieses Kapitels den festen Boden der bäuerlichen Wirtschaft und der Pflichten, die sie besonders an die Frau stellte, etwas unter den Füßen verloren. Die Hausfrau hatte für Menschen und Tiere zu sorgen; ihr unterstand auch das Volk der Hühner und der Gänse. Die Hühner, etwa 70—80 auf einem Hofe, hatten früher über den Viehställen ihren Platz (S. 212); erst allmählich legte man, gewöhnlich in der Nähe der Großen Tür, einen besonderen Hühnerstall (Höhner-kawen) an. Die Küken unter dem Rückenkorb erhielten von der Frau eigenhändig im Napfe Buchweizengrütze und dicke Milch, später Brotkrumen, Kartoffeln und Gras. Um den Hühnerschnupfen (Pipp) zu beseitigen, gab man dem Tier einige Pfefferkörner in Butter ein. Oder man ließ die kleine Haut unter der Zunge abschaben und die vergrößerte Drüse am Schwanz abschneiden: beides wurde in ungesalzene Butter getan und dem Huhn zu fressen gegeben. — Das Huhn spielt auch im Aberglauben eine Rolle: wenn der Hahn besonders früh kräht, so stirbt in wenigen Tagen eine Henne; wenn ein Huhn einen Strohalm auf dem Schwanz trägt, so stirbt in wenigen Tagen eine Henne, oder es giebt bald Trauer in der Familie. Sonderbarerweise pflegt man jede Art von Aberglauben als Höhner-glowen¹⁾ zu bezeichnen; der Ungläubige drückt sich dann gern so aus: Dat is 'n Höhner-glowen, dor hett de Hahn nix von afkregen. Im Mittelalter nannte man einen falschen Glauben einen kutes-love, nach dem Kuckuck, dem Symbol des Teufels; was meint aber der „Hühnerglaube?“ Sollte nicht volkstümliche Umdeutung eines älteren „Hünenglaube“ (= heidnischer Glaube) vorliegen? Um so durchsichtiger ist der Beitrag, den das Huhn zum heimischen Spruchwörtertschatz geliefert hat: Höhner kleiht achterut (hintenaus) sagt man von Leuten, die ihr Geld auf die Straße werfen.

Zwölf alte Gänse pflegte die Bäuerin durch den Winter zu füttern.²⁾ Von diesen wurden 6 gefest, jede bekam 14 Eier unter.

¹⁾ So auch der Hamburger Heinrich Jürs (bei Regenhardt 141): Dat's Heunergloben.

²⁾ Eine Verjüngung dieses Bestandes erzielte man dadurch, daß ab und zu diese und jene alte Gans zu den Mastgänsen (Mest-gös) getan und die Lücken durch jüngere Gänse ausgefüllt wurden.

Die Göffel wurden früh von den kleinen Mädchen in den Gras-hof oder auf den Anger getrieben, später, soweit sie nicht zum Verkauf kamen, mit den alten Gänsen zusammen aufgezogen. Das Hüten der Gänse erfolgte immer nur hof-, nicht dorfweise. Hatte man frühe Göffel, so konnten sie gegen Johannis zum ersten Mal gepflückt werden, zum zweiten Mal gegen Michaelis, zuletzt nach dem Schlachten, also um Martini. Durch eifriges Füttern brachten Frauen es bei alten Gänsen nicht selten zu einem fünfmaligen Pflücken; etwa im Anfang Mai, wenn die Gänse „abgelegt“ (af-legt), d. h. mit dem Eierlegen aufgehört hatten, wurde bei ihnen mit dem Pflücken begonnen. Das Pflücken bei lebendigem Leibe war eine schwere Arbeit; erst von 4 Gänsen erhielt man ein Pfund Federn und Daunen. Die von den lebenden Gänsen gewonnenen und für wertvoller geltenden Federn (S. 170) wurden in besonderen Säcken auf dem Dönzen-boen aufbewahrt. Zum Schlachten der Gänse und dem darauf folgenden Pflücken lud die Frau die Verwandten ein und bewirtete sie, de Göss-plückers, in angemessener Weise. Fünf bestimmte Federn unter jedem Flügel, die sogenannten Streit-feddern, durften in kein Bett gestopft werden, wenn nicht ein Streit entstehen sollte.

Auch andere Pflücker stellten sich ein, vom Herrenhofe. Die Herrschaft des Gutsherrn lastete schwer. Die Höfner hatten wöchentlich bestimmte Spann-, die kleineren Besitzer Handdienste zu leisten. Dem Adligen gehörte der Zehnte von allem Getreide, und kein Fuder durfte eingefahren werden, bevor jener den Zehnten genommen (tegt) hatte. Dazu kamen in dem Meiervertrage näher festgesetzte Geldabgaben und allerlei Einschränkungen: so durfte der Bauer keinen Baum ohne Genehmigung hauen, und für den gefällten, mochte er „beindick oder armdünn“ sein, war eine Abgabe¹⁾ zu zahlen. Auch die Frau bekam die Last der Hörigkeit teilweise persönlich zu fühlen. Junge Kapaune wurden ihr vom Gute ins Haus geschickt, die fett zurückzuliefern waren. Auf manchen Höfen in der näheren Umgebung des Gutshofes ruhte die Verpflichtung, die Jagdhunde zu füttern; oft bekamen sie ihr Recht, aber in Abwesenheit des Dieners wurden sie auch wohl von den erbitterten

¹⁾ z. B. für die Eiche 36 Schilling.

Leuten hungrig oder halbsatt mit der Peitsche vom Hofe gejagt. Eins der Hühner war als Rök-höhn (mnd. rök-hön) von jedem Besitzer eines „eigenen Rauches“, einer eigenen Herdstelle, abzuliefern. Das persönliche Verhältnis zwischen Adligen und Bauern war sehr verschieden: stellenweise haben Adlige in übermütiger Laune sogar um die Abgaben und Ländereien ihrer Meier, ja um diese selbst gespielt, andererseits zeugen alte Briefschaften, wie man sie hier und da in den Häusern aufbewahrt, von einem durch Menschenalter fortgepflanzten, im guten Sinne patriarchalischen Verhältnis.

Der Erlös für die Hühner- und Gänseeier, die Rükten und Göffel,¹⁾ auch die Butter blieb in den Händen der Frau. Es war ihr Haushaltsgeld, mit dem sie allerlei Bedürfnisse der Wirtschaft bestritt. Der Mann, der jene Dinge kaufte, hieß der Kiepenbauer (Kiepen-bur, Kiepen-kirdel). Die hohe Kiepe auf dem Rücken, einen langen, unten mit Eisenhaken und -spitze versehenen Schaft (Pêl) in der Hand, zogen die Kiepenbauern von Haus zu Haus und verkauften dann ihre Sachen in Hamburg; nach dem Zollanschluß Hamburgs brachten sie vielfach Haushaltsbedürfnisse aus Hamburg mit und bezahlten den Frauen zum Teil mit diesen, wodurch sie den ländlichen Kaufleuten mancherlei Abbruch taten. Sie waren die vergnügtesten Leute der Gegend, und „lustig“ (n lustigen Kiepenbur) war ihr stehendes Beiwort. Noch heute heißt eine grüne, länglich-runde Branntweinflasche, die 3—4 Liter faßt, ein Kiepenkirdels-buddel. Besonders ausgelassen ging es auf dem Rückwege zu, den die Kiepenträger einer Gegend, die Tasche mit dem „guten“ Hamburger Gelde²⁾ gefüllt, zu ihrer Sicherheit immer gemeinsam (up'n Köppel, haufenweise) zurücklegten; der ehrwürdige Karlstein beim Forsthaus Rosengarten im Stutenwalde weiß von ihren Tänzen um die Kiepen und ihren Gelagen manch lustiges Stück zu erzählen.

¹⁾ Für 50—60 Hühnereier, im Winter etwa für 40, wurde 1 Mt. gezahlt. Der Durchschnittspreis eines Rükens betrug 1 Groschen, der eines Göffels 1 Mt.; an Göffeln verkaufte manche Frau jährlich 50—60 Stück.

²⁾ Das Hamburger Geld hieß dat gode Gild, da der Taler dort 40 Schilling, im Hannoverschen aber 48 Schilling hatte, also 5 Taler Hamburger Geld 6 Talern in hannoverschem Gelde entsprachen.

Auch andere Männer kamen von Zeit zu Zeit ins Haus. Der Siebmacher und seine Frau fragten an, ob etwas zu flicken sei; da gab es oft Zank und Streit, das Schelten der Siebmacherin war geradezu sprüchwörtlich (se schimpt as en Sewenbinnerch). Der Viehhändler schloß einen Handel ab; vel Glück mit de Koh und vel Glück mit dat Bild hieß es dann von hüben und drüben, indem ein Handschlag den Kauf besiegelte und die Großmagd sich auf die 4 Schilling Trintgeld (Stirt-gild)¹⁾ freute. Ein wandernder Handwerksbursche (Reisender) erschien bettelnd auf der Schwelle. Der Schneider und die Schneiderin wurden für eine längere Zeit auf Tagelohn ins Haus genommen; ebenso der Schuster und sein Geselle, um aus den vom Bauer selbst gelieferten Kuh- und Pferdehäuten das Fußzeug für Familie und Gesinde herzustellen. Der auf die Dörfer gehende einheimische Kaufmann und der mit seinen Sachen das ganze Land bereisende fremde Händler sprachen vor. Der Kaufmann pflegte als langjähriger Bekannter Vertrauen zu genießen; er mußte bei Krankheitsfällen in der Familie und über die verschriebene Arznei, die der Landmann ebenfalls Ware (Wor, auch Dokter-wor) nannte, sein Urteil abgeben, er wurde als Vertrauensmann bei den verschiedensten Angelegenheiten zugezogen. Weniger freundlich dachte das Volk über die fremden Händler: es kam immer wieder vor, daß Frauen hinter dem Rücken ihrer Männer mit ihnen überflüssige und wenig vorteilhafte Geschäfte machten und für die verhältnismäßig wertlosen Sachen allerlei Wirtschaftserzeugnisse, Butter, Eier und Rauchfleisch, daneben auch bares Geld leichtfertig hingaben. Die Bevölkerung nannte das kütbüten (mnd. kuten und buten = tauschen, wechseln, Mi kütbüten Durchstecherei treiben, Rütbüteri Betrügerei); se kütbü't sik noch von Hus un Hof. Auch als kunkeln wurde dieses heimliche Handeln der Frauen bezeichnet; damit hängt wieder Kunkel-tasch und Kunkel-fiel (Geheimnißräumerin) und Kunkelitschen (Durchstechereien)²⁾ zusammen.

¹⁾ Ähnlich erhielt der Großknecht beim Verkauf eines Pferdes ein Halftergeld (Halter-gild).

²⁾ Unser „Kinkerlitzchen“. Ich habe diese Deutung in meinen Beiträgen S. 22 gegeben und dort ausführlich begründet.

Bei der Bewillkommnung männlicher Gäste spielte der Branntwein (Roem, mnd. komen, eigentlich Rummel) die Hauptrolle. „We wüllt irst en Lütten nehmen.“ Der Bauer trank einen Schnaps vor und schenkte dann dem Gaste ein. Trank man herum, so schenkte der Bauer zunächst sich ein und trank, dann schob er mit dem neugefüllten Glas die Flasche (den Buddel) dem Zweiten hin, dieser schenkte für den Folgenden ein und so fort. Ein Besuch kündigt sich oft durch einen am Boden liegenden Strohhalman; ist eine Ahre daran, so deutet dieses auf männlichen Besuch,¹⁾ der bloße Halm auf weiblichen. Auch eine beim Niederfallen im Boden stecken bleibende Feder weist auf Besuch hin.

Will sich jemand mit einem anderen aus derselben Schale waschen, so spuckt er in das Wasser, da er sonst einen Streit bekommen würde. Bei der großen Hauswäsche brauchte man das weniger zu besorgen, da war alles zu launigen Scherzen aufgelegt. Du kriegst en versapenen Kirdel, rief man dem Mädchen zu, das sich beim Waschen „bepladderte“, und, wagte ein Vorbeigehender den neckenden Zuruf „Drögwäscher!“ (Trockenwäscherinnen), so besprigten ihn die Geneckten und schlugen ihm zum Gegenbeweis die nassen Wäschestücke um die Ohren. In einer Hinsicht waren sie eigensinnig. Sie wollten die Hemden während der Wäsche nicht gern auf die unrechte Seite ziehen, sondern pflegten sie gleich umgezogen einzustecken. It will anner Lü' ehr Unglück nich an mi hemm'n, lautete die Begründung.

Die schon am Tage vorher in kaltes Wasser gesteckte Wäsche wurde zunächst ausgewrungen und etwa eine halbe Stunde im großen Kessel in einer Buchenlauge gekocht. In jedem Hause sammelte man zu diesem Zwecke die Buchenasche in einer Tonne; auch Eichenasche fand hier und da Verwendung. Dann wusch und stieß man die Stücke mit der Hand in der Balje, bei größeren Schmutzstellen half grüne Seife nach. Nunmehr wurde die Wäsche in einen Zuber (Tubben) geschüttet und ein Kessel voll kochenden Wassers (Brenn-water) darüber gegossen. Nach einiger Zeit

¹⁾ So in Hittfeld. Man sagt dort, es käme ein „Kerl mit einem Hute“ (die Ahre ist das Börlat des Hutes).

wurde die Wäsche ausgewrungen und konnte nun zum Spülen und „Büßen“ nach dem Dorfteiche geschoben werden. Während sie unter dem „Brennwasser“ stand, wurden Strümpfe, Schürzen und Shirtingjacken in dem schmutzigen Seifenwasser gewaschen, später in dem gebrauchten Brennwasser nachgewaschen, dann gespült und über die Reckstangen (Ricken) oder die Hecke (den Hagen) gehängt.

Der Dorfteich bildete bei seinem Ausfluß einen kleinen Wasserfall; neben diesem stand eine Bank. Man legte nun das Zeug unter das herabfallende Wasser¹⁾ und ließ es sich vollsaugen. Dann wurde Stück für Stück auf der Bank ausgebreitet und „gebüßt“,²⁾ d. h. die letzte Lauge und Seife wurde mit den beiden Büßhölzern entfernt. Klipp, klapp! klang es im Takte, indem ein Mädchen mit beiden Hölzern oder zwei mit je einem schlugen. Ein solches Büß-holt war ein schaufelförmiges, mit einem Griff versehenes Holz (Fig. 30, k, S. 198). Die Hölzer waren das Hochzeitsgeschenk der beiden Naslans-mudders, die wir bei der Trauung kennen gelernt haben (S. 178).

Das gebüßte Zeug hängt man zum Trocknen auf; nach dem Trocknen wurden die Hemden über die Stuhllehnen gezogen und so schier makt. Wer Mangelzeug (Mangelbrett und Mangelhult) hatte, bediente sich seiner zum Glätten. Die Kragen, die Striche der Hauben, das weiße Taschentuch für das Gesangbuch wurden der Mägdenäherin zum Waschen übergeben.

Gewöhnlich an jedem zweiten Sonntag fuhren oder gingen der Bauer und die Frau zur Kirche (es war jüm ehr Karcken-sünndag), während an den dazwischenliegenden Sonntagen immer ein Knecht und ein Mädchen den Gottesdienst besuchten. Auf Bretter-, Stuhl- und auch Strohsitzen fuhr man mit Bekannten zum Kirchdorf, bei kaltem Wetter der Mann und die Frau eine Echenilje (S. 170) umgehängt, die Häuslingsfrau einen Weiderwandsrock um den Hals gebunden. Erst wenn im Wirtshause die

¹⁾ Wo diese Vorrichtung fehlte, gingen die Mägde mit aufgetrempelten Röcken in den Teich und legten die Wäsche hinein.

²⁾ Im Wnd. bedeutete buken etwas anderes: „Wäsche in Buchenlauge (buke) legen“. Dem Büß-hult entspricht mnd. wasch(e)-holt, wasch(e)-spön, wasch(e)-botel.

Frauen die Kopftücher abbanden, kam der Kopfsuß zum Vorschein: die Knüppels-, Blank- und Brotatmützen.

Unterdessen sitzen die Männer bei einem Glase Brantwein in der Wirtsstube; manches Scherzwort fällt. Plötzlich, als das Geläute beginnt, nehmen sie andächtig den Hut für einen Augenblick zu einem stillen Gebet ab, ähnlich wie der bayrische Bauer in demselben Falle seinen Maßkrug hinsetzt und ein Ave Maria betet — eine auffallende Übereinstimmung kirchlicher Volkssitte, die in die vorreformatorische Zeit zurückreichen wird. Dann wurde ausgetrunken und bedächtigen Schrittes aufgebrochen; die Männer und die Frauen gingen für sich, wie sie auch nach alter Sitte in der Kirche getrennt saßen.

Nach dem Gottesdienst fanden sich die Bauern in der Nähe der Kirche zusammen. Da verlas der im Kirchdorf ansässige Voigt mit wichtiger Amtsmiene, was ihnen zu wissen frommte. Neue Bestimmungen der Regierung wurden bekanntgegeben; diesem war eine Kuh genommen worden, die verkauft werden sollte; andere hatte der Feldhüter (Fild-panner) wieder einmal wegen unerlaubten Weidens auf fremden Grundstücken gepfändet, was der gestrenge Voigt zum Anlaß nahm, die betreffenden Verordnungen einzuschärfen; jenem sollte Haus und Hof verkauft werden. Selbst ein ganzes, aus mehreren Höfen bestehendes Dorf des Kirchspiels Hollenstedt wurde einst bei solcher Gelegenheit ausbezogen: Sans Grauen (so hieß das Dorf) will it jo för twehunnert Daler gewen, erscholl es, aber die Bauern kratzten sich hinter den Ohren, die Zeiten waren schlecht, es fehlte am Varen.

Eine feierliche Stille umfing am Nachmittag das Dorf. Im blinkenden Sonnenschein spielten die Kinder; die Bauersöhne und Knechte standen auf der Straße und tauschten Bemerkungen aus, auf dem Flett nähten die Mägde an ihrem Zeuge, und Bauer und Bäuerin gingen durchs Feld: we wüllt dat Kurn beten nadriwen. Die Frau besuchte auch wohl Verwandte, die Mägde der verschiedenen Häuser kamen zueinander mit dem Nähzeug, bis gegen Abend die Arbeit wieder rief. Der Bauer spielte ein Stündchen Solo oder ging, wenn vom Vorsteher (Bur-mester) der Knüppel, das uralte Berufszeichen, herumgeschickt oder ins Kuhhorn gestoßen worden war, zu dem Bur-mal (oder der Bur-

bank, der Bank), der Gemeindeversammlung. Nach dem Abendessen, während von der Straße die Weisen der Knechte und Mägde klangen, die Kinder schon schliefen und der Mann bei einem Pfeifchen in der aus dem Kirchdorf mitgebrachten neuesten Nummer des Hermannsburger Missions- oder des Hannoverischen Sonntagsblattes „lernte“, flichte die Frau noch die Kleider der Ibrigen, und scherzend meinte sie wohl, wenn sie wieder einmal ihrem Jungen, diesem Riten-spliter,¹⁾ die Schulhose in Stand setzte:

Harr mi min Mudder de Bür nich flicht,
Harr mi de Krei dat Fell twei hickt (gehackt).

Zweimal im Jahre gingen Bauer, Frau und Gesinde zum Abendmahl (to Bicht), die konfirmierten Kinder in dem Jahre nach der Konfirmation viermal; die größten Abendmahle fielen in die Osterzeit und auf die Sonntage nach Michaelis, wenn die Ernte eingebracht worden war. Der Nachmittag und Abend eines solchen Tages waren noch der stillen Selbsteinteilung gewidmet; selbst die Nadel ruhte, die Mannsleute trugen außerhalb des Hauses den ganzen Tag den hohen Filzbut und nahmen ebensowenig wie die zum Abendmahl gewesenen Frauen und Mädchen an irgend einem Vergnügen teil: Nä, ik hew von Dag' (heute) mit den Pesturn snackt oder auch mit den Pesturn spist oder Nä, de Pestur hett mi von Dag' wot gewen lautete ihre Entschuldigung.

Am Michaelis fuhren nacheinander Pfarrer und Küster, nicht selten mit Frau und Kindern, auf die Dörfer und machten den Bauern ihren Besuch. Er galt der Abholung der ihnen zustehenden Abgaben, der Pflicht, in der Südheide der Proewen (Mehrheit von mnd. provene, f., später auch proven, m., die Präbende, das Einkommen eines Pfarrers). Man nannte dies de Pflicht-tour, up Pflicht fëvern, de Pflicht halen und sprach in der Südheide von Proewen-halen, Proewen-dag und Proewenrecht (Niederf. 8, 7). Die Abgaben waren nach den Kirchspielen verschieden. In Hollenstedt z. B. zahlten die „Vollpflichtigen“ (Höfner) an den Pfarrer 2 Spint Roggen und nach heutiger Währung 2,75 Mk., an den Küster 2 Spint Roggen, 12 Garben

¹⁾ Ein Riten-spliter ist, wer sich alles Zeug zerreißt (mnd. spliten, ebenso wie riton = zerreißen).

und 29 Pf., an die Pfarrwitwe 1 Spint und 5 Garben, die „Pflugpflichtigen“ (vermutlich dasselbe wie Pflugkötner, S. 217) an den Pfarrer 2 Spint und 2,38 Mt., an den Küster und die Pfarrwitwe dasselbe wie die Vollpflichtigen; die kleinen Leute gaben 22, 8 und 5 Garben.¹⁾ In bestimmten Dörfern und bestimmten Häusern wurde aufgetischt; die Hausfrau machte sich eine Ehre daraus, so hohen Besuch zu bewirten.

Dem Landmann stellt der Dichter den Bewohner der Stadt gegenüber und meint von dieser:

„Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen.“

Außerlich genommen, gewiß, auch sofern die Erreichung höherer Ziele durch gemeinsame Kräfte in Frage kommt, aber ebenso gewiß ist, daß in rein menschlicher Beziehung die Städter sich fremder gegenüberstehen, als die Bewohner eines Dorfes. Der eingepferchte Städter kennt oft nicht einmal seinen Nachbar, auf dem Dorfe aber lebte und lebt bei aller Abgeschlossenheit ein ziemlich reges Gemeinschaftsgefühl, trotz der Zäune, trotz der Steinmauern, die die Höfe um- und abschließen. Das Dorf war durch das viele Ineinanderheiraten bis zu einem gewissen Grade tatsächlich eine erweiterte Familie, und man war sich dieser Übereinstimmung deutlich bewußt. *We bei'* (wir beide) kunnen ut ênen Dörp wen, sagte wohl ein Dorfbewohner zu einem Auswärtigen, mit dem er besonders gut überein konnte. Aus diesem Dorfsinn entsprang die gegenseitige Hilfsbereitschaft, durch die sich das Familienereignis oft zum Dorfereignis gestaltete. Beim Zäunen des neugebauten Hauses, beim Braken und Schlachten, bei der Taufe und der Hochzeit sind uns Beispiele begegnet. Besonders schön aber bewährte sich der Dorfsinn in der Zeit der Not, vor allem nach einem Brande. Der Unterstützung mit Brotkorn ist schon gedacht worden. Die Baumaterialien wurden dem Betroffenen unentgeltlich herangeschafft, das nannte man *to Bā* (auf Bitte hin, mnd. *bede*) föern. Eine Frau desselben Dorfes, etwa die Nachbarin, ging mit der

¹⁾ Daneben stand dem Küster noch eine Osterpflicht zu, 10 Eier und 14 Pfg. von den ersten beiden Klassen, 5 Eier und 4 Pfg. von der dritten.

unglücklichen Abgebrannten,¹⁾ für sie bittend, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, selbst außerhalb des Kirchspiels. Düsse Fro is afbrennt, se sammelt wot in den Wuden: so sprach die Begleiterin, steckte die geschenkten Knochen Flachs und Hanf in eine von ihr getragene Kissenbühre und nahm in den Häusern, die kein Spindelwerk hatten, auch Geldspenden entgegen.²⁾

Trotz dieses ausgeprägten dörflichen Gemeingefühls war der Geselligkeitstrieb verhältnismäßig gering entwickelt. Jeder war durch seine Arbeit und seine Familie hinlänglich in Anspruch genommen; die geselligen Bedürfnisse wurden in der Hauptsache durch die Familienfeiern und Tanzlustbarkeiten befriedigt. Soweit ein „freundschaftlicher“ Verkehr vorhanden war, bewegte er sich vorzugsweise auf der Grundlage der „Freundschaft“, d. h. Verwandtschaft. Die mit einander verwandten Frauen des Dorfes besuchten sich von Zeit zu Zeit mit dem Spinnrad, ohne besondere Gastereien. Die gesamte Verwandtschaft, die einheimische und auswärtige, traf besonders bei den Kindtaufen zusammen. Erging einmal ohne diese Veranlassung eine Einladung, so nannte man das en güst Kinnerbær,³⁾ eine Kindtaufe ohne Kind, mit scherzhafter Übertragung von den güsten, d. h. trocken stehenden Röhren. Für eine derartige Bewirtung wählte man stets den Sonntag. Wiederholt wurde der Tisch gedeckt, und die Frau nötigte ohne Aufhören; zwischendurch spielten die Männer Karten; Hof und Feld wurde besehen, und die Nachbarn sagten: Meiers hebbt en grot Revue (bei M. ist große Besichtigung). Erhielt einmal die Freundschaft zweier Familien einen Riß, so wurde bei der

¹⁾ Stellenweise mußte diese sich durch eine amtliche Bescheinigung ausweisen, daß sie abgebrannt war. Eine derartige Bescheinigung hieß ein Brand-brêf. Veiläufig ist dies der Ursprung des studentischen „Brandbriefes“, bei dem der Student — sich selbst bescheinigt, daß er — abgebrannt ist.

²⁾ Eine bemerkenswerte Übereinstimmung zeigt sich in einem Hochzeitsbrauch des Kreises Kiel: die Braut mit einem Kissenüberzug und eine alte Frau des Dorfes gingen herum (auf Brutschopp) und luden ein; dabei bat die Braut um Geld und Federn, die Alte um Grüße und Mehl (Niederf. 8, 257).

³⁾ Mit Bezug auf die eingeladenen Verwandten brauchte man auch den Ausdruck gester êrn (Gäste sein).

ausgedehnten Verwandtschaft natürlich leicht der größte Teil des Dorfes in den Streit mit hineingezogen; dann spotteten die Unbeteiligten: wenn dat grot Ei (dieses große Ei) kaput geiht, stinkt dat oewer't gånze Döörp.

Die Zeit geht im Kreislauf der Ernten dahin, die Kinder wachsen heran. Neben der Frau schafft stetig der Mann. Sein Tun gehört in erster Linie der Landwirtschaft; er muß „hinaus“, und „drinnen waltet die züchtige Hausfrau“, das gilt nicht nur vom bürgerlichen, sondern auch vom bäuerlichen Hause. Da von der Verteilung der eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeit und den Aufgaben des Bauern in dieser Hinsicht schon früher gesprochen worden ist, mußte er in diesem, der Arbeit am Herd und im Hause gewidmeten Abschnitt zurücktreten. Aber eins muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, daß der Bauer der Heide stets selbst mitarbeitete; die Arbeit war ihm zur zweiten Natur geworden; ohne sein beständiges Mitarbeiten hätte der Hof bei den Verhältnissen der Heide überhaupt nicht bestehen können.

War der Älteste heiratsfähig, so pflegte der Vater, wie wir schon sahen (S. 159), am Tage der Heirat an diesen abzugeben; weit seltener war der Fall, daß er dat Inneement un dat Utgewent noch behielt, d. h. die Wirtschaft noch selbst weiterführte. Er zog sich mit seiner Frau auf den Altenteil (dat Olen-del¹⁾) zurück und hieß nun Ol-vader und sie Ol-mudder. Man sagte auch von den beiden: se sit't nu up den Proem, wobei Proem, eigentlich das Einkommen eines Pfarrers (S. 251), die den Altenteilern zustehenden Ansprüche meinte. Große Forderungen wurden von ihnen nicht erhoben, das unterblieb schon mit Rücksicht auf den Bestand des Hofes (S. 159). Daß der Altenteil bei der Übergabe des Hofes, also gewöhnlich bei der Verheiratung des ältesten Sohnes, vereinbart wurde, haben wir früher gesehen. Einen Begriff von dem, was die sich zur Ruhe setzenden Alten verlangten, vermag die abgedruckte Ehestiftung (S. 162f.) zu geben. Wie hier, bedangen sie sich oft die kleine Stube aus für den Fall, daß sie sich „mit den jungen Leuten an einem Tische nicht vertragen konnten“, seltener

¹⁾ Im Mnd. lif-tucht, lif-gebinge.

wurde für diesen Fall das Häuslingshaus als Wohnsitz, freien Set (Sitz) in'n Hüffelhus, beansprucht. Zum Bestreiten kleinerer Ausgaben ließen sie sich in der Regel kein bares Geld zusichern, sondern eine bestimmte Ausfaat in Hafer oder Buchweizen. Wurde aber einmal eine besondere Forderung¹⁾ aufgestellt, so wurde sie unter Umständen mit der bekannten niedersächsischen Zähigkeit aufrecht erhalten und führte vielleicht zu ernstern Zerwürfnissen. So haben in einem Falle die Alten bei der Übergabe des Hofes für sich besonders wöchentlich ein Pfund Butter und jährlich ein Schaf ausbedungen, und über dem Pfund Butter und dem Schaf ist die ganze Verlobung zurückgegangen.

Der Lebensabend der Altenteiler war oft wenig glücklich. We ward nich estemert (geachtet) oder Dat Beste is, wenn de Olen afgewen hebbt, se ward in Swattsur fakt, das waren gewöhnliche Klagen. Und doch machten sich die beiden noch nach Kräften nützlich. Freilich an der „Morgenzeit“ pflegten sie noch nicht teilzunehmen, sie standen erst später auf und tranken dann Kaffee, den das Mütterchen bereitete. Aber den übrigen ganzen Tag arbeiteten sie mit. Die Großmutter wartete die Enkelkinder und wiegte und sang sie tagaus tagein in den Schlaf, bis sich ihr selbst die Augen zum letzten Schläfe schlossen, und Großvater arbeitete draußen in Kniehose und Zipfelmütze, bis ihm der Tod das Beil oder die Heidesichel aus der Hand nahm.

Langsam nähert sich, indem ein Nachbar das eine Pferd am Zaume führt, der schmucklose Leiterwagen mit dem Sarge dem Kirchdorf. Für den Gruß der Begegnenden danken vom Wagen die verweinten Gesichter mehrerer Frauen, die auf Strohbunden sitzen, während der mit einem weißen Laken (Lit-laken, d. h. Sarglaken, von dat Lit der Sarg) bedeckte Sarg auf Strohwiepen ruht.

¹⁾ Dahin gehört auch die Ausbedingung einer „eisernen Ruh“, d. h. einer mellenden und nötigenfalls durch eine andere zu ersetzenden Ruh. Sitte und Ausdruck waren weit verbreitet, vgl. die iserne Rau in Ostpreußen (bei Frischbier I 441).

Die Frauen sind dicht in weiße Laken (Not-laken,¹⁾ auch Doden-laken, witte Laken, Fig. 40) gehüllt, und während ein Windstoß die Laken lüftet, wird ein weißes Tuch (Vost-dof) sichtbar, das Hals



Fig. 40. Im Nottaken. Aufbruch zu einem Begräbnis.

und Brust bedeckt und das einförmige Schwarz des Tuchkleides grell unterbricht. Diese Frauen sind die nächsten Verwandten des Toten; hinter dem Sarge schreiten andere weiße Frauengestalten, die der weiteren Verwandtschaft und der Bekanntschaft. Zur Seite

¹⁾ Im Nbd. läßt sich nôt-wech vergleichen, d. h. der Weg, den man nur in Notsfällen, besonders bei einem Begräbnis, benutzte, übrigens ein auch in der Lüneburger Heide stellenweise bis in die neuere Zeit geübter Brauch. — Das Litalen und Nottaken begegnet ebenso wie im Nordwesten der Heide in der ostwärts nach der Elbe gelegenen Winsener Marsch, wie

und dahinter gehen, zum Gegengruß die hohen Filzhüte bedächtig lüftend, die Männer. Jetzt ist das Dorf erreicht; das Geläute beginnt; am Eingang des Kirchhofes setzen die Träger den Sarg auf die Bahre (de Böhrn). Zur Gruft schreiten, dem weißbehängten Sarg voran, der Pastor und der Küster mit einer Anzahl singender Schulkinder,¹⁾ die Männer und die weißen Frauengestalten folgen. So sah vor etwa sechzig Jahren ein Begräbniß im Nordwesten der Heide aus, so hat es dort Jakob Gensler gesehen und 1839/40 in seinem „Kirchhof“ (jetzt in der Kunsthalle zu Hamburg) verewigt.

Nach der Bestattung wurde das Sarglaken von der Totenfrau zusammengenommen wieder auf den Wagen gelegt oder, bei einer Beerdigung aus dem Kirchdorfe selbst, in das Trauerhaus zurückgebracht. Bei einer öffentlichen Beerdigung schloß sich ein Trauergottesdienst an, bei der die Frauen ebenfalls im Notlaken erschienen; auch in der Heide herrschte der weithin in Deutschland nachweisbare Brauch, daß bei diesem Anlaß die wichtigsten Daten und Ereignisse aus dem Leben des oder der Begrabenen (ihre „Personalien“) zur Verlesung gelangten.

Das Notlaken gehörte zur Aussteuer. Die Braut spann und webte es eigenhändig aus dem besten Flach, nähte es dann aus zwei Bahnen (jede von etwa 1,80 Meter) zusammen und säumte es oben schmal und unten breit. Das Laken wurde bei Beerdigungen so „um den Kopf gebunden“: Die Frau schlug die obere Kante breit nach innen um und legte das Laken so über den Kopf,

mir Herr Müller-Brauel mitgeteilt hat. Diefelben Laken kannte man aber auch in den westlichen und südlichen Gegenden der Heide, bei Soltau ebenso wie bei Celle; für die Vogtei Wahrenholz (östlich von Celle) bezeugt sie ausdrücklich G. Wrede (Niederf. 10, 204) mit dem Zusatz, daß sie später durch schwarze, vorn mit einem weißen Tuch überbundene Mützen ersetzt worden seien. Solche aus feinem Stoff hergestellten weißen Tücher scheinen im Laufe der Zeit in manchen Kirchspielen der Heide an die Stelle der Laken getreten zu sein, z. B. (nach einer Mitteilung des Herrn Dehning-Celle) in Hermannsburg, Müden, Sülze, Bergen bei Celle, Wiegendorf, Kunster bei Soltau. Diese Tücher pflegten dann auch im ganzen Trauerjahre getragen zu werden; je breiter der Saum, je tiefer die Trauer (brät-sömte, small-sömte Böker).

¹⁾ Bei einer sogenannten stillen Beerdigung fiel das Singen fort.

daß es das Gesicht dicht umrahmte und die Stirn bedeckte. Beim Zusammennehmen entstand an jeder Schläfe eine Falte; unter dem Kinn wurde das Laten mit einer Nadel befestigt und vor der Brust mit der Hand zusammengehalten. Nach dem Tode sollte der Leichnam der Besitzerin in das Laten eingenäht werden; auch für ihren zukünftigen Mann fertigte die Braut ein Notlaten.

Dem Gebrauch des weißen Trauerlatens begegnen wir auch bei den Slaven, der Spreewälderin sowohl wie der Bewohnerin des hannoverschen Wendlandes, ja bis zu den Südslaven läßt sich eine ähnliche Begräbnistracht verfolgen. So hören wir in einem zwischen 1672 und 1710 niedergeschriebenen Bericht¹⁾ über ein wendländisches Kirchspiel folgendes: „Im Kirchspiel Waltersdorf (vielmehr Woltersdorf) wird der Tote auf einen Wagen gesetzt, da dann einer eine Hand voll Stroh anzündet und den Pferden vorwirft, worüber sie gehen müssen. Auch setzen sich zwei Weiber auf den Wagen, an jedweder Seite des Sarks eine, behangen sich mit einem Laten, heulen und schreien gar jämmerlich auf wendisch.“ Hier erscheint also die Sitte des Trauerlatens in Verbindung mit wendischen Klageliedern und dem sicher auch uralten Brauch des vorgeworfenen Strohfeuers. So ist ohne Zweifel auch das Notlaten der Heide auf einen rein volkstümlichen Ursprung zurückzuführen und reicht ebenfalls in sehr alte Zeit zurück. Und läßt sich eine einfachere Trauertracht denken? Einen Wocken und eine Spindel zum Spinnen, ein Webetau und die wärmenden Sonnenstrahlen zum Bleichen — das alles hat das alte Niedersachsen ebenso gehabt wie seine slavischen Nachbarn. So ist, während die germanisch-slavische Brautkrone auf kirchliche Einflüsse zurückgeht (S. 140), das lüneburgisch-slavische Trauerlaten volkstümlichen Ursprunges, und die Kirche hat die volkstümliche Sitte hier gewähren lassen.

Nach Weinholds Ansicht ist die deutsche Trauerfarbe des Mittelalters und bereits der vormittelalterlichen Zeit das Schwarz gewesen. Hier taucht nun in einer rein germanischen Gegend das Weiß als volkstümliche Trauerfarbe auf. Allerdings befinden wir uns hier in einer Grenzgegend, in einem Gebiet, in dem seit uralter

¹⁾ Arch. f. slav. Ph. 22, 120.

Zeit die Germanen und ihre slavischen Vetter als Nachbarn gegessen haben, und so ist es sehr wohl möglich, daß die weißen Laken der Heide in sehr alter Zeit von den Slaven her übernommen worden sind. Um klar in der Sache zu sehen, müßte zunächst eine andere Frage sich beantworten lassen, ob die gleiche Volkssitte sich weiterhin über Deutschland erstreckt hat.¹⁾ Auf jeden Fall ist der bis in die Neuzeit so zäh festgehaltene Brauch in volkskundlicher Hinsicht höchst beachtenswert.

Das ebenfalls von der Braut eigenhändig hergestellte²⁾ Sarglaken war breiter und länger; es hatte drei Bahnen und jede etwa 2,80 Meter Länge. Nur ärmere Familien besaßen kein Sarglaken und liehen sich eins bei einem Todesfalle.

In den beiden Totenhemden,³⁾ die auch in der Brautzeit genäht wurden, durfte kein Name stehen; andernfalls würde der Name der Familie mit zu Grabe getragen worden sein. Noch heute löst man, wenn ein gewöhnliches Hemd als Totenhemd verwendet werden soll, den Namenszug heraus. Wenn der Mensch mit dem Tode ringt, erleichtert, wie in Moissburg geglaubt wird, das unter den Kopf gelegte Totenhemd ihm das Sterben; in das Totenhemd fallende Tränen nehmen dem Toten die Ruhe. Die beiden Totenhemden lagen, mit den Nottaken und dem Sarglaken zusammengebunden, im Koffer der Bäuerin.

Die Genossenschaften hatten stellenweise ein besonderes Bahr-

¹⁾ Von dem hier besprochenen Weiß ist durchaus dasjenige zu trennen, das in den neueren Volkstrachten erscheint und lediglich auf Modeströmungen zurückgeht. Ich beabsichtige, an einer anderen Stelle über Weiß als deutsche Trauerfarbe zu handeln; der von mir gesammelte Stoff ist zu umfangreich, als daß hier näher auf den Gegenstand eingegangen werden könnte. Ich habe hier nur beigebracht, was mir zur Würdigung des eigenartigen Brauches notwendig zu sein schien. Auch auf dem katholischen Nieder-Eichsfelde waren nach Schambach (Götting.-Grubenhagensches Idiot. unter Kerkenlaken) die leidtragenden Frauen bei Begräbnissen und beim Kirchenbesuch mit weißen leinenen Tüchern oder Betttüchern angetan; es würde von Wert sein, Näheres über diese jetzt wohl ausgefordene Sitte des Eichsfeldes zu erfahren.

²⁾ Vorausgesetzt natürlich, daß in ihrem zukünftigen Heim keins vorhanden oder ein neues erforderlich war.

³⁾ Das Totenhemd entsprach in seiner Form einem gewöhnlichen Hemde, es war aber länger, stellenweise von doppelter Länge.

tuch. So benutzen bis heute diejenigen Familien der Dörfer Hollenstedt, Emmen und Wohlesbostel, die das Holz gemeinsam besitzen, bei Begräbnissen ein schwarzes Tuchlaken neben dem weißen; ein kleineres schwarzes Laten ist für Begräbnisse von Kindern bestimmt.

Mit der Zeit erfolgten bei der Bestattung verschiedene Änderungen. So drang unter der Herrschaft neuerer Mode allmählich Schwarz als Trauerfarbe ein. Zunächst trat Schwarz als Halbtrauer dem Weiß gegenüber: bei Beerdigungen z. B. trugen hinfort die außerhalb der Verwandtschaft stehenden Frauen nicht mehr das Notlaken, sondern ein schwarzes Kopftuch, während die Witwe und die Verwandten sich noch des Notlakens bedienten und die Witwe auch im Trauerjahre außer dem weißen Brusttuche ein weißes Kopftuch zu tragen pflegte. Witt trurt deper as swatt, so drückte man vor etwa vierzig Jahren diesen Gegensatz in der Heide aus. Mit der Zeit wurde das Notlaken ganz verdrängt, und seit langen Jahren folgen selbst die nächsten Verwandten nur im schwarzen Kopftuch. Neben der Mode soll der Umstand, daß die Pferde leicht vor den weißen Laten scheuten, zur Abschaffung dieser beigetragen haben.

Eine andere Änderung bestand darin, daß seit den sechziger Jahren das Sarglaken nicht mehr über den Sarg gehängt, sondern beim Betreten des Kirchhofes über die Bahre¹⁾ gebreitet wurde. Man begann nämlich, auf die bis dahin aus fünf breiten Brettern und einem platten Deckel bestehenden, mit Kienruß gestrichenen und höchstens mit Speckschwarten etwas blank gemachten Särge größere Sorgfalt zu verwenden. Die Särge bestanden fortan aus dem Unterkasten und einem hohen Deckel, sie wurden lackiert und mit Metallschildern geschmückt. So ist der Grund der obigen Änderung ersichtlich: der Sarg, der Lack und die schönen Schilder sollten zur Geltung kommen.

Bemerkenswerter als die überall bekannten Vorzeichen eines Todesfalles (der bohrende Holzwurm, das nächtliche Bellen des Hundes und Schreien der Eule) sind die folgenden: Ein Maulwurf, der im Hause wühlt, deutet auf eine Leiche;²⁾ ebenso ein im

¹⁾ So auch bei den Leichen des Kirchdorfes selbst, nur erfolgte bei diesen, wie wir sehen werden, die Aufbahrung schon im Trauerhause.

²⁾ Der Maulwurfshügel ist das Vorzeichen des Grabhügels.

Winter blühender Baum. Wenn frühmorgens einem ein Tropfen Blut aus der Nase fließt, so tritt demnächst ein Trauerfall in seinem Bekanntenkreise ein. Übertriebene Habsucht ist ein Vörlat baldigen Todes: he is so raffig, he mag ok wol bald nog (genug) kriegen. Ein dreimaliges Klopfen zeigt einem Kranken den nahe bevorstehenden Tod an; es ist die Vorbedeutung des Klopfens, durch das der Sargdeckel geschlossen wird (Moisburg).

Dem Toten wurden von den beiden Totenfrauen (Anklirsch, aus Ankledersch zusammengezogen = Ankleiderin) Gesicht, Hals und Hände gewaschen. Dann nähten sie ihn mit einem langen Faden in das bis unter die Arme reichende Notlaken; unter dem rechten Arm wurde angefangen und die Nadel unter dem rechten Fuß im Leinen befestigt. Über das Notlaken zogen sie das Totenhemd. Das Gesicht wurde mit einem in Brannntwein getränkten Lappen (Brannwins-lappen) vor Verwesung geschützt, der Mund durch Bibel und Gesangbuch, die man unter das Kinn legte, geschlossen gehalten. Nachts wachten zwei Mädchen der Nachbarschaft und schützten die Leiche vor Ratten und Mäusen; ausgestreute Buchweizengröße unterstützte sie hierbei. Über der Leiche hing, vermittelt einer auf zwei Stuhllehnen gelegten Stange, das Lillaken, um die Eintretenden vor einem plötzlichen Anblick und seinen Folgen zu schützen. Sargbretter, gewöhnlich eichene, hatte man oft schon zu Lebzeiten sägen lassen und als Not-hult¹⁾ zurückgelegt. Während der Tischler den Sarg und die Mühennäherin den Sterbekittel (Doden-kiddel) herstellten, besorgten die Totenfrauen die Einladungen: Peters Mudder lett grüßen, Si müchen ehr doch de Ihr andon un Mandag Randag Kloß dre mit jüm ehren seligen Vader to Begrav (Begräbnis) gahn. Gleichzeitig wurden die in Aussicht genommenen Träger des Sarges besonders eingeladen, ebenso bei den nächsten Verwandten die Frauen (mit up den Dodenwagen to sitten). Der Sterbekittel bestand aus weißem Batist oder Shirting. Der Stoff hatte die Breite des Sarges; er wurde gefältelt und so über die Leiche gelegt und

¹⁾ Aus diesem wurde der Sarg in dem Trauerhause selbst hergestellt; der Tischler erhielt doppeltes Tagelohn. Wollte niemand „sich zum Sterben hergeben“, so wurde das Rotholz auch wohl gelegentlich einer Aussteuer zu Möbeln verarbeitet.

festgesteckt; der Ausschnitt am Halse und der Sargrand waren mit ausgezacktem Batist oder Schirting besteckt oder benäht. Bei Kindern und jungen Mädchen wurde der Sterbekittel mit künstlichen Blumen, bei den Kindern außerdem mit bunten (roten, blauen oder grünen) Schleifen versehen; auch erhielt das Kind eine der Blumen in die Hand. Bei Erwachsenen kamen Schleifen aus schmalen, schwarzem Atlasband an den Kittel. Als Kopfschmuck wurde den Frauen die Abendmahlshäube, den Männern eine weiße Zipfmütze mitgegeben. Der Tischler half den Totenfrauen die Leiche in den Sarg legen. Von den zuletzt benutzten Gegenständen¹⁾ wurde die neue Waschschale zertrümmert, das Branntweinsläppchen, der Kamm und der Schwamm kamen mit in den Sarg und fanden unten zwischen den Hobelspänen ihren Platz; ein anderer Teil der Hobelspäne war zum Stopfen des Kopflöffens verwendet worden. Ungeziefer, das sich etwa bei der Leiche fand, gab man in einer Federpose oder einem Glase mit; andernfalls wurde es im Hause unausrottbar.²⁾ Lag das Trauerhaus im Kirchdorfe, so wurde die Leiche auf der Diele aufgebahrt;³⁾ das Holen der Bahre fiel zwei Nachbarn zu. Das Liktaken blieb auch jetzt über der Leiche liegen; erst wenn die Freundschaft dem Toten die Hand zum Abschied geben wollte, wurde es fortgenommen. Bis dahin hatte der Deckel daneben gelegen und zwei Leuchter mit brennenden Lichtern getragen. Während der Tischler den Sarg schloß, wurden die Lichter von einer Totenfrau zurückgestellt, um auszubrennen. Vor der Beerdigung erfolgte eine einfache Bewirtung der Gäste, gewöhnlich der Freundschaft in der Nebenküche, der übrigen in der Wohnstube;⁴⁾ nach dem Begräbnis wurde das Trauerhaus nicht wieder aufgesucht. Nach der Leichenfeier, die

¹⁾ Profane Wiederbenutzung hätte die Ruhe des Toten gestört, das war anscheinend der Grund des Zertrümmerns oder Mitgebens. Auch die Strohwiepen, auf denen der Sarg eines Außendörfers gestanden hatte, wurden auf der Heimfahrt weggeworfen oder verbrannt, und hierfür führt man noch heute als Grund an, daß andernfalls der Tote umgehen würde.

²⁾ In Moissburg herrscht ein ähnlicher Glaube: wer von einem Toten Ungeziefer bekommt, wird es erst dann wieder los, wenn er eine Laus (Erb-laus, Arw-lus) einem anderen Toten in einer Federpose mit ins Grab giebt.

³⁾ Die Leiche eines Außendörfers dagegen wurde, wie wir sahen, erst beim Betreten des Kirchhofes auf die Bahre gesetzt.

⁴⁾ Ebenso im Braunschweigischen, Andree S. 317.

bei offenem oder geschlossenem Sarge gehalten wurde, trug man den Sarg zur Großen Tür hinaus, derselben Tür, durch die der Tote einst bei der Hochzeit unter Musik seinen Einzug gehalten hatte. Hinter dem Sarge wurde aus einer Schale Wasser ausgegossen. In ganz alter Zeit durfte nach der Behauptung einiger ergrauter Einwohner die Leiche erst begraben werden, nachdem sie zuvor während eines Sonntagsgottesdienstes in der Kirche gestanden und „nochmals eine Predigt angehört“ hatte.

Wenn die Leiche freundliche Züge gezeigt hatte, so war das ein Zeichen, daß sie bald ein Familienmitglied nachholen würde. Die Fenster des Zimmers, in dem der Tote zunächst gelegen hatte, durften nicht sofort geöffnet werden, sonst würde er zurückgekehrt sein.

Wie die Tracht der Begrabenden, ist auch die der Begrabenen von der Zeit nicht unberührt geblieben. Die Sitte des Einnähens und des Sterbekittels ist fast ausgestorben. Die Erwachsenen werden im schwarzen Anzuge begraben. Auch hier hat das Schwarz als modische Trauerfarbe um sich gegriffen.

Auf den schmucklosen Erdhügel kam ein niedriger, viereckiger Leichenpfahl (Pahl); jede Fläche war etwa 11—12 Centimeter breit, oben lief der Pfahl nach einer Hohlkehle in einen spizen Regel aus. In das Holz war eine kurze Inschrift in altertümlichen Buchstaben eingeschnitten. Allmählich setzte man die bekannten höheren und breiteren Pfähle mit geringerer Dicke und mit schwarzer Inschrift auf weißem Grunde. Auf der Vorderseite standen die Daten, auf der Rückseite gewöhnlich ein frommer Vers oder Spruch; bei Kindergräbern war über ihm gern eine rote Blume angebracht. Empfindungen persönlicher Art auf dem Leichenpfahl zu äußern, liebte der verschlossene Niedersachse nicht; auch die in Vers und Prosa sich oft aussprechende Hoffnung auf ein Wiedersehen zeigt kaum persönliche Färbung. So hat denn auch wohl nur selten oder nie ein Grabdenkmal von dem gesprochen, was den Hauptinhalt eines Bauernlebens zu bilden pflegte. Die Arbeit, die redlich sich mühende und es sich sauer werden lassende, sie war die Grundlage des Bauernlebens auch in den hier geschilderten Gegenden, und mehr noch als die im ganzen einheitliche Arbeit des Mannes die vielseitige, mit dem Leben des Hauses und des Volkes inniger verwachsene Arbeit der Frau. Daraus erklärt sich, daß unsere

Darstellung des Volkstums die Frau und ihr Wirken so besonders betonen mußte. So mag denn diese Darlegungen auch ein altes Lobeswort auf das Schaffen der Frau beschließen. „Und reget ohn' Ende die fleißigen Hände“, sagt der Dichter von der deutschen Frau. In der Lüneburger Heide heißt es:

Frogensarbeit is behenn' (handlich, klein),
Awer dorüm (trotzdem) ohne Enn'.



Register.

- A**
- Abbauer [158](#), [172](#), [184](#),
[217](#) u. Anm. 2
- Abbrennen d. Hauses [3](#),
[38](#), [252](#) f.
- Abendmahl, Besuch d.
A. [251](#).
- Abendmahlstracht
128 f., [137](#), 143 f.
- Abendzeit = Abend-
essen [225](#)
- Abklopfungsfchein [160](#)
- Abort [216](#)
- Abzählreime [24](#) f.
- „Adam hatte sieben Söh-
ne“, Reigen [31](#)
- Adamsbaum, Nährar-
beit [47](#)
- Adel 160 f., [177](#), [216](#),
[217](#), [245](#) f.
- Ahorn [206](#)
- Ahren (Orafel) [43](#), vgl.
[248](#)
- Altoven [204](#)
- Altar [178](#), [182](#)
- Alte Land [82](#), [83](#), [194](#)
- Altenteil u. Altenteiler
[11](#), [96](#), [97](#), [102](#), [111](#),
[159](#), [162](#) f., [191](#), [203](#),
[204](#), [206](#), [222](#), [254](#) f.
- Ältermann [175](#) f., siehe
Brautvater
- Altkloster, Ortsname [46](#)
- Altvater [162](#)
- Anbauer [59](#), [158](#), [172](#),
[184](#), [217](#) u. Anm. 2
- Andacht [222](#), [225](#)
- Anerbe u. Geschwister
[159](#)
- Anrede [64](#), [184](#)
- Apfel, Sinnbild der
Fruchtbarkeit [176](#), auf
d. Fraualtar gelegt
ebb.
- Appel, Ortsname [233](#)
- Appelbeck, Papiermühle
[46](#)
- Armband [127](#)
- Armenfürsorge [176](#), [180](#)
- Artlenburg, Ortsname
[135](#)
- Arznei [247](#)
- Afchen möhm (Frau
Holle) [43](#)
- Atlasmütze [53](#), [128](#) f.
- Aue, Flußname [58](#)
- Aufgebot, das (vor d.
Hochzeit) [163](#) f.
- Aufzug (b. Weben) [115](#),
[116](#), [117](#), [118](#)
- Augenkrankheiten,
Volkmittel [38](#), [238](#)
- Ausgang d. Braut, f.
Braut. A. d. Bräuti-
gams [177](#)
- Außsteuer [86](#), [155](#), [160](#) ff.,
[163](#), [168](#) ff., [257](#), [259](#),
[261](#), Anm. 1
- B**
- Baden, vgl. Brotbaden
- Bachhaus [215](#), [216](#)—[220](#)
- Bachammer [220](#)
- Bachofen 87 f., [94](#), [157](#),
[216](#), 218—[220](#), im
Kinderspiel [20](#)
- Baken d. Flachses [94](#)
- Ballspiel [34](#), [38](#)
- Bamudder, Hebamme
[2](#)
- Bandjude [151](#)
- Bant [103](#), [201](#), [205](#).
- Bant u. Hochst [206](#)
- Bannen, f. Schüren
- Banfe [76](#), [215](#)
- Bardengau [160](#)
- Bardowick [83](#), [85](#), [132](#),
[143](#), [207](#)
- Barfußlaufen [20](#)
- Bartholomäi [238](#)
- Bauer [65](#), [66](#), [73](#), [74](#),
[77](#), [79](#), [97](#), [192](#), [221](#),
[223](#), [228](#), [232](#), [248](#),
[250](#), [251](#), [254](#). Ein-

teilung d. bäuerlichen Bevölkerung 216 f.
 Bauerlehne 217
 Bauer(n)bier 152
 Bauernregeln 74
 Bauersöhne 55
 Bauertöchter 55
 Baum, gabelförmiger, heilkräftig 8. Abgabe f. d. Fällen von Bäumen 245. B. im Winter blühend 261
 Baumzucht 208
 Beerenpflücken 45
 Begräbnis 255 -63
 Beiderwand 80, 81, 103, 120, 171. S. Kleidung
 Beleuchtung 196—198
 beminschen, sit = sich beweiben 157
 Bendestorfer Mühle 239
 Bergen, Ortsname 176, 257
 beschreiben 175
 Besen 63, 79, 201
 Besprechen 240
 Bestmell 204
 Betglocke 222
 Bettfinder (Konfirmanden) 53
 Bett, f. Buge
 Bettlaken 92, 94, 120, 183
 Bettler 176
 Bettnäßen 7
 Bevensen, Ortsname 43
 Bibel 261
 Bibelkiewer, gummierte Bildchen 53, Anm. 2
 Bienen 81, 224, Anm. 2
 Bienenkorb bei der Pfingstfeier 40, auf's Haus gesetzt 157, 212

Bienenrecht 57
 Bienenzaun 216
 Bier 174, 230 f.
 Bila', Zeit d. Lade 56
 Bilderbogen 46, 205
 Bindebaum 69
 Binderjacket 74 f., 123 f.
 Binsen (als Dochte) 196, 197
 Bispingen 58
Blantmügen 137, 138, 250
 Bleckede, Ortsname 87, 100
 Bleichsucht 7
 Blocksberg 43
 Blumen 21, 39, 40, 171, 182. Künstliche Bl. 164, 168, 174, 175, 262. Bl. auf Schachteln 135, auf Tellern 198, rote Bl. auf Kinbergräbern 263
 Blumenpflege 207
 Blut 240, 261
 Bock, Spiel 35 f.
 Bockhorst, Ortsname 190
 Bockrad 98
 Bockspringen 36
 Boden u. Bodenräume 76, 199 f., 208, 212, 215, 220
 Bokwetenjungen & Junggesellen, mit Buchweizen ausgelohnt 81
 Börnen, Eränken 76, 193, 214
 Börte 198 f., 204 f.
 Bostschœt, Brustschuß 2 f.
 Böttersheim 160, 162
 Brache 68

Braken, Brechen d. Hanfes 87 f., d. Flachses 94
 Brandbaum 207
 Brantweinflasche (Eingraben d. B.) 152, 187, 246
 Braut (beim Braken) 88, 154 ff., 158 ff., 164, 171. „Ausgang“ im Elternhaus 175 f. Auswerfen von Äpfeln u. Birnen 176. Trauung, weitere Hochzeitsfeier 177 ff.
 Brautbutter 88, 180
 Brauthemdgeld 160
 Bräutigamsjungfern 174 f., 176, 179
 Bräutigamsvater (älterer Verwandter d. B.) 176, 177, 178, 179
 Brautjungfer 3, 172, 174, 176, 177, 178, 179, 181, 202
 Brautkleid 129
 Brautkranz, f. Krone
 Brautkuß 162, 171
 Brautlaken (Spinngewebe) 156
 Brauttschatz 155, 160, 161
 Brauttracht 139 f.
 Brautvater (älterer Verwandter d. Braut) 175, 177, 178, 179
 Breiter Stein (Bredensten) 25
 Bremen 85
 Bremervörde 43
 Brennwasser 248
 Brietlingen 121
 Brinkfiser 59, 158, 184, 217 u. Anm. 2

Broche 126 f., 163
 Brotat u. Brotathäube
133, 135, 137, 172,
174, 183, 250
 Brot im Volksglauben
139, 156, 232
 Brotbaden 87, 215,
232 f.
 Brotwasser 222
 Bruch, Heilung d. B. 8
 Brückenpiel 26
 Brümme l, Knaben-
 spielzeug 22
 Brunnen 212 f.
 Brusttuch, f. Kleidung
 Bucco, Bischof, im
 Kinderliede 13 f.
 Buchbinder 46
 Buchenlauge, f. Holz-
 asche
 Buchweizen 74, 81, 227
 Buchweizengröße 222,
226, 228
 Buchweizenhonig 231
 Buchweizenkörbe 183,
223, 224
 Buchweizenmehl 118
 Buchweizenpfannkuchen
226, 227
 budde l n, mit d. Flasche
 nähren 4
 Bü t h o l t 120, 199, 249
 Buntweben 122, 123
 Burenreiß, Bauern-
 tanz 15
 Burma l, f. Gemeinde-
 versammlung
 Butter 234—6
 Butterblumen 21, 29
 Buttermilchwarmbier
 227
 Buttern 139
 Buße, Schlafgelaß 1,
198, 200, 203 f., 205,

206, 208, 209, 218,
219

Burtebude, Schaf-
 märkte 65

€

Celle 39, 43, 144, 257
 Charakter = eigensinni-
 ges Wesen 155
 Christus, f. Osterglaube
 56
 Cylinderhut 53, 143, 175

Ð

Dach u. Dachstroh 79,
193, 211, 212

Diensten, Dienstboten
 55

Dichtung: f. Dorfreime,
 Kinder, Rätsel,
 Spinnlieder. Ferner
168, 173, 187

Dickdrahtmuster 122

Diele 77 f., 94, 152, 153,
176, 179, 181, 188,
192, 195, 196, 200,
201, 208 f., 212, 214,
219, f. Lehmziele

Diemen, Haufe ge-
 hauener Heide- oder
 Grasplaggen 66 f.

Dingen, Name eines
 Herdes 193 f.

Dohnen stellen 36

Dohren 96

Dofnadel, f. Broche
 Donnerkraut 207

Döntjen 192

Doppelnamen 4

Dorf 36 ff., 88, 174, 185,
188, 252 f.

Dorfreime 110

Dorfteich 249

Drechsler 99

Drehorgel 110

Dreifuß 193

Dreitamm (Wollstoff)
121, 144

Dreimaßer 142

Drinkelputt, Topf
 zum Trinken 75

Drömt, dat = die
 Aufzugsenden 117,
 vgl. 116, 118 u. 229
 Druhewald, Name e.
 Waldes 58

Dünger 59 f., 60, 61, 64,
69, 73 f., 214

Düwels, d. bösen Gei-
 ster 38

€

Egge 68

Eheberedung 161

Ehebett 162, 169, 170,
177

Ehegatten, gegenseitige
 Anrede 184

Ehen, gemischte 155 f.

Ehestiftung 161, 162, 177
 Ehrenkleid 161, 162, 169,
175

Ehrentänze 180 f. E. d.
 Zimmerleute 187

Eichen 74, 208

Eichsfeld 259

Eiersammeln 39, 41, 152

Eierspeifen 226

Eija, Wiege 12

Eilen, Ahrenzacken 27

Eimer 213 f., 216

Eimi (Rätselspiel) 52

einheiraten 163, 177, 184

Einschlag (b. Weben)
 117 f.

Eisbahn 36

Elbmarisch, f. Winsener
 E.

Emmen Ortsname 40,
260
 Elbe 73
 Engel 42
 Erblaus 262
 Erbfolge 163
 Erbsen 74, 156, 227
 Erbsilber 240
 Erbtuch 9
 Ernte 69, 74 f., 226, 251
 Erntefest 152—4
 Escherlaten 121
 Esel, f. Kinder, uneheliche
 Essen (Benennungen d. Mahlzeiten, die Küche der Heide) 221—30
 Eteldot, Tuch mit Essen 75, 222
 Eulenloch 201
 Everstorf 243
 Ewe, Muttereschaf 63

F

Fachwerk 185
 Fallert (sch), Gevatter-
 (in) 2
 Fallsucht 239 f.
 Farben: bunte 123, dunkle u. hellere 129. F. d. Kronenbänder 139. Rot am Ristenwagen u. Hochzeitstag 168, 175, auf d. Leichenpfaß 263. F. d. Zeller 198. Anstrich d. Zimmers 202 u. 203, d. Wagenleitern 69, d. Ruhebant 204. F. d. Sterbekittels 262, siehe Schwarz, Weiß.
 Färben u. Färbetopf 94, 123, 124

Fasch, Fast, weiße Schwämmchen 9
 Fastnachtsabend 152
 Fabelur, Bivel'amour, Spiel 20
 Feder im Volksglauben 248
 Federvieh 77
 Feld 250, 253
 Feldhüter 250
 Feldscherer 236
 Feldsteine 191, 209
 Felgen 68
 Fensterln 157
 Festtage, erste 127, zweite 137
 Fett (Volksglaube) 243
 Feuer, Besprechen d. F. 240, d. laufende F. 241 f.
 Feueranmachen 192
 Feuerboden 191
 Feuerstätte, f. Herd
 Feuerstülper 190, 192
 Fibel 46
 Finger, Bezeichnungen d. F. 17
 Finkenstein, Spiel 24
 Fintel, Ortsname 90, 216, 217
 Fischermeier 41 f.
 Flachs 74, 76, 86, 90, 93 f., 120, 253
 Flett, Teil d. Hauses 99, 110, 112, 121, 145, 183, 188 f., 191, 192, 193, 195, 196, 198 f., 199, 200, 201, 202, 208, 209, 210, 212, 220, 228, 250
 Flieder 74, 237
 Flöten 22
 Flunkerkapotten (Hüte) 124

Forhem, Überjade, Sonntagsjade 142 f.
 Formeln 2, 56, 245 („beindid oder armdünn“), 261
 Frauen: regieren am letzten Jahrestag 41, am Sonnabendabend 80. — 74, 76, 90, 96, 97, 102, 111, 207, 213, 220—64
 Frê, Heirat 157
 Freierwerber 157 f.
 Fref, Teil d. Abendmahlstracht 128
 Freundschaft = Verwandtschaft 181, 182, 245, 250, 253 f., 262
 Frisur 99, 130, 133, 139, 202
 Fruchtfolge 68
 Frühzeit = Frühstück 222
 Fuchs aus d. Loch 23
 Fuhrmann 55, 81
 Futerhahn, Kartenspiel 20
 Ful Ei, Spiel 23
 Fürfad = Flett 196
 Fußbant 195, 205

G

Gabel 183, 206
 Gallenwet, St. Galuswoche 74
 Gallustag 228
 Gang (Webeausdruck) 112 f., 115
 Gänseaugenmuster 121
 Gänsefedern 170, 171, 204, 245
 Gänsehüten 20, 208
 Gänsezucht 244 f.
 Garbe 77, 79

Garn, Färben d. Wollgarns 94 f., Rochen d. G. 111 f., f. Haspeln, Scheren, Weben
 Garnwidel 18
 Garnwinde 118
 Garten 207
 Gastfreundschaft 152, 225, 248, 252
 Gatterfür 188
 Gaw', Geldgeschenk 6, 176
 Gebäd, besseres 233
 Gebätkonstruktion 209 f.
 Gebet = Deklamation 166, 186, vgl. Bettfinder 53. Im kirchlich-religiösen Sinne 7, 186, 222, 223, 243, 250
 Geburt 1 ff.
 Geisterglaube 38, 172
 Gelack, Spinnstube 102
 Geld 83 f., 250
 Geldgeschenk 173, 180, 187, f. Gaw'
 Gemeinde, Entwicklung d. G. 57 f.
 Gemeindeversammlung 57, 164, 250 f.
 Gemeinbewald, f. Markgenossenschaft
 Gemüse 74, 228
 Genossenschaften, f. Holzgenossenschaften
 Genoveva 46, 56
 Gensler, Jakob 257
 Geräte, landwirtschaftliche 68 ff.
 Gerichtsstand 217
 Gerste 230
 Gesangbuch 7, 53, 127, 139, 261

Gefelligkeit 253 f.
 Gesinde 55 ff., 195, 221, 251, f. Knecht, Magd
 Gest = Wärme 226
 Gesundheitspflege 247, f. Heilmittel
 Getreide 69, 74, 208, 212, 215, 216, 220, f. Hafer, Roggen
 Gevattern 2 f., 6
 Gewitter 207
 Nicht 241
 Giebel 186, 192
 Giffel, große Holzgabel 50
 Glascheiben, gemalte 186
 Gliederreihen 8
 Glinfchen, Dapingleten über d. Eis 36
 Glückwünsche 180
 Gó, Markt 57
 Goethe (Anklang eines Sprüchwortes) 236, Anm. 1
 Góhrde 40
 Goldbecker Mühle 238 f.
 Gottesgeld, Mietsgeld 56
 Grapen 191, 199, 213
 Grasseßen 38
 Grashof 208
 Grauen, Ortsname 250
 Grenzmarke 189
 Grenzverrückung 57
 Großmudder Góhteldot, Spiel 23
 Grüner Donnerstag 38, 53, 127, 228
 Gürtel 125 f.
 H
 Haar 241, rotes H. 154, f. Frisur

Haarfchneiden 64
 Haarwirbel 9, 237
 Habsucht im Volksglauben 261
 Hadelö, Häterling 66, 79
 Hafer 81
 Hafergrüße 222, 229
 Hagen (Hecke) 44, 249
 Halbhöfner 161, 172
 Halbwolle 120, 142
 Halesöbostel 40, 81, 164, 243
 Hamburg 16, 73, 83, 85, 246, 257
 Hamburger Bier 230 u. Anm. 1
 Hammel, bei d. Pfingstfeier 39 f.
 Handarbeitsunterricht 46
 Handeln u. Händler 135, 247
 Handtuch 121 f., 198
 Handwerker 91, 163, 170, 186 f., 228, 233, 234, 247, 261
 Handwerksburſche 110, 247
 Hanf 76, 81, 86—93, 94, 120, 121, 253
 Hanstedt 130
 Harn, b. Färben benutzt 94, als Bindemittel f. d. Lehm 64
 Haselnüsse 243
 Haspeln 97, 101 f., 169
 Hattspann, Herzbe-klemmung 9, 237
 Hauben 83, 86, 103, 172, 250, 262, siehe Kopf-tracht
 Haubenbänder 83, 133, 136 ff., 138

- Haus: D. S. u. f. Ein-
richtung 188—220, f.
Häuslingshaus
Hausbau 159, 214, siehe
Husbbörn
Haus- u. Schutzbrief 205
Haushaltsgeld 246
Hauslauch 207
Häusling u. Häuslings-
frau 59, 66, 74, 90,
110, 111, 158, 172, 184,
217, 232
Häuslingshaus 216 bis
220, 255
Hausmittel, f. Heilmittel
Hausnamen 183 f.
Hausrat 198 f.
Hauswirtschaft 82 f.
Hebamme 2, 3, 4, 8
Hecheln 92
Heck, dat = die Ein-
fahrtsporte 168
Hede 86, 88, 90, 91, 92,
102, 121
Heidwige = heiße
Weten 233
Heide, als Teil d. Mark
58 f. Sand-, Moor-
heide 66 f. — 61, 69 f.,
215, 217
Heide = ungetauftes
Kind 6
Heidebefen 63
Heidebürste 63, 235
Heidehauen 66 f., 73
Heidendreck, der
Stuhlgang Ungetauf-
ter 2
Heidhümpel, Heide-
hauen 69
Heidlehn, z. Heide-
hauen 66
Heidmark (Teil d.
Vineb. Heide) 121
Heidschnucken 61
Heilmittel 207, 208, 236
bis 242, siehe auch
Vollsglauben
Heimweh 182
Helgolänner (Hüte)
124
Hellsjäger 44
Hellscherei 43, 242 f.
Hemb 47, 80, 97, 120,
122. Von der Braut
geschenkt 172. Volks-
glaube 248
Herb 79, 94, 183, 200,
218—20, 246. Tanz
um ihn bei d. Hochzeit
183. Geschichte d. S.
189—95
Hermannsburg 81, 127,
129, 251, 257
Heu 69, 74, 76, 200,
201, 208, 212
Hexen 8, 37, 43, 239
Hexenkruz, Bärlapp
9, 240
Hille, d. Raum über d.
Kuhstall 79, 211, 212
Himmelsbrief 205
Hirtenleben 38 f., 60, 63
Hittfeld, Ortsname 2,
88, 248
Hochdeutsche, das: Ein-
flüsse d. S. 184, 188,
208
Hochzeit 121, 134, 136,
159, 163—83, 233,
263
Hochzeitbaum 171
Hochzeitbitter 3, 164 f.,
172, 174, 180, 181, 182
Hochzeitgeschenke
173 f., 175, Anm. 2,
198, 202, 249
Hocke (zehn Garben) 77
Hof: Übergabe d. S. 159,
199, 254. Einteilung
d. Höfe 217
Hof, de lütte = Ge-
müsegarten 74
Höfner 216, 245
Höftständer 112, 121,
189, 198, 200, 209 bis
211
Holden: Verehrung d.
S. 208
Holland u. Seeland,
Spiel 23
Holle, Frau S. 43
Hollenbeck, Ortsname
208
Hollenstedt 25, 81, 135,
140, 159, 168, 208,
215, 217, 251, 260
Hollinde, Ortsname 268
Hollunder 208
Holtung, Gemeinde-
versammlung 57
Holtorf 208
Holvede, Ortsname 81,
208
Holz: Holz geliefert
57 f., 215
Holzafche 111, 120, 204,
248
Holzgenossenschaften
57 ff., 171, 215 u. Anm.
1, 259 f.
Holzinteressenten 59
Holzordnungen 57
Honigbier 231
Hopfen 230
Horn, Kuhhorn 59, 250
Hufeisen, Annageln d.
S. 38
Hühner 224, 244
Hühnerglaube 244
Hüt, de = das Zäpf-
chen 237

Hund, im Volksglauben
 8. Dull Hund,
 Kinderspiel 23
 Hundennamen 45
 Hür, Miete 66
 Hürden 62
 Husbörn, Nichtfest e.
 Hausfes 185f.
 Hut 248, Anm. 1, 251,
 257, f. Kopftracht

S

Smler 55, 81
 Industrie u. Tracht 82f.
 Insofern, dat = Stall-
 fütterung 62
 Irrlicht, vom Erblicht
 verschieden 243
 Jagd 57
 Jakobsdag, Jakobi 74
 Jarskauken, von der
 Braut u. d. Kranz-
 jungfern gespendet
 176
 Jesteburg 135
 Johannistag 8, 9, 74,
 237, 238, 240, 241
 Jürden (dull S.),
 Spielzeug 22
 Jus primae noctis 160

R

Raffee 225
 Kalender 46
 Kaltes Fieber 8
 Kamin 195
 Kamm (b. Weben) 114,
 117
 Kammerdok, Vatist
 151
 Kammerm 200, 206, 209,
 219
 Kammsutteral 202

Kanjés, Kind Jesus 42
 Kanjésloken Weib-
 nachtsluden 42
 Kantiljen 137
 Kanzel, von d. R. poltern
 164
 Karfreitag 38
 Karlstein (nach Karl d.
 Gr. genannt) 246
 Kartenorakel 25
 Kartenspiel 20
 Kartoffeln 76, 81, 88, 195,
 203, 221, 222f., 225,
 226
 Käse 235
 Kasper 48
 Kaffeltüg, Taufkleid 3
 Kattenkés, Dolden d.
 Malve 21
 Kagenfüttern 156, 224
 Kaufmann 46, 65, 129,
 135, 202, 231, 247
 Keller 199, 234, 235
 Kessel 111, 175, 190,
 191f., 195, 200, 225
 Kesselhaken 79, 189, 190,
 191, 193
 Ketten (silberne
 Kern) als Schmuck
 126f., 139
 Kettenreim 15
 Kief, s. Wärmen d.
 Füße 4, 73, 195f.
 Rienspan 191, 192, 196
 Kiepe 71
 Kiepenbauer 246
 Kinder: 1 ff. Lieder u.
 Reime 11 ff. Kleidung
 17f. Spiele 16—36,
 mit Gesang und Tanz
 25 ff. Feste 36f. Schule
 45f. Rätsel 48f. R.
 im Sprüchwort 9, 18.
 Uneheliche R. 160

Kinderspiel, melodische
 Einförmigkeit d. R.
 33f.
 Kindtaufe, f. Taufe
 Kindtaufseute, f. Ge-
 wattern
 Kirche u. Volksleben: G.
 Geburt, Taufe, Kirch-
 gang, Konfirmation,
 Hochzeit, Begräbnis.
 Ferner Abendmahl,
 Andacht, Betglocke,
 Bibel, Gebet, Gesang-
 buch, Küster, Pastor,
 Pfarrhaus, Pflicht,
 Postille, Siebenstern,
 Sonntag, Volksfite
 Kirchenbesuch 249
 Kirchensteuer 217
 Kirchgang d. Mutter 7, 8
 Kirchhof 38
 Kirchspiel u. Tracht 85f.
 Kirchtracht 127f., 134,
 136f., 138, 143f.
 Kirchwagen 69
 Rissen 171, 172. D. „gro-
 ße R.“ (Stück d. Aus-
 steuer) 3f., 10, 170
 Riste = Brautriste 162,
 169
 Ristenpfand 161, 162,
 169
 Ristenwagentag 168
 Riwitt, Knabenspiel-
 zeug 22
 Kleiderordnungen 84
 Kleiderschrank 170, 172
 Kleidung 1, 17f., 53f.,
 75, 80, 122—44. Kl.
 u. wirtschaftliche Ver-
 hältnisse 83f., 129f.,
 135, 138, f. Begräbnis

Klingbüdelsmüs, Zippelmüse 17, 143, 262
 Klöben, Gebäck 233
 Klöße: 223, 225. Grote Klüten 179f. Klütenflock (Zetglocke) 222
 Knaben: f. Kinder
 Knabennamen 4
 Knecht 55 ff., 66, 71, 73, 74, 77, 79, 80 f., 88, 97, 103 f., 120, 145, 172, 188, 192, 232, 249. Großknecht 85 f., 72 f., 247. Kleinknecht 61, 65
 Knittel, beim Wählen 24, Berufszeichen 250
 Knopfpiele 34 f.
 Knüppelsmüs 136, 137, 250
 Kochen, f. Essen
 Köchin, Schwarze K. (Reigen) 30. Bei d. Hochzeit 167, 172, 176, 179, 180
 Kock, Spiel 35 f.
 Koffer 56, 120
 Kobl 228
 Kockitt, Gummitischer 4
 Kokenplatten, Kuchenplatten 153
 Kolif 238
 Kolfchal, Kalfschale 43
 Konfirmation 53 f., vgl. 251
 Konfirmationshaube 53, 128 f., 137
 Kopfnadeln 127
 Kopftracht 124, 129 bis 139, K. d. Männer 130, 143

Kornbehälter 79, 201
 Kornboden 79, 90, 201, 230
 Köst = Hochzeit 164
 Kötner 158, 216, 217 u. Anm. 2, vgl. 252
 Kragen 120, f. Kleidung
 Krähenfuß (Bärlapp) 9
 Krämpfe 9
 Krankheit, geht in Baum oder Strauch über 8, vgl. 240 f.
 Kranz 21, 40, 41, 58, 164, 174. Kr. d. Braut 139, 156
 Kranzmädchen 186 f., vgl. 179
 Kreifel 22
 Kreuzweg 43
 Kringlekranzreigen 29
 Krone d. Braut 139 bis 142
 Kronsbieren 226
 Kros (Biertrug) 145, 198, 231
 Kruß, Brett mit Stiel zum Schneescharren 62, vgl. 232, an d. Haspel 101
 Krüsel 191, 192, 196 f., 205
 Küche 195, 198
 Kuchen 42, 233
 Küchenlieder 172 f.
 Kuckuck 21, 230
 Kuckuckstuhl 21
 Kufferdag, weißer Sonntag 56
 Kugelfangspiel 18 f.
 Kub, eiserne 255
 Kubstall 200, 209
 Kubhirte 45, 57—61, 65, 80, 97
 Kubnamen 45, 52

kunkeln = heimlich handeln 247
 Küster 177, 178, 251 f.
 Küsterschule 53
 Kütbüten = heimlich handeln 247

L

Lade 56, 90, 170, 198, 201, 206
 Laken (Zuchstoff, aus Wollegewebt) 84, 121, 138, 144, f. Bett-, Notlaken
 Lampen, brennende 156
 Landflach 80, 86
 Landschaftsbild 208
 Landstraße 144
 Landwirtschaft 65
 Lange, Heinrich, Pastor, Verf. d. Hollenstedter Weistums (um 1533) 215
 Langeloh, Ortsname 96
 Latein: Einflüsse d. L. 6, 24
 Lauch 221, 226
 Lebenslichter 180, 181
 Lebensorakel 21
 Legde, unbenutzt liegendes Land 68
 Lehmziele 64, 117, 188, 215
 Lehnstühle 170 f., 172, 173, 180, 181, 204, 205
 Lehrer 46, 53, 174, 180, 192
 Leichenpfahl 263
 Leierkastenmann 110
 Leinen 79, 80, 86 ff., 120 f., 169, 170, siehe Kleidung
 Leinenhütte 120

Leinwand 170, 179,
vgl. 202
Lesebuch 46
Lichtmaß 111
Liebe 154 f., 156
Liebesorakel 25, 156
Lieder, f. Spinn-, Tanz-,
Wiegenlieder
Lifband, Gürtel 125
Lifhaken, Filigran-
schloß 125
Litlaken, f. Sarglaken
Lift (Webeausdruck)
114
Löffel, hölzerne 171, 183,
199, 206
Loeft, dat = Verlob-
ung 158, 159 f.
Lohnverhältnisse 80 f.
Löper, Spielfugel 18,
35
Luffen, Gebäc 233
Lube, Flußname 58
Lute 218, 220. Im
Volks glauben 9, 212
Lulei, Faulenzler 63
Lüne (Kloster) 129
Lüneburg (Regierungs-
bezirk), sik lün-
borgsch dregen 86
Lüneburg (Stadt) 84,
85, 86, 132, 134 f.,
141 f., 172, 230
Lürade 135
Lure 1

M

Mädchen, f. Kinder
Mädchennamen 4 f.
Magd 55 ff., 73 ff., 80,
81, 97, 98 ff., 120, 145,
172, 188, 192, 213,
222, 228, 232, 249,

250. Großmagd 71 f.,
76 ff., 87, 111 ff., 247.
Kleinmagd 76 f., 79,
111, 222

Magen 237 f.
Mähgeräte 70
Mahljahre 162
Mahltit, de grote
179, 187
Mahlzeiten, f. Essen
Maer 242
Maibraut 41 f.
Maibusch, Birkenrei-
fer 40
Maifeier 40
Malve 21
Männertracht 142 f.
Mantel 4, f. Schenlle
Mardel, Spielfugel 18
Maria, Mutter Maria,
Mädchenpiel 26 f.,
135
Marienkäfer 21
Martgenossenschaft 57 f.
Martgrenzen 57
Markt 151 f., f. Schaf-
markt
Marfsacht (Ober-,
Nieder-M.) 214
Marfschbauern, stadifche
70
Martini 20, 79
Martinsabend 39
Mast 57
Mastdarmaustritt 8, 238
Mastzeit 76
Maulschelle, Gebäc 233
Maulwurf 260
Mebdel, e. Gras 74
Melken 76, Anm. 2, 121,
242
Melodien im Kinderlied
33 f., vgl. 63
Messer 183, 206

Messerspiele 60
Met 231
Mietsgeld 56
Milchfieber 8
Milchschrank 204
Milchwirtschaft 199,
204 f., 225, 227, 234
bis 236
Mitgift 83 f., 155, 158,
159, 161 f., 172, 221
Mitternachtsstunde 38,
43
Modifche Einflüsse 82 f.,
125, 129 f., 132, 138 f.,
139
Modetracht 82 f.
Möhm (Möhme) =
Mutter 184. Vgl.
Sög-m., Raftand-
möhm
Moisburg, Ortsname 9,
43, 46, 161, 240, 241,
259, 261, 262
Mond 241
Moor 71 f., 212, 243
Moppe, Kopfbedeckung
1, 3, 17, 130 f., 138
Morgengabe 172
Morgenstern (Siebel-
verzierung) 186
Morgenzeit, erstes
Frühstück 77, 221, 226,
227, 255
Mudder Gripsch,
Sebamme 2
Müden, Ortsname 257
Münster, Ortsname 257
Mufit und Mufikanten
110, 186, f. f. Hoch-
zeit und Tanzmufit
Mufikantentifch 145,
147
Mufikinstrumente 145
18

Maed, Bauernleben.

Mützen 99, 130, 250,
f. Kopftracht und
Männertracht
Mützennäherin 1, 133
Myrte 139
Myrtenkränzchen am
Cylinder 175

N

Nabelstrang 8
Nachbarschaft 178, 181,
188, 228, 252 f., 255,
261, 262
Nachgeburt 8
Nägelschneiden 8
Nähen 38, 46 f., 251
Namengebung 3, 4 f.,
183 f.
Napp (Treier) 224
Naslans-mudder
oder Naslans-
möh, Nachbars-
frau, Begleiterin der
Braut bei der Trau-
ung 178, 249
Naturallieferungen 81,
255
Nebellappe 147
Nekereien 38, 110, siehe
Spottverse
Regenlock, Spiel 35
Neubauern 217
Neuhäuser Elbmarsch
138
Neujahrstag 44
Niederdeutsche Mund-
art 11
Ninive, d. Herr v. N.,
Reigen 28
Notenber, Genossen-
bier 79, 152
Notholz 261
Notklafen 256—61
Notweg 256, Anm. 1

O

Obst u. Obstbäume 208,
225
Ochsengeßpann 65, 66
Ochsenhirten 60
Ofen 192, 193, 200, 204,
218, 219
Ofenbank 97
Ohrringe 127
Oljohrsäwend, Eil-
vesterabend 43
Opfer 40 = Spende 176,
178
Orakel 42 f., f. Böriat
u. Liebesorakel
Orgel 177, 178
Ostereier 37
Osterfeier 36 f.
Osterglaube 37 f.
Otter, Ortsname 26

P

Pachtpreise 66
Palmarum 53
Pantoffeln 45, 80, 103
Panzen, de lütten,
kleine Mädchen 15
Papiermühlen 46
Pappmühle 17, 53, siehe
Kopftracht
Pascheier, Ostereier
37
Pastor 174, 176, 177,
178, 240, 251 f.
Paß (beim Einholen d.
Aussteuer) 168
Paten, f. Gevattern
Peduc, Kugelfangspiel
18 f.
Peijaz (Bajazzo) 48
Pentagramm 22
Perlen 135, 140
Pfandrecht 57

Pfanne 206, 221, 222
Pfannfuchen 88
Pfarrhaus 3, 7, 53, 140
Pferde 65 f., 70, 217,
233
Pferdegeschirr 70
Pferdekopf, Mädchen-
hut 75, 124, 152, am
Schwingblock 91, am
Webetau 117, am
Siebel, beim Nichtfest
geschenkt 186, am Neh-
men 189
Pfiingstfeier 36, 38 f.
Pfiingstglaube 38
Pfiingstknabe 38 f., 42
Pfiingstochse 40
Pflicht, Abgaben an
Pfarrer u. Küster
251 f.
Pflug 68
Phaethon 182
Pickern, Spiel 35
Pickfarm', swatte
P. 97
Pimpahl, Spiel 35
Pingsbötel, Pfiingst-
knabe 39
Plaggen 58 f., 60, 61,
66 f., 212
Platen, Schürze 124
Polsterabend 172
Por Armels, Rattun-
jädchen 1
Pose, Knabenspielzeug
22, zur Aufnahme von
Ungeziefer 262
Postille 46, 80
Prager, d. herum-
ziehenden Musikanten
110
Prinzmetall 125
Proewen = Präbende
251, 254

Puffer = Buchweizen-
pffantuchen 226, =
Topfuchen 233
Puppe 18, 171
Puppenspiel 48
Pustblom, Löwenzahn
21
Puttloß, Spiel 34f.

R

Rätsel 48f., 110
Rätselspiel 52
Raublammer, Teil d.
Eüneb. Seite 55, 63,
68, 81, 189, 225, 226,
241
Rauch, d. R. d. Herdes
183, 192f., 212, 220,
230
Rauchfleisch 222, 223f.,
230, 247
Rauchhaus 192
Rauchhuhn 246
Rauchgold 175, 202
Realgemeinde 59
Rechenunterricht 46
Regesbostel 240
Rehmen, de, d. Bal-
tenwerk über d. alten
Feuerstätte 189—192,
195
Reif, schadet d. Schafen
62
Reigen 26f., 33, 145,
146, 151
Reiheschule, Reihetisch
46
Reiten 70
Richtfeier, f. Husböörn
Ried (Reef, Querstange)
44, 120, 249
Ringeln 36

Roden 92f., 110, 111,
f. Spinrad
Roggen 74, 77, 79, 182
Roggenfeinmehl 118
Roggenkorn (Vols-
glaube) 156
Röllentee 238
Rose, Besprechen d. R.
240
Rosen = Gartenblumen
207
Rosengarten, Forsthaus
(bei Harburg) 246
Rost (Anstehen auf d. R.)
229
Rüben 228, Anm. 1
Ruhebank 204
Rump, Kleidungsstück
122, 123, 125
Rundstück 233

S

Saatzeit 65, 66, 77, 79
Sachsenroß 48, 198
Salat 227
Salbei 208
Salz 8, 139, 182, 240,
242
Sämereien 207
Sarg 243, 255—63
Sarglaken 255—7, 259,
260, 262
Sattelhof 217
Sauerampfer 20
Säugen 11, 183
Saugflasche 4
Schachtel, für Hauben
131f.
Schafe, Einheiden d. Sch.
62, 64
Schäfer 55, 61—65, 77,
80, 81, 97
Schäferkarre 62

Schafmarkt 65
Schafmist, heilkräftig
238
Schaffhaufel 61
Schaffhere 64
Schaffhur 64
Schaffstall 61, 65, 94
Schafzucht, f. Schäfer
Schap, Tannapfel 21
Schatulle (Schetull)
169, 172, 201f., 205
Scheeffel 146, 157
Schemlje (Mantel)
170, 249
Scheren d. Garns 112f.
Scheune 76, 152, 215,
216
Schießbüchsen 22
Schilleratzen, Wand-
schmuck 205
Schimmelreiter 42f.
Schinten 230
Schintenteller 75, 199
Schippern, Werffspiel
36
Schlachten 193, 199, 227,
228—30
Schlafgelaß, f. Buße
Schlitten 36
Schmuckfaden 56, 125f.
Schneeballen 36
Schneverbindingen 97
Schneizwert 205
Schnüren (b. Nähen) 75
Schornstein 192
Schreibunterricht 46
Schreien, Mittel gegen
d. Schr. 8, 9
Schriftfassengüter 217
Schuhe und Schuhwerk
45, 62, 76, Anm. 2,
80, 81, 125, 143, 191,
247

- Schulbücher 46
 Schule 45 f., 60, f. Lehrer, Küster, Konfirmation
 Schürken, Zahnkrämpfe 9
 Schürze 76, 79, 151, 157, f. Kleidung
 Schüssel, Brotschaufel 50, 232
 Schut', Schürze 76, 121
 Schwangerschaft 7
 Schwarz als Trauerfarbe 258—60, 263
 Schwarzfauer 183, 229 f.
 Schwefelsticken 192
 Schweinehirt 58
 Schweinemast 58, 81
 Schwibbogen, Zeileines Herdes 79, 193 f.
 Schwingen d. Hanfes (Flachses) 90 f.
 Sehnenverrentung 7
 Sense 70, 74 f.
 Sesselfrick, z. Schürfen der Sense 70, 74
 Sichel 66, 74
 Siebenstern 43
 Siebmacherin 247
 Silvesterabend 42, 43 f.
 Sippe, f. Ehrentänze u. Freundschaft
 Slavische Trauertracht 258 f.
 Sief, Kochlöffel 199, vgl. 235
 Sief, Nachgeburt 8
 Sludderbüg, Schlotterhose 64, 88, 92, 121, 142
 Smitten (Webeausdruck) 114
 Snippmüs, f. Kopftracht
 Snurrtafel, Knabenspielzeug 22
 Sögmöhm, Säugemühle (bei d. Taufe) 4
 Soldat 110
 Soltau 97, 230, 231, 257
 Sommerkühr 61
 Sonnabend: besondere Arbeit 79 f., 102, 110, 205
 Sonne 8, 37, ut de Sün braken 88
 Sonntag 80, 111, 249 bis 51, 253
 Sonntagstracht 125, 134, 136, 137, 143 f.
 Spangen 125, 143
 Sparren 210 f.
 spazieren 250
 Speicher 152, 216
 Speimi (Rätselspiel) 52
 Spiegel 202
 Spiele, f. Kinder
 Spielzeug 18 f., 22
 Spieß (der Hochzeitsbitter) 174, vgl. 165
 Spindelbaum 229
 Spinnelwart = Hanf u. Flachse 99
 Spinnen 44, 46 f., 48, 76, 79, 94, 99, 192
 Spinnewebe (grot Brutlaken) 156
 Spinnlieder 11, 103 ff., 144
 Spinnrad 98—101, 171
 Spinnstube 97, 102—110
 Spötkliker, f. Hellscherei
 Spottverse 6, 39, 63, f. Dorfreime
 Springen, als Ausdruck der Freude 27
 Sprunt (Webeausdruck) 114, 117, 118
 Spulen z. Spinnen 97, 100, 102, 111, zum Scheren 112, 119, zum Einschlag 117, 118, 119
 Spulenblock 97
 Spulrad 96 f., 117
 Staatswagen, der 175
 Stab als Zeichen der Herrschaft 177
 Stade (Regierungsbezirk) 67, 69, 86, 123, 124, 129, 156, 157, 238
 Ställe 79, 200, 209, 215 f., 218, 219
 Stallzeug 121
 Standesamt 177, 178
 Starsbeck, Papiermühle 46, 239
 Staubmühle 94
 Stechnadeln 53, 125 f., 128, 150
 Steinbeck, Ortsname 58
 Steinmauer 212
 Stern: der Orgel 178, Anm. 1 Zierde des Siebels 186, d. Rehmens 189
 Stiefelgeld 160
 Stiller Freitag 38, 127
 Stirnband 130—3
 Storch 160
 Streblagenspiel 25
 Streitfebern 245
 Strich (an der Haube) 134, 136 ff., 249
 Stricke, z. Einfahren 69
 Stricken 38, 48, 61, 63, 96, 97
 Strohhalm 244, 248

Strohkranz 40. Als
Unterfaß 190, 191, 225
Strohwiepen, nach der
Beerbigung ver-
brannt 262
Strümpfe 18, f. Stricken
Stuben 199, 200, 201
bis 207, 218, 219
Stuten, Gemmel 42,
233
Stutenwald 246
Suderburg 138
Sülze, Ortsname 257
Suppe 222, 227, 228,
231
Suppenkraut 74, 222
Sympthiemittel 2 f., 38,
239—42

T

Tacitus (Anklänge an
die „Germania“) 171,
208
Tagelöhner 66, 75, 90
Tageszeit, hohe T. im
Volks glauben 74
Taille, spitze 125
Tanz 110, 120, 125, 143,
145 f., 158, 174, 175,
176, 179, 182, 183,
186 f., f. Ehrentänze
Tanzlieder 14 f., 25, 144,
147—51
Tanzmusik 56, 134, 144 f.
Taschentuch 53, 127,
168, 175, 187, 249
Tau, der 75
Tau, dat = Gerät 111
Taufbeden 178, vgl. 205
Taufe 2 f., 73, 121, 253
Taufmoppe 3
Taufzeug 3 f.
Taufengüldenfraut 238
Teller 198, 199

Teufel, vgl. Düwels
43
Thomastag 43
Tisch 205 f.
Tischsuch 97, 122, 201,
206, 222
Tod, auf d. T., Gegend
d. Lüneb. Heide 96
Tod, Vorzeichen u.
Volks glaube 260 ff.
Tollhundsbutter 238
Torf 58 f., 69, 71 f., 192,
215
Torfstecher 72
Tostedt 96, 216
Totenfrau 261
Totenhand 241
Totenhemd 259, 261
Totenkittel 261 f., 263
Totenlicht 8
Totenverehrung 38
Tracht, f. Kleidung
Trägheit, entehrend 154
Tranfünzel 197
Trauer, Tücher f. Tr. u.
Nichttrauer 83
Trauerjahr 260
Trauermützen 138
Trauung 163, 177 ff., 249
Trinkgeld 76, 169, 180,
247 u. Anm. 1
Trinksitten 248
trohattig = treu 155
Tücher 103, 187, siehe
Kleidung
Tunke 223 f., 226
Türen d. Hauses 188 f.,
200, 218, 219. Große
T. 168, 176, 179, 183,
212, 214, 263. Kleine
T. 192, 207, 212
Tuschfrē, Tuschhei-
rat 158
Twick, e. Gerät 67

U

Ullersmann, f. Ullter-
mann
Ulzen 31
Ungezieser, d. Leiche
mitgegeben 262
Unterröcke 124 f.
Upundalsprung,
höchste Freude 27

V

Vater, niederdeutsche
Formen d. Wortes
184
Verden 14
Vergodendeel, Erntefest
152 f.
Vertoppelung 53 f., 65,
129, 217
Vertobung 157, 158 ff.,
163, 164
Vertobungsringe 159
Verschreibung, f. Ehe-
beredung
Vesperzeit 224
Vieh 179, 208 f.
Viehhandel 247
Viehhüten 45
Vierlande 82, 83, 194
Vögel (ausgepustete
Eier) 153, 205
Vogelfang 36
Voigt im Kirchdorf 250
Volk = Gefinde 224
Volks glaube: 2 f., 36 ff.,
74, 139, 156, 178, 180,
181, 182, 185, 186,
189, 207, 208, 232,
244, 248, 259—63,
f. Heilmittel u. Bär-
lat
Volkslied, f. Lieder
Volksmedizin, f. Heil-
mittel

Vollstätte, kirchliche 250.
Kirche u. V. 258
Vollstracht, echte und
unechte 81 f., 129
Vollhöfner 172
Vollmeier 217
Vollspänner 217
Vörlat (Vorbedeutung,
Vorgeficht) 7, 9, 43,
44, 156, 178, 186, 241,
243, 248
Vullbuckabend,
Weihnachtsabend 42

W

Wach 231 f.
Wagen 68 f., 76, 171,
175, 182, 212, 214
Wahrenholz, Vogtei 257
Walb, f. Marktgenossen-
schaft
Waldbörner 22
Wandschmuck 54, 205
Warmbier 183, 231
Warzen 207, 241
Wasch, auf d. Kopf ge-
tragen 85
Wäsche 193, 199, 248 f.
Wasser 248. Heilkräftig
37 f. Kochendes Auf-
waschw. 156. Schnei-
bendes W. 238. Brüh-
wasser heilkräftig 238.
Ausgießen von W.
hinter d. Sarg 263
Water-warmber,
Suppe 2
Weben u. Webstuhl 76,
77, 111–22, bef. 115 f.,
162
Weber Schiffchen 118, 119,
120
Weichselzopf 242

Weide, Anrecht an die
W. 57, 58 f., 60, 68,
217
Weiden, gemeinsames
58 f., 60
Weiden (zu Knabenspiel-
zeugen gebraucht) 22,
zum Binden 68, 199,
211
Weidenbast 41
Weidenbügel, an der
Wiege 11
Weidenstecken 20
Weiderecht 58, 59, 66,
81
Weihnachtsfeier 36, 42
Weihnachtsglaube 38,
42
Weistümer 57 f., 215
Weiß als Farbe der
Abendmahltracht
129, als vollstümliche
Trauerfarbe 258–60
Weißer Sonntag, fal-
sche Erklärung 53, 56
Weißes Laten (b. Wahr-
sagen) 42
Weißsauer 230
Welle, Ortsname 96
Wellern, das (des Vo-
dens) 188, 191
Wendland (= Wenden-
land), hannoversches
132, 136, 143, 258
Werg, Rohrbalm mit
W. zum Säugen 4
Wermut 238
Westerbeck, Ortsname
41
Westerbecker Moor 43,
138, 143, 144
Westergellerfen 140
Wettauffstehen 38 f., 40
Wettaustrieb 40

Wettebraken 88
Wetterglaube 38, 193
Wettheimtrieb 40
Wettingen 60
Wettspinnen 102
Wickelbänder 1
Wiege 3, 9, 10 f.
Wiegenlieder 11 f.
Wiemen = Stangen-
gerüst d. Hühner 182,
212, zum Räuchern
192
Wien 73 f., 217. Als
Mitgift 84
Wiegendorf 257
Wilbe Jagd 44
Wildnis, Teil d. Markt
58 f.
Windbrüche 57, 215
Windbüg, f. Sludderb.
Winsen, a. d. Aller 58
Winsener Elmarsch 85,
138, 143, 214, 256
Wirbel (d. Kopfes), f.
Haarwirbel
Wirtschaftliche Verhält-
nisse 182, f. Kleidung
Wistedt 96
Wochenbesuche 2, 121
Wochentage: bevorzugt
oder gemieden 74, 167,
186, 241
Wöchnerin 1 f., 204
Woden, f. Rocken, in d.
W. sammeln 253
Wodenblätter 93
Wodan 44
Wohlesbestel 260
Wohnschein 164
Wolf u. Gans, Spiel 18
Wolle 63 f., 80, 94 f.,
96 f., 97, 102, 120 f.,
231, f. Kleidung

Wollhandel [64 f.](#)

Worfeln [79](#)

Wurffspiele [60](#)

Wurst [228 f.](#)

Wurzeln [74](#), [228](#)

[3](#)

Zähne [7](#), [8 f.](#), [241](#)

Zahnweh [38](#)

Zaun [212](#)

Zäunen e. Hauses [188](#)

Zehnte [245](#)

Zeitungen [202](#), [251](#)

Zinngerät [198](#)

Zuckertitt, Zuckertut-
scher [4](#)

Zunderlade [192](#)

Zunge, Löfen d. [3](#). [8](#)

Zutrinken [181](#), [182](#)

Zwerge [241](#)

Zwillinge (Zweffelte),
Seilkraft e. Mutter
von Zw. [7](#), vgl. den
gabelförmigen (zwei-
ten) Baum [8](#)

Zwirn [80](#)

Zwölften, die [44](#)

- Arldt und Flamm**, Die Funkentelegraphie. Mit 75 Abbildungen. Brosch. M. 1.80.
- Dähning, Dr. Eugen**, Logik und Wissenschaftstheorie. Denkerisches Gesamtsystem verstandes souveräner Geisteshaltung. 2. durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Brosch. M. 10.—, gebd. M. 12.—.
- Haacke, Dr. W.**, Vom Strome des Seins. Blicke auf unser künftiges Weltbild. Brosch. M. 1.50.
- Höffding, Professor Dr. H.**, Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Brosch. M. 4.—.
- Lange, Dr. C.**, Über Gemütsbewegungen. Eine psycho-physiologische Studie. Brosch. M. 1.80.
- Lütgenau, Dr. J.**, Darwin und der Staat. Preisgekrönte Arbeit. Brosch. M. 3,20, gebd. M. 4.—.
- Rheinhard, Dr. W.**, Schönheit und Liebe. Ein Beitrag zur Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens. Brosch. M. 3.—, gebd. M. 4.—.
- Kropotkin, Fürst Peter**, Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Brosch. M. 8.—, gebd. M. 10.—.
- Rau, Heribert**, Das Evangelium der Natur. Ein Buch für jedes Haus. 8. Auflage. Mit 90 Abbildungen. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50.
- —, **Beethoven**, Ein Künstlerleben. Kulturhistorisch-biographischer Roman in zwei Bänden. 4. Auflage. Brosch. M. 7.50, gebd. M. 9.—.
- —, **C. M. von Weber**, Ein Künstlerleben. Kulturhistorisch-biographischer Roman in zwei Bänden. 2. Auflage. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50.
- Rossmäßler**, Der Mensch im Spiegel der Natur. Mit über 100 Abbildungen. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50.
- Schneider, Dr. J.**, Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 31 Tafeln. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50.
- —, **Des Volkes Kraft und Schönheit**. Mit 111 Abbildungen. Brosch. M. 10.—, gebd. M. 11.50.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 04349 2217

G.E. STECHERT
& Co.
NEW YORK

